DENKSTEINE. HISTORISCHE ERZÄHLUNGEN. TABOR. KOBER

C ..... von Wachsmann

1.
2. (Passe?)

J. K. J. Puntschert

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Denksteine.

Erster Band.

I. Ein gefallener Stern.
II. Der Buchstabe tödtet!

Tabor, 1852.

Verlag von J. L. Kober.

Denksteine.

Historische Erzählungen

von

C. von Wachsmann.

Erster Band.

I. Ein gefallener Stern.
II. Der Buchstabe tödtet!

Tabor, 1852.

Verlag von J. L. Kober.

Druck bei Al. J. Landfraß in Tabor.

Ein gefallener Stern.

„Ich suchte den Tempel, ich suchte mein Haus,
Und vergaß daß ich wandert' als Sklave heraus,
Sah die Gluth nur, die prasselnd Dein Heil'ges verzehrt,
Und die Hand, der, gefesselt, die Rache verwehrt." —

Byron.

Amalrich, König von Jerusalem, war im neununddreißigsten Jahre seines Alters in's Grab gesunken. Obgleich seine Regierung durch keine besondern Unfälle ausgezeichnet gewesen war, so hatte der König dennoch, von Seiten seiner unruhigen und intriguirenden Vasallen, viel Kummer erlebt. Balduin der Vierte, ein Jüngling von angenehmem Aeußern und guten Geistesgaben, aber bald von einer unheilbaren Krankheit, deren Wesen nicht erforscht werden konnte, ergriffen, folgte seinem Vater auf den Thron. Die Fortschritte des Uebels, das zwei Jahre nach der Thronbesteigung des jungen Fürsten, ihm bereits den Gebrauch eines Arms geraubt und eine Seite gelähmt hatte, ließ dem König das Bedürfniß treuer Rathgeber, die ihn eines Theils der Regierungslasten überheben möchten, fühlen, doch nur ungern und auf

wiederholtes Dringen des Volkes und der mächtigen Barone willigte er ein, daß für dringende Fälle Graf Raimund von Tripolis, jedoch unter der höhern Autorität des Monarchen, ernannt ward. Das Gefühl des jungen Fürsten war durch diese, fast abgezwungene Ernennung tief verletzt worden. Der König liebte den Grafen nicht, denn obwohl dieser als ein Mann von Tapferkeit, vielem Wissen, Erfahrung, die in den Fesseln der Ungläubigen noch mehr gereift, bekannt, außerdem aber mächtig und reich war, so war doch List und Sucht zur Intrigue ihm nicht abzusprechen. Es konnte nicht fehlen, daß in einem Feudalstaate wie dieser, an einem Hofe, wo der Thron auf die Ritterlanzen der Barone, deren feste Burgen von allen Bergen ragten, gegründet war, sich bald zwei Partheien, die eine für den König, die zweite für den Reichsverweser oder eigentlich für den Adel bildeten, welche sich wechselsweise auf's Bitterste haßten und befehdeten. Auf der Seite des Reichsverwesers befand sich die Mehrzahl der Barone, und unstreitig war diese Parthei an Macht die bedeutendste, an List aber ward sie von der andern übertroffen. An der Spitze der letztern befand sich die kluge Gräfin Agnes, wie König Amalrichs geschiedene Gemahlin immer genannt wurde, weil sie noch bei Lebzeiten des

Königs den Grafen Rainald von Sidon geheirathet und sich auch wieder von ihm getrennt hatte; so wie die Prinzessin Sybille, die Schwester König Balduins, Wittwe von Wilhelm Langschwert, Markgrafen von Montferrat, die bald nach dem Tode des Gatten einen Knaben geboren, der als der präsumtive Thronfolger angesehen ward. Der öffentliche Beistand und Rathgeber der beiden Frauen war Joscelin von Courtenay, Reichsseneschal und Bruder der Gräfin Agnes, ihre Macht aber stützten sie auf den Beistand der Templer und Johanniter, und außer diesen auf den Rath und die Hülfe des Legaten Heraclius. — Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß in einem Reiche, an dessen Hofe so viele feindliche Elemente durcheinander kreißten, in einem Lande, wo die Großen des Reichs sich auf ihren Felsenburgen als eben so viele Könige ansahen, und dem Monarchen, der nicht hinlängliche Macht hatte, ihren Ehrgeiz im Zaum zu halten, nur so lange gehorchten als es ihnen gefällig war, alle öffentliche Angelegenheiten so geführt wurden, daß es eben keines Wahrsagergeistes bedurfte, um voraus zu wissen, daß das Reich Gottfrieds von Bouillon sich seinem Ende nahe. —

In einem Hause am Abhange des Bezethahügels, von wo man einen freien Blick über Jerusalem bis weit in das Kedronthal hinein hatte, saß der junge Ritter Guido von Lusignan und blickte, einen offenen Brief in der Hand, sinnend bald in den letztern, bald über die von der Abendsonne überstrahlte heilige Stadt. Der junge Mann galt unbedingt für den schönsten Mann im Christenheere, und selbst Saladin hatte nach der Schlacht von Belfort, als Guido wegen Auslösung der Gefangenen zu ihm gesendet worden war, bei seinem Anblicke ganz erstaunt ausgerufen: „Bei Allah! dieser Ungläubige ist sehr schön! Es hat Allah gefallen, seine Gaben nicht blos den Gläubigen zu spenden.“ Körperschönheit war indeß das Hauptbesitzthum, dessen sich der Jüngling zu rühmen hatte. Zwar war er von uraltem, edlem Geschlechte, — sein Vater Hugo von Lusignan und la Marche hatte seinen Namen neuerdings bei der Niederlage Nureddins im Thale von Balbek berühmt gemacht, — aber die Geistesgaben des jungen Mannes standen nicht so hoch als seine Schönheit, außerdem war er wenig begütert, und Beides war hinreichend, daß er nicht so an Ansehen im Heere und am Hofe hervorragte, als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde. — Noch blickte Guido in tiefem Sinnen auf die vom letzten

Abendstrahl erleuchteten Höhen des Oelbergs und des Zion, während die Schatten der Nacht sich bereits immer mehr über die Hügel Acra und Moria breiteten, und die kleinen Häuser, die in der Tiefe des Tyropäons lagen, im Dunkel der Nacht verschwanden, als sich die Thüre des Zimmers öffnete und ein langer magerer Mann, ein Vierziger, gekleidet in die Tracht des Tempelordens, hereintrat. Die Gesichtsfarbe desselben war äußerst dunkel, und dies so wie die gekrümmte Nase, die stechenden, wild blickenden Augen, die schneeweißen etwas langen Zähne, und der ganze Gesichtsschnitt gaben seiner Physiognomie mehr ein orientalisches wie ein europäisches Ansehen.

„Ach, Ritter Ivo!“ rief Guido bei seinem Anblick, wie es schien, nicht unangenehm überrascht. „Das ist schön von Euch, daß Ihr mich in meiner einsamen Klause zur Abendzeit heimsucht. Ich befinde mich gerade in einer Stimmung, wo ein aufheiterndes Gespräch mir Noth thut.“

„Damit kann ich dienen!“ rief der Templer lachend, und in einem Dialecte, dem man anhören konnte, daß das Abendland nicht seine Heimath sei. — „Ich komme eben aus einer Gesellschaft, wo es äußerst lustig herging. — Aber,“ setzte er hinzu, in-

dem er sich auf eine Ruhebank warf, „habt Ihr etwa einen Becher Sorbet zur Hand, so rückt heraus damit, denn die Zunge klebt mir am Gaumen, und dennoch muß ich heute, bei der Abendtafel meines Meisters, mich geberden, als wäre der Wein ein Brechmittel, und das halbsalzige Wasser aus dem Brunnen Siloa edler Nectar."

Guido erhob sich lächelnd, und rief einem Knappen, der bald darauf einen Krug und zwei Becher brachte.

„Ich begleitete," erzählte der Templer, nachdem er einen Trunk gethan, mit spöttischem Lächeln, „den hohen Meister in den Reichsrath, welcher gehalten wurde. Ein wichtiger Gegenstand sollte berathen werden, fast alle Barone waren beisammen. — Hört Guido! Habt Ihr jemals eine Judenschule besucht? Nicht? Schade darum! Ihr hättet Euch sonst ein gutes Bild von der Reichsversammlung machen können. — Da war der Graf von Tripolis; dieser sprach noch am gescheidtesten. Er hatte einen Plan, mit dem er jedoch nicht recht herausrücken wollte, weil er zu groß war, um in den kleinen Köpfen Platz zu finden, und zu klug, als daß man ihn angenommen hätte. Dagegen die Andern! Balian von Ibelin sprach von den Rechten des Thronfolgers,

Rainald von Chatillon von Beutezügen, Boemund wollte Saladin nicht beleidigt wissen, Roger du Moulin der Johannitermeister schrie von des Ordens Rechten, Gerhard von Riderfort, mein hoher Vorgesetzter, that wie er immer zu thun pflegt, er lächelte und zuckte erst die rechte dann die linke Schulter, sagte Diesem ein: „Ja," dem Andern ein: „Nein" in's Ohr und gab auf's Beste zu verstehen, was ohnehin ein Jeder weiß, daß der ihn hat, der ihn am besten bezahlen wird." —

„Aber sagt mir, Guido, was Euch fehlt!" rief Ritter Ivo, seine Blicke starr auf den Jüngling richtend. „Ich bin eben im besten Zuge Euch zu erzählen, wie wir Alle auf einem unterhöhlten Boden uns lustig machen, uns katzbalgen, und wie der Anfang des Endes immer näher rückt, Ihr aber hört mich nicht und blickt fortwährend auf jenen Brief. Ich kann mir denken was darin steht! Es wird ein Mahnbrief sein aus Ptolemais oder Joppe. Wer zum Henker! aber wird sich deshalb trübe Gedanken machen! Denkt doch daran wie alle die Herren und Fürsten, die hier versammelt sind, sich blos darüber grämen, daß ihnen Niemand weiter etwas borgen will, daß aber keiner von ihnen um das Bezahlen

bereits gemachter Schulden sich nur ein graues Härlein wachsen läßt.“

„Schulden,“ sagte Guido mit trübem Lächeln, „sind es nicht die mich drücken.“

„Stürzt Euer altes Nest — wie heißt es doch! Da in der Nähe vom Schloß Belvoir — etwa zusammen, und Ihr habt kein Geld es wieder aufzubauen?“ fragte Ivo gemächlich den Becher ausschlürfend. — „Laßt den Bettel zusammenstürzen. In zwei, drei Jahren befindet er sich doch in den Händen Saladins.“

„Haltet Ihr denn Geld für ein so großes Gut, daß dessen Mangel so viel Kummer machen könnte?“ fragte Guido.

„Ja, junger Herr,“ rief Ivo und sein sonst so spöttisches Lächeln machte einer finstern, fast grimmigen Miene Platz, „es ist dasselbe eins von den drei zufälligen Dingen, mit deren einem oder zweien ein gescheidter Kopf Wunderdinge ausrichten kann, die aber, wenn sie alle drei bei einem Sterblichen zusammentreffen, eben so viel unwiderstehliche Talismane werden, und seinem Willen Alles unterwerfen. Mir hat das Schicksal alle drei versagt. Besäße ich eins von diesen Gütern, noch heute würfe ich den weißen Lappen mit dem rothen Kreuze“ — er packte

mit der Faust den Templermantel — „dem Meister vor die Füße. Mit diesem Einen wollte ich viel zuwege bringen. Ihr besitzt zwei dieser Kleinode, sie nützen Euch nichts, denn Ihr wißt sie nicht zu gebrauchen und das ist eben der Fluch, der an ihrem Besitze haftet."

„Ihr macht mich ganz neugierig, Ivo;" sprach Guido lachend. „Nennt mir doch diese kostbaren Güter."

„Die drei Talismane, durch die der Kluge Alles erringen kann," rief der Templer, indem er den Jüngling im Eifer der Rede heftig am Arme faßte, „sind: Geburt, Schönheit und Reichthum."

„Was das Letzte anlangt, so mögt Ihr nicht Unrecht haben;" sagte Guido nach längerer Pause. „Reichthum ist ein großer Vorzug." —

„Nicht größer als jene andern!" unterbrach ihn Ivo heftig. „Ihr schätzt die Erstern nur gering, weil Ihr sie besitzt, und darum unter dem ihnen anklebenden Banne steht: daß Ihr sie nicht zu benutzen wißt. — Der Reichthum, wenn Ihr ihn besäßet, würde Euch eben so wenig helfen. Ich an Eurer Stelle, ohne reich zu sein, wäre König von Jerusalem."

Guido lachte laut auf. Der Templer runzelte finster die Stirn.

„Daß Ihr lachen könnt, ist ein Beweis für meine frühere Behauptung!“ sprach er düster. „Ihr kommt mir vor wie ein Kind, dem ein wohlwollender Zauberer eine Handvoll Diamanten schenkt, und welches die werthvollen Steine auf dem Spielplatz liegen läßt, weil es deren Glanz überdrüssig geworden.“

„Und Ihr seid ein Zauberer? Nicht wahr?“ rief Guido noch lauter lachend. „Denn nur ein solcher könnte verheißen Unmöglichkeiten möglich zu machen.“

„Was Euch eine Unmöglichkeit dünkt, ist für mich keine;“ erwiederte Ivo fest. „Ich wiederhole Euch: An Eurer Stelle wäre die Krone Jerusalems mein. Noch mehr: Ich, der arme Templer, der nach der Ordensregel selbst willenlos sein soll, ich, der Sohn eines unbekannten armenischen Edlen, der kaum Vater und Mutter kannte, wollte mich verbürgen, die Krone dieses Reichs auf Euer Haupt zu setzen, wenn — wenn Ihr ein Mann wäret.“

„Ritter Ivo,“ sagte der Jüngling ernst, „ich denke, Ihr seid nicht gekommen, mich zum Gegenstande Eurer Scherze oder Beleidigungen zu machen.“

„Ich scherze nicht, und eben so wenig bin ich

gesonnen Euch zu beleidigen;" sagte der Templer kalt. „Ich zweifle nicht an Eurem Muthe. Der Sohn Hugo's des Braunen, des Kämpfers von Balbek kann kein Feigling sein. Bei Alledem muß ich Euch sagen, daß ich den bloßen Muth sehr gering anschlage. Er kann das Eigenthum jedes Troßbuben sein, und wenn die Leute es bewundern, wie Rainald von Chatillon mit zwanzig oder dreißig Reitern unter seinem gewöhnlichen Feldrufe: „Bei Gottes Helmmütze! Greift an!" (Par la greve de Dieu!) auf hundert Feinde losstürzt, so kann ich nur die Achseln zucken. Meiner Meinung nach verdient nur der den Namen: Mann, der im Kampfe mit dem Schicksal gerade auf das Ziel, das er sich selbst gesetzt, ohne rechts oder links zu blicken, lossteuert, und als Sieger aus diesem Kampfe hervorgeht."

„Der Erfolg also" — hob Guido an.

„Ja, der Erfolg;" unterbrach ihn Ivo. „Der Erfolg entscheidet über die That. Das große Unternehmen gelingt stets."

„Auch durch solche zufällige Mittel, wie die, so Ihr vorhin genannt?" entgegnete der Jüngling kopfschüttelnd.

„Das Mittel, durch das etwas Großes vollbracht wird, ist allein das wahre!" rief der Templer. „Wollt

Ihr ein Mittel, durch welches ein armer Rittersmann zu einer Königskrone gelangt, ein kleines nennen?"

„Ich sehe in dem, was Ihr da sagt, nichts als einen Scherz, wenn auch einen ziemlich wunderlichen;" sprach Guido fast verdrießlich.

„Und ich sage Euch," sprach der Templer aufstehend und beide Hände auf des Jünglings Schultern legend, „ich sage Euch, Guido von Lusignan, so wahr Ihr lebet und so wahr meine Seele lebt: Ihr sollt die Krone von Jerusalem auf Eurem Haupte tragen, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollet. — Blickt dort hinaus auf die schlummernde Stadt!" setzte er mit starker Stimme hinzu, indem er den Arm nach dem offenen Fenster ausstreckte. „Dort in der Grabeskirche soll man Euch die würdigste Krone der Christenheit aufsetzen, und dort auf der Höhe des Zions soll Euer Königsbanner wehen! Sollte Euch dies nicht genug dünken, um es wenigstens zu versuchen — ein Mann zu sein?"

„Bei Gott, ich weiß nicht, ob ich träume oder wache!" rief der Jüngling von der Rede des Templers wunderbar ergriffen. „Alles was Ihr da sagt, klingt wie ein Mährlein mir in's Ohr, und dennoch sprecht Ihr ganz als wie im Ernst."

„Wie oft soll ich Euch noch sagen: Es ist mein

Ernst!“ rief Jener. — „Ich habe nun einmal eine Neigung zu Euch. Ich will Euch groß, geehrt und glücklich machen. Ich sehe Euch im Besitz von Eigenschaften, dazu zu gelangen, ohne daß Ihr diese Eigenschaften anzuwenden wüßtet. — Glaubt mir,“ setzte er höhnisch lächelnd hinzu, „hätte ich diese Güter, ich dächte nicht an Euch; ich habe sie aber nicht, und so will ich sie Euch verwerthen helfen. — Freilich ist eine Bedingung dabei.“

„Und diese ist?“ fragte Guido.

„Dies Alles,“ sagte der Templer, indem er auf die Stadt zeigte, über der eben der Mond emporstieg, „das Erbe der Könige des alten Bundes, soll Euer sein, wenn Ihr mir versprechet, stets unbedingt meinem Rathe zu folgen!“

Noch immer auf's Eigenthümlichste erregt blickte Guido starr auf den Templer. Der Mond erhellte nur unvollkommen das Zimmer, aber der Jüngling konnte das unheimliche Funkeln des Auges des neben ihm befindlichen dunkeln Mannes deutlich erkennen, und dies, wie der höhnische Ausdruck seiner Züge, der nach der schlafenden Königsstadt ausgestreckte Arm, so wie der Inhalt der Rede erinnerten Guido unwillkürlich an die Worte des Versuchers: „Das Alles

will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest!"

Verwirrt stammelte daher der Jüngling:

„Gern will ich Euch dies Versprechen geben, aber ich hoffe, Ihr verlangt nichts was gegen Gott sei oder die Ehre meines Hauses."

„Ich bin Templer und Ritter, und darin liegt die Erledigung Eurer Besorgnisse;" erwiederte Ivo düster. — „Aber mich dünkt, Messire," setzte er mit unbeschreiblichem Hohne hinzu, „wenn man Boemund, Balian von Ibelin, oder einem andern der Großen dieses Reichs den Vorschlag machte, die Krone desselben anzunehmen, so würden sie weniger bedenklich sein."

„Verzeiht Freund! Ich habe Euch nicht durch Verdacht kränken wollen, und ich fühle, daß ich Euren Spott verdiene;" sprach Guido beschämt. „Uebrigens vertraue ich Euch unbedingt."

„Wohlan, so ist unser Pact geschlossen!" sagte der Templer. „Was ich Euch verspreche, werde ich halten. Das Gleiche hoffe ich von Euch, hoffe es aber nicht nur bis Ihr das geworden, wozu ich Euch machen werde, sondern auch über diese Zeit hinaus, und bis ich Euch selbst Eures Wortes entbinde. — Damit wir indeß," setzte er kalt und mit schneiden-

dem Tone hinzu, „in einer Zeit und Lage, wo es unpassend wäre über die Auslegung des Vertrags uns zu streiten, nicht in Zwist gerathen, so sage ich Euch ein für alle Mal: So gewiß ich der Mann bin Euch zu erheben, so gewiß bin ich auch der, der die Macht hat Euch zu stürzen. — Doch genug, wir sind einig! Morgen beginnen wir mit den Vorbereitungen zu unserm Werke. Ihr betretet da die Schwelle zum Thor der Ehren."

„Und was soll ich thun?" fragte der junge Mann.

„Hört mich an!" sagte Ivo, indem er den Jüngling bei der Hand faßte. „Uebermorgen ist Versammlung des Adels. Man wird über die Wiedervermählung der Prinzessin Sybille berathen. Jeder der Heereshäupter hat sein Plänchen. Aber — kennt Ihr die Fürstin?"

„Von Ansehen! Sie ist eine schöne Frau;" versetzte Guido.

„Nicht wahr?" sprach Ivo lebhaft. „Nun das schöne, glühende, lebenslustige Weib, soll verschachert werden. Jeder der Barone, falls er nicht selbst als Bewerber auftreten kann, hat bereits einen Freier bei der Hand. Die meisten Aussichten haben die Söhne Roberts von Bethune, die von Philipp Gra-

fen von Flandern unterstützt werden, da er dafür die Besitzthümer ihres Vaters in seinem Lande an sich zu bringen hofft. Milo von Plancy hat einen Vetter, Boemund einen Freund, der Graf von Tripolis gar einen Verwandten Saladins im Rückhalt.“

„Was?“ rief Guido lachend. „Einen Saracenen?“ —

„Der Vorschlag,“ sprach Ivo kalt, „ist zu verständig als daß er durchdringen sollte. Dennoch wird es in wenig Jahren dahin kommen, daß man dem Kaliphen die Auswahl unter den Fürstentöchtern des Kreuzheeres anbieten, und sich glücklich schätzen wird, wenn dieser sie für seine Verwandten annimmt. Doch lassen wir dies jetzt. Uebermorgen, wie gesagt, ist große Berathschlagung. Jeder denkt nur an sich und seinen Plan, Niemand an Sybillens Recht sich einen Gatten selbst zu wählen. Niemand wird für die Fürstin sprechen. Da tretet Ihr als der Vertheidiger der Rechte des schönen Weibes auf.“

„Ich? Wo denkt Ihr hin!“ rief Guido. „Ich der Unbedeutende, Unbeachtete, sollte auftreten, allen Fürsten und Herren widersprechen. Man würde es für Eitelkeit, für Anmaßung halten.“

„Das würde man,“ fiel Ivo ein, „wenn Ihr nur im Mindesten Ungewißheit, oder gar Schüchtern-

heit zeigtet. — Ihr nennt Euch unbedeutend? Das seid Ihr nicht, denn Ihr habt zwei jener Eigenschaften, zwei von jenen dreien, die zu Allem berechtigen: — Ihr seid von edler Geburt, und seid schön. — Ihr sagt, daß Ihr unbeachtet seid. Desto besser! Kennte man Euch, so wüßte man Eure Pläne, wie Eure Kräfte sie durchzuführen, zu beurtheilen. Die Welt tarirt den Unbekannten gern zu hoch oder zu niedrig. Beides ist ein Vortheil für den, der diese Werthschäzzung zu benutzen weiß."

„Und wenn man die Anmaßung des Unbekannten lächerlich machte, sie höhnisch zurückwiese?" wandte Guido ein.

„So setzt Ihr dreifachen Hohn dagegen!" rief Ivo lebhaft. „Ihr nehmt auf Niemand Rücksicht als auf den König, den Patriarchen und beide Orden. Daß Ihr für die Schönheit und Tugend Sybillens" — der Templer lachte — „begeistert seid, daß diese es sind, die Euch für ihre weiblichen Rechte zu streiten aufgerufen haben, versteht sich natürlich ganz von selbst."

„Und wozu," sagte Guido kopfschüttelnd, „soll dies Alles führen? Meint Ihr, daß sich die Barone, von denen, wie Ihr sagt, Jeder seinen Plan hat, von mir überzeugen lassen werden?"

„Nein!“ erwiederte Ivo trocken. „Ich glaube nicht, daß Einer unter ihnen ist, dem man diese Einfalt zutrauen könnte. Darauf ist es aber auch nicht abgesehen.“

„Nun, so begreife ich nicht, warum ich mich lächerlich machen soll!“ rief der Jüngling verdrießlich.

„Um einst König von Jerusalem zu werden;“ versetzte kalt der Templer.

„Ach, das ist Euer Scherz!“ rief unmuthig der junge Mann.

„Ich scherze niemals!“ sprach der Templer, indem er mit düstern Blicken den Jüngling ansah. „Ihr kennt mich zwar noch nicht lange, aber doch hinreichend, um zu wissen, daß ich nicht der Mann bin der es liebt, seine Zeit so zu vergeuden. Ueberdem haben wir im Ernst ein Abkommen getroffen — wenigstens ich sehe die Sache von dieser Seite an — und so bitte ich, Messire, sie gleichfalls so zu betrachten. Ihr werdet in Kurzem beurtheilen können, ob ich Der bin, der mehr verspricht, als er zu halten denkt.“

„Sagt mir aber nur“ — begann Guido wieder.

„Nichts sage ich Euch;“ unterbrach ihn Ivo „Unbedingt, so lautet unser Pact, müßt Ihr meinem Rathe folgen. — Nun hört weiter. In der übermorgenden Versammlung, der der König und die

Fürstinnen persönlich beiwohnen werden, laßt Ihr alle Große ruhig ihre Gründe darlegen, Ihr sagt nicht ein Wort, bis Alle gesprochen haben, dann tretet Ihr auf. Keck, aber mit Ruhe erklärt Ihr dann, daß Ihr in Eurem und aller Gleichgesinnten Namen gegen Alles protestirt — einzig den höchsten Willen des Königs ausgenommen — was der freien Wahl der Prinzessin einen Zwang anthun könnte. Ihr sagt, daß Ihr in jeder Einmischung von Seiten der Barone eine Verletzung der Rechte der Krone, wie der Rechte der Fürstin als Frau, als Schwester des Monarchen, und als Mutter des Thronfolgers, sehen müßtet, und daß Ihr zu ihrem Schutze die Macht der Kirche in der Person des Patriarchen, die Orden der Templer und Johanniter, so wie aller gleichgesinnten Mitglieder des Adels anriefet. Laßt Eure Rede kurz, aber in starken, begeisterten Ausdrücken gehalten sein, und verlaßt nach den letzten Worten trotzig den Saal."

„Wahrhaftig!" rief Guido von dem Vorschlage lebhaft angeregt. „Es ist keine kleine Aufgabe, die Ihr mir stellet."

„Aber eine schöne!" versetzte der Templer. „Sollte sich ein junger Rittersmann nicht geschmeichelt fühlen, den Paladin eines schönen, liebeglühenden, und deshalb gewiß nicht allzuspröden Weibes zu machen?"

„Gewiß; — Gewiß!“ rief Guido entzückt. „Ich thue es, Ivo! Ich würde es selbst thun, wenn ich Euch auch nicht mein Wort gegeben hätte, Euch unbedingt zu folgen, und weiter nicht der geringste Vortheil dabei wäre. — Und der König und die Prinzessin werden gegenwärtig sein! Sagtet Ihr nicht so?“

„So ist's;“ versetzte Ivo.

„Ist Sybille liebenswürdig;“ fragte der junge Mann.

„Sie ist so liebenswürdig als schön,“ entgegnete der Templer. „Sie näher kennen zu lernen und nicht zu lieben ist unmöglich.“

„Mir würde es dennoch möglich sein!“ versetzte Guido seufzend, und indem er unwillkürlich auf das auf der Tafel liegende Schreiben blickte.

„So liebt Ihr schon? Ihr seid durch irgend ein Weib gefesselt?“ fragte der Templer wie auf's Unangenehmste überrascht.

„Ich liebe — das Andenken einer Todten!“ entgegnete Guido, indem eine Thräne unwillkürlich seine Wimpern näßte.

„Erzählt! — Erzählt!“ rief Ivo lebhaft. „Ich nehme an Allem Antheil, was Euch begegnet. — Hat dieser Brief auf Eure Neigung Bezug?“

„Allerdings!“ erwiederte Guido kummervoll. „Er enthält die letzten Nachrichten über ein Wesen, das

mir theuer war. — Die Besitzungen meines Vaters," fuhr der Jüngling fort, „gränzten an das Besitzthum Guillaumes de Chateaublanc, der bei seinem Tode eine Wittwe und zwei Kinder, Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen hinterlassen hatte. Meine Mutter war die Freundin jener Dame, ich, obgleich mehrere Jahre älter, der Spielgefährte der Kinder. Die letztern waren schön und glichen sich, wie dies bei Zwillingen wohl vorzukommen pflegt, auf ein Haar. Wir liebten uns wie Geschwister, und es war ein Lieblingsgedanke beider Mütter, daß Klotilde und ich einst ein Paar werden sollten. Wir waren mit diesem Gedanken aufgewachsen und er war in uns erstarkt, ja, so zu sagen, zu etwas ganz Sicherem, bereits Entschiedenem geworden. Wie ich Euch schon früher erzählte, begleitete ich den Grafen von Toulouse in's Morgenland, wo mein Vater die beiden Burgen, die Ihr kennt, als Lehnsmann des Grafen besaß. Klotilde wuchs indeß zur Jungfrau heran, ihr Bruder Klotar begab sich an den Hof des Grafen von Nevers, das Waffenhandwerk zu erlernen. Mein Vater und meine Mutter waren indeß gestorben. Es fand sich, daß deren Güter übermäßig verschuldet waren. Der Graf von Toulouse übernahm sie für eine Summe, die ihm erlaubte mir noch etwas heraus-

zuzahlen, damit ich wenigstens im Stande sei, mein geringes Erbe im Morgenlande zu erhalten. Durch Briefe war ich stets mit Klotilden in Verbindung geblieben. Wir liebten uns, ohne uns eigentlich zu kennen; wir hatten uns ja nur als Kinder gesehen. Vor ungefähr einem Jahre erhalte ich die Nachricht, daß Klotilde sich zu der Gräfin von Champagne, die mit ihrem Gemahle bereits nach dem heiligen Lande unterwegs sei, als Ehrenfräulein begeben, und mit dem ersten Fahrzeuge, das von Toulon abginge, einschiffen werde. Hier hofften wir uns wieder zu begegnen, uns endlich für immer zu vereinigen. — Heute erhalte ich einen Brief aus Famagosta, daß „der Falke," so hieß das Schiff, auf welchem sich Klotilde, ihrem letzten Briefe zufolge, einzuschiffen gesonnen war, an der Küste von Cypern mit Mann und Maus in einem heftigen Sturme untergegangen sei." — Das Gesicht des Templers, beim Beginne der Erzählung düster und verdrießlich, erheiterte sich gegen das Ende derselben immer mehr.

„Ein trauriger Zufall," sagte er nach einer Pause, „aber es scheint ein Fingerzeig des Schicksals, daß eine Liebe, die sich aus den Kinderjahren, oder besser zu sagen, aus kindischen Neigungen datirte, nicht bestimmt war Euch zu beglücken. Das Letzte wäre

wohl ohnehin zu bezweifeln gewesen. Empfindungen dieser Art sind ihrer ruhigen sanften Natur nach, nicht geeignet das ewig unruhige, verlangende Menschenherz auszufüllen. Ihr mögt Euch das Leben an Klotildens Seite manchmal mit recht schönen Farben ausgemalt haben, aber es wäre noch die Frage, ob die Wirklichkeit demselben nicht eine ganz andere Färbung aufgetragen hätte. Wie Ihr sagt, habt Ihr Euch ja nur als Kinder gesehen."

„Allerdings! Aber Klotildens Bild stand stets lebhaft vor meiner Seele. Und dann, wie leidenschaftlich, mit welcher Schwärmerei hing das Mädchen an meinem Andenken! Jeder Buchstabe ihrer Briefe war ein Zeugniß einer innig liebenden Seele. Sie schien als Kind, und als ich sie verließ, ihren Jahren vorausgeeilt zu sein."

„Hin ist hin, verloren ist verloren!" sprach Ivo düster. „Blickt auf mich. Vom ersten Augenblicke meines Daseins an stand ich allein. Mich liebte Niemand. Vielleicht nicht einmal meine Mutter, der meine Geburt nach längerem Siechbette den Tod brachte. Mein Herz hängt an nichts, etwa den Ruhm ausgenommen. Weiberliebe hat mich nie gerührt. Sie ist mir aber auch" — er lachte, und sein Lachen hatte etwas Grimmiges — „eben nicht oft in den

Weg getreten. Dies ist natürlich. Die Natur versagte mir das, was den Weibern gefällt. Mit Euch ist es ein Anderes. Sie überschüttete Euch mit ihren Gaben, und ihr wäret ein Thor, wenn Ihr sie Euch nicht zu Nutze machen wolltet. Hier aber, an einem Hofe, wo zwei Frauen, beide für Männerschönheit eben nicht unempfindlich, die Sonnen sind, um die sich Alles bewegt, ist der Platz, wo Ihr Euer Glück machen könnt, nein machen werdet, wenn Ihr meinen Rath durch die That unterstützt. Mein Rath aber ist, daß Ihr Eure erste Liebe vergesset, und daß Ihr bei einer zweiten mehr mit dem Kopfe, als mit dem Herzen liebet. Glaubt mir: Nur Der, welcher bei Weiberliebe sich den Kopf frei zu halten vermochte, ist durch Weiberliebe etwas geworden.“ —

Es war bereits Mitternacht vorüber, als der Templer das Haus verließ und, dicht in seinen Mantel gehüllt, durch mehrere enge, sich bergauf windende Gäßchen wandelte, bis ihn endlich ein kleines für ihn offen gehaltenes Pförtchen des Tempelhofes aufnahm. —

Am frühen Morgen des folgenden Tages saß die Prinzessin Sybille an einem offenen Fenster ihres Zimmers, vor dem eine Straße vorbeilief, die nach der Area des Tempels führte. Die Fürstin war eine

der schönsten Frauen ihrer Zeit. Die vollendeten Formen ihres Körpers wurden nur durch den Glanz ihres Auges, ihres Haares und die Rosen der Wangen übertroffen. Der Ausdruck ihrer Züge deutete auf Sinn für Lebensgenuß, und allerdings ward ihr dieser in hohem Maße zugeschrieben. Der Ruf beschuldigte Sybillen, daß sie, den Männern im Allgemeinen nicht abgeneigt, schon bei dem Leben ihres Gemahls, allerlei Liebesabentheuer gehabt habe, und auch als Wittwe sich nicht unempfindlich für Männerschönheit zeige. Bei Alledem wußte man nichts Bestimmtes, was ihr zur Last gelegt werden konnte, zu bezeichnen, nur war so viel gewiß, daß die Fürstin, von Natur lebhaft und sich leicht von dem Moment fortreißen lassend, weniger als sie sollte, auf die hohe Stellung, die sie inne hatte, Rücksicht nahm. Dies sollte, so behauptete man wenigstens, der Grund sein, warum auch König Balduin mehr als bisher, eine Wiederverheirathung der Schwester betrieb. Früher hatte man das Gegentheil vorausgesetzt, denn eine Neigung, trotz seiner Kränklichkeit Alles selbst zu bestimmen und zu leiten, eine Art Eifersucht gegen Jeden, dessen Thatkraft dem königlichen Ansehen Eintrag thun könnte, mithin ein Widerwille gegen einen Schwestermann, dem er jedenfalls eine Art Ansehen oder Macht zugestehen mußte,

gehörte zu den Schwächen des sonst viele gute Eigenschaften besitzenden Fürsten. —

Wie es schien, erwartete die Prinzessin Jemand, denn sie blickte fortwährend aus dem Fenster, oder nach der Thür, bis plötzlich der Templer Ivo gemeldet ward.

„Endlich kommt Ihr!" rief sie dem Eintretenden zu, ihm zugleich die üppige, volle, weiße Hand wie zum Gruße entgegenstreckend.

„Ich denke, Madame," sagte Ivo, indem er das Knie beugte und die Hand der Fürstin küßte, „daß der Meister mir den Bruch des Ordensgelübdes, indem ich die schönste Hand im ganzen Morgenlande an die Lippen drücke, um so eher vergeben muß, als er allein Schuld ist, daß ich mich nicht früher einfand."

„Halb geistlich, halb weltlich, und treulos wie ein Templer! Heißt nicht so das Sprüchwort?" versetzte die Prinzessin, indem sie ihm lachend und muthwillig auf die Hand schlug. „Ich möchte Euch aber lieber halb Templer halb Saracene nennen, und weiß auch nicht, ob ich Euch auch nur halb trauen darf."

„Laßt lieber den halben Templer weg," sprach Ivo in den Scherz eingehend, „und haltet mich für einen ganzen Saracenen, in der Bewunderung weib-

licher Schönheit, vor Allem aber ganz für Euren treuesten Diener."

„Nun, was habt Ihr bei Eurem Meister ausgerichtet?" fragte die Fürstin, indem ihre Miene ernster ward.

„Alles und nichts, Madame;" erwiederte Ivo. „Er will Eure Ansprüche unterstützen, sobald sich Jemand als Vertheidiger derselben erhebt, aber er will nicht zuerst als dieser auftreten, weil er, wie er sagt, dem Orden, dem die Barone feindlich gesinnt sind, dadurch nur noch mehrere und erbitterte Feinde zuziehen würde."

„Gerade so spricht Roger du Moulin, und es ist wunderbar, wie Tempel- und Johannitermeister, wie beide Orden, die sich sonst so von Herzen hassen, in meiner Sache so einverstanden sind!" rief unwillig die Fürstin. „Es ist also beschlossene Sache, ich soll an den Meistbietenden verschachert werden."

„Das verhüte Gott!" rief Ivo. „Dann müßte im ganzen Orient kein Herz für Schönheit und Liebe schlagen. Es kann nicht fehlen, es muß sich Jemand finden, der Euch seinen Arm anbietet, und ist dies der Fall, dann finden sich Mehrere, und endlich versprochenermaßen Kirche und beide Orden."

„So wißt ihr vielleicht Jemand? — Ich bitte

Euch, Ritter, seid nur ein einziges Mal offen, nicht so geheimnißvoll, wie es stets Eure Art ist."

„Ich weiß Niemand, Madame, von dem ich es mit Gewißheit voraussetzen könnte;" sagte Ivo ruhig. „Dennoch, meine ich, kann Euch ein Vertheidiger Eurer Rechte nicht fehlen, wenn Ihr einmal auf meinen früheren Vorschlag nicht zurückkommen wollet."

„Sagt mir nur, Ritter Ivo, wie Ihr auf den rasenden Gedanken gekommen seid, daß ich dem Fürsten Adel, dem Bruder des Sultans, als Weib die Hand reichen soll!" rief Sybille unwillig. „Der König, die Kirche, die Barone, die Orden, Alle würden sich widersetzen, wenn ich auch närrisch genug wäre, mich für meine Lebenszeit in das Frauengemach eines Saracenenfürsten einsperren zu lassen."

„Der König — ja;" erwiederte Ivo kalt. „Er würde sich nicht zu der Größe des Gedankens erheben können. Die Kirche müßte — natürlich schon der Form wegen — protestiren. Der Adel wäre halb für, halb gegen die Sache. Der vernünftige Theil, den Grafen von Tripolis, so wie alle Ruheliebenden und Reichen an der Spitze, wäre dafür, die Verschwender und Beutelustigen, mit Rainald von Chatillon, natürlich dagegen. Tempel und Hospital protestirten öffentlich, und unterstützten Euch heimlich."

„Und wenn Alle „Ja!“ sagten, so spräche ich „Nein!“ rief Sybille. „Komme was da komme! Zum zweiten Male lasse ich mich nicht verhandeln. — Aber seht einmal, Ivo!“ setzte die Prinzessin rasch hinzu. „Wer ist der schöne junge Mann, der eben vorbei reitet? — Ich entsinne mich, ihn bereits ein paar Mal am Hofe, doch immer nur in der Entfernung, gesehen zu haben.“

„Kennt Ihr ihn nicht, Madame?“ sprach der Templer mit dem gleichgültigsten Tone. Dennoch ist er einer Eurer größten Bewunderer, ja seine Begeisterung für Euch ist so zu sagen sprichwörtlich geworden. Ich wette, auch in diesem Augenblicke führt ihn blos der Wunsch Euch zu sehen dieses Weges.“

„Und sein Name?“ fragte die Fürstin lebhaft.

„Guido von Lusignan, der Sohn Hugo's des Braunen. Er gilt für den schönsten Mann im Heere, und ist dabei von großer Tapferkeit und guten Geistesgaben. Die letztern entdeckt man erst bei näherer Bekanntschaft, denn eine übermäßige Bescheidenheit, die ich fast Schüchternheit nennen möchte, hindert ihn sich einem Fremden mitzutheilen.“

„Diese hat ihn wohl auch stets gehindert sich mir zu nahen;“ versetzte Sybille mit lebhaftem An-

theil. „Der junge Mann fiel mir auf wegen seiner ausgezeichneten Schönheit.“

„Er hat eine Menge Vorzüge, die ihn vor allen unsern jungen Herren auszeichnen, Reichthum ausgenommen;“ sagte Ivo, doch in einem Tone, als ob er von einer ihm völlig gleichgültigen Person spräche. „Seine Verehrung für Euch hat ihm bereits allerhand Neckereien von Seiten unserer jungen Ritterslente zugezogen, und erst neulich war ich dabei, als einige lustige Kumpane ihn so in Harnisch brachten, daß er seinen Handschuh mitten in den Saal warf und mit Jedem eine Lanze brechen wollte, der da behaupten würde, daß irgend eine Frau im ganzen Morgenlande die Prinzessin Sybille an Schönheit überträfe.“

„Geht! Geht! Ihr wollt mir da etwas aufheften;“ rief die Fürstin, aber die Art, wie sie dies sagte, zeigte nicht von Ungläubigkeit. — „Bei Alledem,“ sprach die Fürstin lachend, „will ich mir einen Scherz mit dem jungen Manne machen; ich will ihn nächstens anreden, und das wird ihn in Verlegenheit bringen. — Doch jetzt zu etwas Ernstem. Was räth mir der Templermeister, wenn man sich einigen und mir Jemand bestimmt als Gatten aufdringen wollte?“

„Bedenkzeit zu verlangen, wie es das Herkommen fordert, und zwar — um Zeit zu gewinnen;“

versetzte Ivo achselzuckend. „Ich meine indeß, dies heißt Zeit — verlieren."

„Und Euer Rath?" fragte Sybille den Ritter fixirend.

„Ich habe bei Euer Gnaden kein Glück im Rathgeben;" versetzte Ivo frostig. „Meinen ersten Vorschlag nanntet Ihr rasend, einen zweiten würdet Ihr abgeschmackt nennen."

„O, ich bitte Euch!" sprach die Prinzessin verdrießlich. „Jetzt ist es nicht an der Zeit, den Beleidigten zu spielen."

„In der That, gnädige Frau," erwiederte Ivo kalt. „Der Rath, den ich Euch gab, schien mir der einzig mögliche, folglich der beste."

„Kein Wort mehr von einer Verbindung mit dem Saracenenfürsten!" rief Sybille heftig. „Denkt auf etwas Anderes; was es immer sei, ich will es thun. — Wahrhaftig," setzte sie nach einer Pause halb verdrießlich, halb muthwillig hinzu, „da der berechnende Gerhard von Riderfort, und sein schlauer Vertrauter, rathlos scheinen, so möchte man wünschen, daß die Alte von Endor noch lebte, und die Tagereise bis dahin sollte mich nicht reuen, sie um Rath zu fragen!"

„Das können Euer Gnaden näher haben!" sagte

Ivo lächelnd, und wie in den Scherz eingehend. „Draußen am Abhange des „Berges des bösen Rathes" wohnt ein Anachoret, der der Hexe von Endor den Rang streitig macht, und zwar ohne die alten Judenkönige aus den Gräbern zu rufen."

„Habt Ihr auch von dem Menschen reden hören?" fragte Sybille neugierig. „Die Gräfinnen von Champagne und von Courtenay erzählten mir Wunderdinge. Ich habe sie geneckt, daß sie sich so zum Besten haben und von einem Betrüger auslachen ließen."

„Euer Gnaden haben Unrecht gethan;" sprach Ivo mit Bestimmtheit und Kälte. „Der Mann ist kein Betrüger."

„Wie?" rief die Prinzessin vor Erstaunen die Hände zusammenschlagend. „Wäre es möglich! Ivo der Niemanden vertraut, der Templer, dessen Orden — so sagen wenigstens die Leute — selbst den Lehren der Kirche nicht Glauben schenkt, vertraut einem wahrsagenden Betrüger?"

„Ich vertraue," sagte Ivo kalt, „als Mensch und als Templer auf das, wovon ich Beweise habe, und von dem Wissen dieses Mannes habe ich sie erhalten."

„In der That? Ihr habt ihn befragt?“ rief die Prinzessin mit dem Ausdrucke höchster Neugier.

„Allerdings!“ erwiederte Ivo ruhig. „Ich frug ihn jedoch nur um Vergangenes. Was könnte mich auch die Zukunft kümmern! Für Den, welcher den Mantel mit dem rothen Kreuze trägt, unter dem alle Wünsche ersterben, ist sie ja doch abgeschlossen! — Wie ich Euch einst sagte, Madame, verlor ich meine Eltern in frühester Kindheit. Immer sehnte ich mich etwas über meine Herkunft, meine Jugend zu wissen; deshalb ging ich zu jenem sonderbaren Manne. — Als ich zu ihm ging, hielt ich ihn noch für einen Betrüger, oder Wahnsinnigen, als ich zurückkam, war ich vom Gegentheil überzeugt.“

„Wirklich? — Ist's möglich?“ rief Sybille.

„Er sagte mir, was Niemand als ich selber wissen konnte, und dies galt mir als Beweis für die Wahrheit des Uebrigen;“ sprach der Ritter.

„Ivo, ich muß den Menschen kennen lernen!“ rief die Prinzessin mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit. „Denkt nicht etwa, daß er mir rathen soll, was ich in meinen Angelegenheiten zu thun habe. Bewahre! Ein Rath, der nicht auf die Unterstützung von hundert Lanzen gegründet ist, würde mir wenig frommen. Ich will mich überzeugen, ob die Damen, die

von dem Manne sprechen, und vorzüglich Ivo, der kluge Ivo, sich wirklich zum Narren halten ließen. Ich will dem Manne auch ein paar Fragen aus meinem Leben vorlegen, und wenn er diese zu beantworten weiß, so will ich ihn loben! Ihr, Ritter, müßt mir den Menschen zur Stelle schaffen."

„Nicht daran zu denken, Madame!" rief der Templer. „Der Mann bewohnt eine Höhle, ein Grab. Dieses verläßt er niemals. Das Volk, das ihn für einen Heiligen hält, bringt ihm die Lebensmittel. Euer Gnaden müssen sich selbst zu ihm begeben."

„Das würde Aufsehen machen;" fiel die Prinzessin bedenklich ein.

„Natürlich verkleidet!" sagte Ivo. „Ueberhaupt müßtet Ihr ihm nicht sagen wer Ihr seid, wenn Ihr Euch überzeugen wollet, ob er ein Betrüger ist, oder nicht. Da er seinen Aufenthalt nie verläßt, so ist es dann überhaupt unmöglich, daß Ihr erkannt werdet; er kann Euch noch nie gesehen haben."

„Wollet Ihr mich begleiten, Ritter?" fragte die Prinzessin, Ivo fixirend.

„Ich würde Euer Gnaden rathen, weder mich noch irgend Jemand, den der Alte früher gesehen haben kann, zum Begleiter zu wählen;" sprach der

Templer unbefangen. „Das Beste wäre mit einer vertrauten Dienerin, der selbst unterwegs nicht gesagt würde, was Ihr vorhättet, zu ihm zu gehen. Sein Aufenthalt ist nicht eine Viertelstunde vom Thore entfernt. Euer Gnaden können nicht fehlen. Ihr gehet zum Thore von Bethlehem hinaus, haltet Euch sogleich links und wählet den Fußsteig, der durch das Thal Oephaim führet. In der Nähe des Blutackers, oder Hackeldama, wie er wohl auch genannt wird, windet sich der Pfad den Abhang aufwärts. Dort sehet Ihr die Eingänge mehrerer Grabhöhlen. Eine der größten ist durch eine Inschrift in griechischer Sprache bezeichnet. Sie wird Euch sogleich in die Augen fallen. Dies ist die, welche der Anachoret bewohnt."

„In Wahrheit," sagte Sybille lachend, „ich hätte große Lust das Abentheuer zu bestehen. Die Damen am Hofe und in der Stadt, die mir oft dergleichen zuschreiben, obwohl ich nicht im Traume daran gedacht, und sie vorkommenden Falles weniger bedenklich wären, würden dieses, wenn es auch entdeckt würde, mir wohl verzeihen."

„Eine Entdeckung," sprach Ivo ruhig, „ist unmöglich, wenn Ihr eine Zeit wählet, wo der König beschäftigt ist, und Ihr mithin frei über die Eurige

bestimmen könnt. Heute Abend zum Beispiel. Mein Meister ist zum König geladen, und Ihr dürft also keine Störung befürchten. Der Alte, von dem die Rede ist, ist ohnehin halbblind, eine Erkennung unmöglich. Eure Dienerin könntet Ihr überdies am Eingange seiner Wohnung zurücklassen."

„Ich will es mir überlegen; vielleicht thue ich es;" sagte die Prinzessin lachend. „Geschähe es auch nur um Euch und die Gräfin von Champagne, wegen Eurer Leichtgläubigkeit, foppen zu können. — Doch genug von dem Scherze! Sagt dem Tempelmeister, daß ich in der morgenden Versammlung meine Freunde würde kennen lernen. Tritt Niemand auf, meine Rechte als Frau, als Mutter des künftigen Königs, in Schutz zu nehmen, so werde ich mich selbst vor den willkürlichen Bestimmungen jenes rohen anmaßenden Adels zu schützen wissen, dann aber möge Gerhard von Riderfort sich versichert halten, daß ich für künftige Fälle bei Anliegen, die er durch mich an meinen Bruder, wie dies schon oft der Fall gewesen, zu bringen gedenkt, meine Unterstützung nach der, die er mir in dieser Sache gewährte, genau abmessen werde."

„Es kann nicht fehlen, Madame! So viel Schönheit und Liebenswürdigkeit blieb noch nie ohne einen

Vertheidiger;" versetzte Ivo galant. „Tritt aber nur Einer auf, so könnt Ihr auf die Unterstützung des Tempels rechnen. Der Orden des Hospitals, so unzuverlässig Roger du Moulin auch sein mag, und so bitter er uns haßt, wird sich anschließen, sobald der Anstoß gegeben ist."

Nach nur noch kurzem Gespräch entließ die Fürstin den Ritter. —

Es war am Abend des nämlichen Tages, als zwei Frauen, dicht in den weiß und grau gestreiften arabischen Mantel bis über das Haupt verhüllt, aus dem „Thore des Vielgeliebten" (Bab el Chalil), welches nach Bethlehem führt, heraustraten, und dicht am Abhange der Stadtmauer den Fußsteig einschlugen, der in das Thal Rephaim, oder wie es auch wohl sonst genannt ward, „das Thal der Leichen" führt. Die Felswand zur Linken, auf welcher sich die Stadtmauer fortzieht, war so steil und hoch, daß man von unten aus weder etwas von der Stadt erblicken, noch von dort aus gesehen werden konnte. Ueberdies hielten sich die beiden Wandernden meist im Schatten der in dem Thale hin und wieder zerstreut stehenden Oelbäume. Es war eine Todtenstille rings umher. Kein Vogel zwitscherte, keine Grille zirpte, nur von ferne tönte der Hufschlag der Rosse einiger

Reiter, die von der Höhe des Gihon her den Weg nach der Stadt trabten. Die Frauen hatten eben den „untern Teich," ein von kolossalen Blöcken zur Zeit der jüdischen Herrschaft erbautes, indeß später fast stets trocken liegendes Bassin, erreicht, als Eine von beiden die Andere am Arm faßte und ihr in's Ohr zischelte:

„Dort, gnädige Frau, die röthliche Anhöhe, die sich so allgemach aufwärts zieht, und auf der Ihr das lange viereckige Haus seht, welches eine Höhle deckt, in der die Pilger begraben werden, ist Hakeldama."

„Und jene Löcher im Felsen zur Seite sind die Höhlengräber?" versetzte die Andere, indem sie den verhüllenden Schleier vom Gesicht zog, und nun die Züge Sybillens zum Vorschein kamen. — „Bleibe hier, Isolde;" setzte sie nach kurzem Besinnen hinzu. „Erwarte meine Rückkehr unter jenem Oelbaum, ich will mich allein hinbegeben."

Von Neuem das Gesicht verhüllend, schritt die Fürstin rasch das Thal entlang, und wandte sich dann rechts gegen den Berg, der steil und immer steiler sich erhob, und der gewöhnlich mit dem Namen „Berg des bösen Rathes" bezeichnet wird. Noch beschienen die letzten Sonnenstrahlen mit ihrem Pur-

purlicht die Ruinen des „Landhauses des Kaiphas,“ aber in der Tiefe des Thales begann bereits die Dämmerung einzutreten. Die Fürstin näherte sich der Felswand, wo zum Theil von Cercis- und Arbutusgesträuch überwachsen, mehrere viereckige, niedrige Höhleneingänge, wie eben so viel gähnende Rachen, sich öffneten. Die Gräber waren zum Theil am Fuße des Felsen neben einander, hin und wieder indeß auch in der Höhe, angebracht, einige aber halb verschüttet. Eines davon zeichnete sich durch die Weite des Eingangs, und durch eine griechische Inschrift aus. Sie lautete: „Mnema tes hagias Sion“ (Grabmal des heiligen Zion). — Wie es schien, deutete dieselbe auf den Umstand, daß die Gräber dem eben genannten Berge gerade gegenüber lagen.

Der Schritt Sybillens schien sich, so wie sie näher kam, immer mehr zu verkürzen, sie blieb einige Mal wie unschlüssig oder nachdenkend stehen, doch plötzlich hüllte sie sich dichter in den Mantel und ging rasch auf das Grabmal zu. Noch war sie einige Schritte vom Eingange entfernt, als eine sonderbare Figur heraustrat. Es war ein Greis, barfüßig, und in einen Anzug von Thierfellen gekleidet. Er war so mager, daß die Haut über die Knochen eines Skeletts gespannt schien. Seine Augen schienen beinahe

gänzlich erloschen. Die wenigen Haare, die sich um den halbnackten Schädel ringelten, waren verworren, und dies, so wie der Anzug und die orientalischen, einen Ausdruck von Wildheit tragenden Züge, gaben dem Manne das Ansehen eines Wahnsinnigen. Er betrachtete Sybillen fast eine Minute lang, ohne ein Wort zu sprechen, und die Prinzessin war von dem Anblick gleichfalls so betroffen, daß auch sie nicht ein Wort hervorbringen konnte. Endlich schien der Letztern die Fassung wiederzukehren, und sie sagte, indem sie die Hand des Alten zu ergreifen suchte:

„Verzeiht, frommer Vater, daß eine Frau geringen Standes zu so ungewöhnlicher Stunde —"

Der Alte unterbrach sie sogleich:

„Was führt die Fürstin zur Nachtzeit zu dem Bewohner der Gräber?" fragte er mit hohler Stimme.

Sybille war wie vom Blitze getroffen. Es wäre ihr nicht möglich gewesen nur einen Laut hervorzubringen, so sehr war sie betroffen sich erkannt zu sehen. Wie es schien, bedurfte der Alte keiner Antwort.

„Ihr kamet," sagte er hart, „um mich zu prüfen und mein zu spotten, wenn ich in der Prüfung nicht bestände. — Nun so fragt doch, Fürstin, nennt mir, was ich aus Eurer Vergangenheit Euch mitthei-

len soll, und seid versichert, daß Ihr das, was Euer Gewissen Euch in trüben Stunden zuflüstert, laut ausgesprochen hören werdet; dann gehet, Fürstin, und lachet des Grabbewohners beim Klange der Pfeifen und Cymbeln in Euren glänzenden Sälen."

Sybille war von dieser unerwarteten Anrede so überrascht, oder vielmehr so erschrocken, daß es ihr nicht möglich gewesen wäre, an den grausenhaften Redner nur die geringste Frage zu richten und sie sich weit von dannen wünschte.

„Nun?" fuhr er nach einer Pause mit der vorigen Härte fort. „Beginnt Eure Prüfung, und dann lacht mit Euren Schranzen über den Wahnsinnigen oder den Betrüger."

„Verzeihe, Vater!" erwiederte die Prinzessin stammelnd. „Wenn Du in den Herzen der Menschen lesen kannst, so wirst Du auch wissen, daß ich vorhatte, mir Deinen Rath —"

„Rath?" unterbrach sie höhnisch der Anachoret. „Habt Ihr an dem Rathe der Templer, der Hospitaliter und des Legaten noch nicht genug? Wollt Ihr vielleicht von mir erfahren, ob Ihr gut thäret den Sultan Adel, oder einen andern Verwandten Saladins zu heirathen? Und hat die Fürstin Sybille schon jemals gutem Rathe gefolgt?"

Die Ueberraschung, oder vielmehr das Entsetzen, daß einem Fremden eine Verhandlung bekannt war, welche sie vor Jedermann verborgen glaubte, und die, wenn sie bekannt ward, viel Verdruß erregen konnte, erschütterte die Prinzessin auf's Aeußerste.

„Mensch," sagte sie ungemein ergriffen und mit zitterndem Tone, „wer Du auch bist, ein Heiliger, oder der Priester eines Dämons, da Du Alles weißt, so weißt Du auch, daß ich in Noth bin, und eines Rathes dringend bedarf. Rathe mir, was ich in der Angelegenheit, die mich bedrängt, thun soll, und es soll geschehen; nur das Weib eines Saracenen werde ich nicht."

„Die Natur des Schwachen fordert, daß er sich an den Starken anschließe. Ihr seid schwach, und der Starke wird sich finden;" versetzte der Greis weniger rauh.

„Man wird mir nicht Zeit lassen, man wird mich — vielleicht schon morgen — drängen einen Gatten zu wählen. Was soll ich thun?"

„Wählt Euren Beschützer;" entgegnete der Alte.

„Wird man es aber gestatten?" fragte Sybille.

„Die Liebe ist stark, sie blickt nicht rechts noch links, und triumphirt am Ende;" sagte Jener fest. —

„Sybille," setzte er nach einer Pause hinzu, „Eure erste Ehe war unglücklich, die zweite würde Euch in's Verderben stürzen, wenn Euch nicht die Hand der Liebe geleitete."

„So meinst Du," sagte die Fürstin lebhaft, „ich solle bei meiner Wahl nur mein Herz zu Rathe ziehen?"

„Wählt den, der Euch liebt, diese Wahl wird die beste sein;" erwiederte zögernd der Greis. — „Ihr habt," setzte er nach einer Weile in dem frühern harten und bittern Tone hinzu, „zwar nicht die Alte von Endor befragt, und ich Euch nicht den Schatten Samuels heraufgerufen, haltet Euch indeß versichert, daß wenn Ihr, wie es in Eurer Art ist, nicht auf weisen Rath höret, Ihr die Folgen tragen werdet."

Der Anachoret machte bei den letzten Worten eine Bewegung mit der Hand, welche anzudeuten schien, daß er die Unterredung abgebrochen zu sehen wünschte, und Sybille, betroffen über die Weise, wie er der Seherin erwähnte und eine dunkle Drohung daran knüpfte, begab sich nach einigen Dankesworten auf den Rückweg. — —

Der folgende Morgen fand Jerusalem in großer Unruhe. Ueberall, in der Nähe der königlichen Burg,

auf dem Platze vor dem Thurme der Pisamo, dem alten Psephinos, im Burghause der Templer, sah man Gewappnete, ja Roger du Moulin musterte seine Ordensmacht so geräuschvoll in der Nähe der Grabeskirche, an welche die Wohnung der Hospitaliter stieß, er ließ selbst während des Gottesdienstes so laut die Heerpauken schlagen, daß der Patriarch, mit dem der Meister des Hospitals ohnehin in stetem Zwist lebte, sich beim Könige beschwerte. Um Mittag begann die Rathsversammlung in der großen Halle der Königsburg. Alle Fürsten und Barone des Reichs waren zugegen. Die Gräfin Agnes und die Prinzessin Sybille waren noch nicht anwesend. Der König wollte die Letztere erst dann in die Versammlung rufen lassen, wenn man zu einem festen Beschlusse gekommen sei, um nun auch die Meinung der Fürstin vernehmen zu können. Die Versammlung war so zahlreich, daß der weite Saal die Anwesenden nicht alle zu fassen im Stande war, da die Fürsten und Großmeister beider Orden noch einige Begleiter mitgebracht hatten. Ivo war in dem Gefolge Gerhards von Riderfort, eines alten, listig aussehenden Mannes gekommen; Guido hatte sich auf den Rath seines Freundes, des Templers, mit mehreren jüngern Männern, den Rittern des Königs, die um den Thron

gruppirt waren, angeschlossen, und dieser Umstand ihm einen freundlichen Blick Balduins zugezogen. An der Gruppirung der Anwesenden konnte man ihre Sympathien oder Abneigungen errathen. In der Nähe des Throns, welchen der König, ein schöner aber todtenbleicher junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, einnahm, befanden sich, außer dem Hofstaat, der Legat Heraclius, mehrere Bischöfe, die Templer, und eine Anzahl jüngerer Ritter, die nach dem Morgenlande gekommen waren, ihr Glück zu machen. Von ihnen abgesondert standen von Kopf bis zum Fuße gerüstet, die Barone, den Fürsten von Sidon, Balian von Ibelin, den Bruder des letzten, den Herrn von Ramla, so wie Rainald von Chatillon, einen sonnverbrannten, wild aussehenden Alten, an der Spitze. Zwischen beiden sich ziemlich feindlich anblickenden Partheien, befanden sich einige wenige Männer, aber sie waren es, welche ein besonderes Gewicht in die Waagschale der Parthei, welcher sie sich zuneigten, zu werfen im Stande waren. Einer derselben war der Graf Raimund von Tripolis. Er galt für tapfer, mächtig und äußerst klug, dagegen war die eifersüchtige Abneigung des Königs gegen ihn allgemein bekannt. Nur selten kam er nach Jerusalem, und auch heute trug er zum Zeichen, daß er eigentlich nur zur Feier des bevorstehen-

den Osterfestes nach der heiligen Stadt komme, ein kleines Pilgermäntelchen über der Rüstung. Ihm zur Seite stand Boemund von Antiochien, ein gleichfalls sehr mächtiger Mann. Wie man sagte kam er nach Jerusalem, weil er sich in ein Mädchen niederer Abkunft verliebt hatte, und seine Gemahlin Theodora, die Nichte des griechischen Kaisers, zu verstoßen gedachte, um sich mit Jener vermählen zu können. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, bedurfte er die Unterstützung des Königs und des Legaten. Roger du Moulin mit den Rittern des Hospitals hielt sich gleichfalls abgesondert. Seinem ungemessenen Stolze gefiel es stets wo möglich: „Nein" zu sagen, wo Andere: „Ja" gesagt hatten, und so wählte er diese Stellung um seinen Widerspruch da, wo er am meisten mißfallen könnte, besonders bei der Meinung der Templer, die er von Herzen haßte, oder bei der des Patriarchen anzubringen.

So wie die Anwesenden versammelt waren, eröffnete der Kanzler Milo von Plancy ihnen im Namen des Königs, daß in Beziehung auf das zarte Alter des präsumtiven Thronfolgers, so wie die Kränklichkeit des jungen Prinzen und des Königs, der Letztere von mehreren der Fürsten und Herren angegangen worden sei, seine Schwester, die Mutter des Thronfolgers, zu

veranlassen, zu einer neuen Ehe zu schreiten, damit die Krone des heiligen Landes dem regierenden Hause gesichert bleibe. „Der Monarch,“ fuhr der Redner fort, „erkenne die gute Meinung und hege selbst gleiche Ansichten, doch wolle er, ehe er etwas in dieser Angelegenheit bestimme, zuvor die Bemerkungen seiner getreuen Lehnsleute und Vasallen nochmals vernehmen, und er fordere sie deshalb auf, frei ihre Meinungen zu äußern.“

Die Rede Milo's, obwohl er als der Rathgeber der Gräfin Agnes den Meisten äußerst verhaßt, und als ein Mann voll Intriguensucht bekannt war, wurde von den Anwesenden unter allgemeinem Beifallsgemurmel angehört, da Jeder den Wunsch, daß Sybille sich vermählen möchte, theilte. Um so veränderter erschien die Stimmung, als man zu erörtern begann: „Ob es für das Reich vortheilhafter sei, wenn die Prinzessin einen auswärtigen Fürsten, oder einen der unverheiratheten mächtigen Barone wähle?“ In der That war dies ein Punkt von der höchsten Wichtigkeit. Die Krankheit des Königs hatte fortwährend zugenommen, sein vielleicht binnen Jahresfrist schon zu erwartender Tod stand in Aussicht, der Thronfolger war ein vierjähriger Knabe und gleichfalls kränklich, die Hand Sybillens konnte allein ein unbestrittenes Recht auf

die Staatsverwaltung geben, mit dieser erhielt der Gewählte vielleicht einst die Krone selbst. Es bedurfte kaum so vieler Gründe, um die größte Veranlassung zu Einleitung der verschiedensten Pläne zu geben. Ein großer Theil des Adels wünschte einem auswärtigen Fürsten die Hand Sybillens zuzuwenden, weil er solche Niemandem aus seiner Mitte vergönnen mochte; auch der König neigte sich solcher Ansicht zu, er scheute die Anmaßung eines stolzen Vasallen, die dadurch nur noch mehr bestärkt werden würde. Raimund von Tripolis, dem dadurch die bis jetzt in Händen gehabte Macht als Stellvertreter des Königs geraubt wurde, war gleichfalls dagegen, sie an Jemand, der unter ihm stand, zu überlassen. Balian von Ibelin, Rainald Garnier Fürst von Sidon, Joscelin von Courtenay, Balduin von Rama, Alle mehr oder minder mit einander verschwägert, und der Erste sogar seit Kurzem mit der verwittweten Königin Maria, der zweiten Gemahlin Amalrichs vermählt, unstreitig die mächtigste Adelsfamilie im ganzen Morgenlande, wünschten dagegen, daß sich Sybille ihren Gatten aus den Reichen des Adels wähle, und glaubten dann sicher zu sein, daß die Wahl auf einen der Ihrigen fallen würde. Sie hatten der Fürstin gegen Zusicherung der letztern Bedingung auch bereits ihre Unterstützung an-

tragen lassen, undes war kein Zweifel, daß sie im Stande gewesen wären, im Nothfall solche selbst gegen den Willen des Königs durchzusetzen, wenn sie Sybillens Zustimmung erhalten hätten. Hatte zu Anfang die Berathung mit dem Anschein von Ruhe begonnen, so ward sie jetzt äußerst stürmisch, sobald die Partheiinteressen in Frage kamen. Die Männer der Kirche, besonders der Bischof Wilhelm von Tyrus, so wie der von Cäsarea, stellten die Ansicht auf, daß die Wahl eines auswärtigen Fürsten, schon wegen der Unterstützung der heiligen Sache, für die man streite, und bei der man die Theilnahme des Abendlandes nicht entbehren könnte, wünschenswerth sei. Mit Hohn entgegnete Balian von Ibelin, daß man von dort nichts leichter als schöne Versprechungen, nichts schwerer als wirklichen Beistand, erhalten könne. Dadurch gereizt entgegnete der Graf von Champagne, daß wenn man dort so genau als an Ort und Stelle die Lage der Dinge im Morgenlande kennte, man selbst mit Versprechungen, die doch am Ende gehalten werden müßten, weniger schnell bei der Hand sein würde, und er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß die von dem Grafen von Flandern empfohlenen Bewerber, die Söhne Roberts von Bethune (gewöhnlich „Advocatus de Bethune“ ge-

nannt), nach Kenntniß des Standes der Sachen, eben nicht allzueifrig sich in ihren Bewerbungen gezeigt hätten. Daß sich die Animosität nur um so mehr steigerte, als solche Bemerkungen gefallen waren, läßt sich leicht ermessen, und bei der Derbheit der damaligen Sitten, that auch selbst die Gegenwart des Königs, der übrigens die Zwietracht unter den Vasallen nicht ungern sah, der Heftigkeit der Berathung, die zuletzt in wildes Gezänk ausartete, keinen Eintrag. Ein Lärm unglaublicher Art brach jetzt los. Der Legat Heraclius wollte ihn durch sein Ansehen beschwichtigen, aber Balduin von Rama sagte ihm trokken, daß sein Lebenswandel ihn nicht berechtige, hier so keck das Wort zu führen. Der Graf von Tripolis suchte zwar den Zornigen zu beschwichtigen, und die Partheien zu ruhigerer Berathung zu stimmen, aber der Großmeister der Templer, der ihn bitter haßte, weil er eigentlich seinetwegen den Ordensmantel genommen hatte, da ihm der Graf früher bei seinen Bewerbungen um die Erbin von Butron im Wege stand, murmelte, düster und Jenem hörbar, vor sich hin: „Der Wolfspelz scheint doch überall durch!" und dies verstimmte den Grafen dergestalt, daß er augenblicklich seine Rede unterbrach. Durch Auftritte dieser Art ward die Berathung zuletzt zu

einem wüsten Toben. Der Klerus drohte mit Kirchenstrafen, der Adel mit Gewalt des Schwertes. Roger du Moulin blickte verächtlich, Gerhard von Riderfort höhnisch in dies Treiben, und Rainald von Chatillon, der, trotz seiner Stentorstimme, nicht zum Sprechen gelangen konnte, biß vor Wuth in seinen Mantel. Während der Tumult so den höchsten Gipfel erreichte, sendete der König nach den Fürstinnen. Er sah ein, daß man, dem Anscheine nach, zu keinem Resultate gelange, und hoffte, daß die Gegenwart der Damen die Streitenden mehr in Schranken halten werde. Milo von Plancy verkündete zugleich laut, daß der König beschlossen habe, der Prinzessin Sybille in Gegenwart der Barone mitzutheilen, welche Ansichten von den verschiedenen Partheien aufgestellt worden seien, und die Fürstin aufzufordern, solche zu erwägen. Eben hatte der Sprechende geendet, als Ivo bedeutungsvoll Guido anblickte. Sogleich trat dieser mit einer Verbeugung vor den Thron des Königs, und bat um die Gunst, in seinem und dem Namen mehrerer Mitglieder der Ritterschaft einige Bemerkungen zu machen. Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich sofort auf den Jüngling. Jedermann erwartete etwas ganz Besonderes, indem sich Niemand die Kühnheit erklären konnte, mit der ein

junger, für ziemlich unbedeutend gehaltener Rittersmann, sich getraute einer bereits völlig gescheiterten Verhandlung eine andere Wendung geben zu wollen. Alles ward still, und die Neugier spannte sich immer mehr. In einem Vortrage, der gut geordnet war, an dem aber Ivo wohl den meisten Theil haben mochte, gab Guido die große Bedeutung der Vermählung der Prinzessin zu, aber er bestritt sowohl den auswärtigen Fürsten, wie dem Adel des Reichs das Recht, darauf einzuwirken, und zeigte, daß dies nur zu Zwietracht und Verwirrung führe. Niemand als der König und die Prinzessin selbst, behauptete er, hätten das Recht über diesen Punkt zu entscheiden, und er bewies aus Beispielen, welcher Nachtheil in frühern Jahren, durch Eingriffe der Partheien, für das Reich entstanden wäre. Außerdem, sagte er, stünden die Ansichten und die auf solche gegründeten unausgesprochenen Erwartungen, die überdies von Jedem gekannt seien, sich so entgegen, daß es vollkommen unmöglich sei, sich über die Sache zu vereinigen. —

Dies Argument war unstreitig das schlagendste von Allen. Jeder sah es nur allzugut ein, Jeder wußte, was die eigene oder die Gegenparthei beabsichtige, aber Niemand wagte auszusprechen was der junge Mann so unbefangen äußerte. Gleichfalls

leuchtete den Meisten ein, daß der einzige Ausweg aus dem Labyrinthe nur der sein könnte, den Guido eben vorschlug, nämlich: Alles dem Könige und der Prinzessin allein zu überlassen. Dieser Vorschlag wurde noch acceptabler, als Jeder sich Rechnung machte, durch heimliche Einwirkung zu erlangen, was seinem öffentlichen Dringen versagt blieb. Nachdem die Versammlung den jungen Mann bis dahin ruhig angehört, beeiferte sich Guido auseinander zu setzen, daß die Prinzessin auch als Frau unveräußerliche Rechte habe, die Niemand beeinträchtigen dürfe. Seine Rede schwang sich dabei bis zu einer Art Begeisterung auf, die sich noch steigerte, als er bemerkte, daß die Prinzessin und die Gräfin Agnes eben in die Versammlung getreten waren. Je mehr Guido sprach, je feuriger, je ergreifender war seine Rede, und nicht nur die Worte, sondern selbst die außerordentliche Schönheit des jungen Redners machten auf die Versammelten einen großen Eindruck. Am meisten indeß ward Sybille selbst davon ergriffen. Sie war unwillkürlich am Eingange des Saals stehen geblieben, und wendete kein Auge von dem Sprecher, der ihre Sache so glühend vertheidigte. Jetzt in höchster Ecstase streckte Guido seine Hand gegen die Prinzessin aus.

„Blickt dorthin, Messires!“ rief er begeistert

„Können so viel Anmuth, so viel Liebenswürdigkeit, so viel Schönheit, der Gegenstand kalter Männerberathungen sein? Welchen Vorzug gäbe es, sei es Macht, sei es Geld, um Güter aufzuwiegen, die nicht erworben, nur verschenkt werden können, und die den Besitzer jener schönen Hand, jenes edlen Herzens, einem König gleich stellen würden, wenn auch diese Stirn kein Diadem umschlösse! — Ihr seid Ritter, Ihr seid französischer Abkunft! Gäbe es Einen unter uns, der beiden Eigenschaften so untreu werden könnte, um die Huldigungen zu vergessen, die er der Schönheit, und dem Adel der Frauen schuldig ist?“ —

Ein Beifallssturm brach unter der jungen, anwesenden Ritterschaft los, als Guido geendet hatte, und auch die unter den Baronen, die ihm am liebsten das Schwert durch den Leib gerannt hätten, stimmten ein, da sie in der Nähe Sybillens standen, und diese auf solche Weise für ihre Pläne geneigt zu machen dachten.

So wie Guido geendet hatte, näherte sich Sybille dem Throne, und dort mit der Gräfin Agnes zur Linken des Königs Platz nehmend, sagte sie, einen freundlichen Blick auf Guido werfend, daß sie den ganzen Werth der Vertheidigung ihrer Rechte erkenne,

daß sie jedoch auch die Richtigkeit der Bemerkungen der Barone, daß sie den Wittwenschleier der Wohlfahrt des Reiches zum Opfer bringen müsse, einsehe. Sie habe demzufolge sowohl die Auszeichnung, daß mehrere der auswärtigen Fürsten um ihre Hand geworben, wie die Vorzüge und Verdienste der Barone, dieser Säulen, auf welche sich der Thron des heiligen Landes stütze, wohl erwogen, und werde ihre Wünsche in diesen Beziehungen nächster Tage der Weisheit des Königs zur Erwägung und Entscheidung vorlegen.

So wie der König die Versammlung entließ, und sich in Begleitung der Prinzessin und der Gräfin Agnes in seine Gemächer zurückzog, richtete Erstere nochmals ihre Blicke auf Guido. Die schönen feurigen Augen ruheten so lange und so ausdrucksvoll auf dem Jünglinge, daß dieser betroffen die seinigen zu Boden schlug und sie erst wieder erhob, als Sybille bereits die Halle verlassen hatte. —

„Seht mich an!“ rief Ivo lachend, als er am Abende desselben Tages zu Guido in's Zimmer trat. „Sehe ich aus wie ein Liebesbote? Und doch bin ich einer. Maschallah! — würde Boemund sagen, welcher in Antiochien immer mehr zum Saracenen wird, — Euer Glück ist im Steigen! Ja, ja, seht

mich nur immer mit Verwunderung an! Ihr seid ein Glückskind, seid geliebt, von einer Fürstin geliebt, und auf Euch kommt es nun an, das Eisen zu schmieden weil es glüht!"

„Wie? Sollte Sybille wirklich — Nein, es ist nicht möglich!" rief Guido lebhaft und auf's Höchste überrascht.

„Soll ich es Euch etwa, wie Rainald von Chatillon, bei Gottes Helmmütze beschwören?" rief Ivo. „Ich bin von der Prinzessin beauftragt Euch zu ihr einzuladen, damit sie für das edle Feuer, womit Ihr ihre Sache geführt, — denkt nur! so lauteten ihre Worte, — Euch persönlich danken könne."

„Und darauf gründet Ihr Eure Meinung? Dies ist Alles?" sagte Guido etwas enttäuscht.

„Was?" rief Ivo. „Ist dies nicht genug? — Nun wahrhaftig, junger Herr, Ihr wißt Euren Werth zu tariren! Meint Ihr etwa, daß Euch die Fürstin in diesem Neste aufsuchen, Euch eine Liebeserklärung machen, und schließlich die Bitte vortragen solle, daß Ihr so gütig sein möchtet sie zu heirathen?"

„Heirathen? Wer denkt daran! Ich weiß nicht, wie Ihr auf diese Weise scherzen möget" — hob Guido an.

„Scherzen?" unterbrach ihn der Templer. „Wer

zum Henker scherzt denn? Meintet Ihr, als ich Euch versprach für Euer Glück zu sorgen, wenn Ihr Euch unbedingt meiner Führung überließet, daß ich mich beschäftigen würde für Eure Schäferstunden, sei es mit Prinzessinnen oder mit Judenmädchen, auf die unsere jungen Leute so toll sind, zu sorgen? Wahrhaftig, das wäre mir eine erwünschte Aufgabe! Ihr seid jung und schön, das ist hinreichend und dazu braucht Ihr keines Vormundes; aber um Sybillens Gemahl und Reichsverweser zu werden, wenn der König stirbt, — heute sah er wieder recht gebrechlich aus. Meint Ihr nicht auch? — dazu bin ich nöthig, denn ohne mich bleibet Ihr zeitlebens Herr Guido von Lusignan schlechtweg."

„In der That, Eure Reden sind mir unbegreiflich!" rief Guido.

„Es scheint allerdings, daß Euch das Begreifen manchmal nicht übertrieben leicht wird!" sagte Ivo trocken. „Ich muß demnach Euch ganz einfach Eure Anweisungen geben. — Ihr begebt Euch, Messire, also heute Abend nach Sonnenuntergang, und zwar erst wenn es dunkelt, zur Prinzessin, bei der Ihr Euch unter Eurem Namen anmelden lasset. Ihr werdet sie allein treffen. Ohne sie zu Worte kommen zu lassen, werfet Ihr Euch ihr zu Füßen, Ihr

bittet sie um Entschuldigung, daß Ihr es gewagt, dem Drange Eures Herzens zu folgen, und in Gegenwart des ganzen Hofes der Reize zu erwähnen, die auf Euer Herz einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. — Ihr könnt dies ungefähr auf die Weise, wie heute in der Versammlung vortragen. Es hörte sich ganz gut an, und man konnte wirklich der Meinung sein, Ihr dächtet so. — Nun aber steigert Ihr Eure Begeisterung noch so gut Ihr könnt, und laßt die feurigste Liebeserklärung folgen."

„Unmöglich! Sie würde erzürnt sein;" rief Guido.

„Bewahre! Es ist nicht das erste Mal, daß sie dergleichen anhört;" versetzte der Templer kalt. „Ueberdies giebt es kein Beispiel, daß eine Frau eine Liebeserklärung von einem Manne, der weder alt noch häßlich, sehr übel aufgenommen hätte. — Auf diese Gefahr wollte ich es selbst wagen, obwohl nichts weiter dabei herauskäme."

„Sie würde mich für einen Unbesonnenen, für einen tollen Schwärmer halten!" sagte Guido.

„Möglich daß dies der Fall ist;" erwiederte Ivo ruhig. „Es ist sogar wahrscheinlich. Ich habe ihr bereits gesagt, daß Ihr zum Rasendwerden in sie verliebt seid."

„Seid Ihr besessen?“ rief der Jüngling erschrokken.

„Beinahe möchte ich es glauben, indem ich so hartnäckig mir vorgenommen Euer Glück zu machen, obwohl Ihr Euch ein wenig unbeholfen dabei benehmt!“ erwiederte Jener. „Das Weitere,“ setzte er sonderbar lächelnd hinzu, „wird sich dann wohl von selbst ergeben, und ich denke, falls ein Mann von Eurem Alter und Eurem Aeußern, einem solchen Weibe gegenüber, nur einen Funken Menschenverstand behält, — allenfalls geht es auch ohne diesen — so bedarf er wohl keines Rathgebers. Wollt Ihr indeß dennoch einen Rath, so sage ich Euch: Vergeßt ihren Rang, und sehet nur das schöne Weib.“

„Ihr meint also wirklich, wie es möglich sei, daß sie mir als Weib ihre Hand reiche?“ fragte Guido sich noch immer von seinem Erstaunen nicht erholen könnend.

„Dies ist so gut als gewiß, wenn Ihr Euch bei der heutigen Zusammenkunft nicht ganz übertrieben ungeschickt benehmt;“ erwiederte Ivo. „Ich habe bereits durchblicken lassen, daß dies der Gedanke Eurer Tage, der Traum Eurer Nächte sei, daß Ihr dies Glück zwar kaum als erreichbar hieltet, daß es aber, wenn Ihr es erreichtet, Euch zum Gott machen würde.

— O, Ihr glaubt nicht,“ fuhr der Templer lachend fort, „in welchem Licht ich Euch konterfeit habe. Verliebt habe ich Euch geschildert wie Suleimann den Saracenen, und an mir liegt es nicht, wenn sie nicht heute noch Eure Zuleika werden sollte. Tapfer nannte ich Euch wie Rustan, und ich erzählte ihr Heldenthaten, daß ich über meine eigne Unverschämtheit fast erröthet wäre. Ich sagte ihr, daß unsere junge Ritterschaft Euch nur den „Roland des Heeres“ nenne.“

„Um Gotteswillen! Dies habt Ihr gethan?“ sprach Guido erschrocken. „Wenn sie mit Jemand darüber spricht —“

„So hält sie ihn für einen Neidhammel, wenn er nicht aus eben diesem Tone pfeift; im schlimmsten Falle bin ich der Lügner, und die Freundschaft hat mich verblendet;“ fiel Ivo ein. — Noch eins!“ fuhr er nach einer Weile fort. „Seht wie weit Ihr mit ihr gelangen könnt, sprecht aber kein Wort vom Heirathen. Sie muß glauben, daß Ihr dies Glück für unerreichbar haltet. Aeußert Sie indeß ein Wort, das darauf Bezug hat, dann fahrt zu, laßt alle Segel der Begeisterung los, zwingt sie zu einer Erklärung, und steuert das Schifflein der Liebe so zwischen Untiefen und Klippen, daß es weder mehr vorwärts noch rückwärts kann, und sich seinem Führer ohne alle Be-

dingungen überlassen muß. — O Gott!" sagte Ivo, indem er grimmig mit der Hand auf den Tisch schlug. „Wäre ich doch an Eurer Stelle! Binnen dreimal vierundzwanzig Stunden stünde ich mit ihr am Trau-altar."

„Aber der König! Was würde dieser dazu sagen?" fragte Guido bedenklich.

„Anfänglich „Nein" später „Ja" und zuletzt wird es ihn freuen beiden Partheien der Barone auf eine gute Weise einen Possen spielen zu können," erwiederte Ivo leicht. „Uebrigens habt auch Ihr eine starke Parthei im Staate."

„Wer? — Ich?" fragte der Jüngling verwundert.

„Freilich;" entgegnete der Templer. „Erstlich den Legaten. Ich weiß so Dies und Das von ihm, was er nicht bekannt werden lassen darf, auch haßt er die Barone, und die auswärtigen Bewerber haben sich zurückgezogen. Ferner habt Ihr beide Orden, wie sie Jeder hat, von dem sie etwas zu hoffen haben, und bei Euch würde dies der Fall sein, während sie bei den Baronen vom Gegentheil überzeugt sind. Die Zahl derer aber, die in's Morgenland kommen ihr Glück zu machen, ist natürlich auch unbedingt auf Eurer Seite; denn sie sehen Euch halb und halb für Ihresgleichen an."

„Eines habt Ihr noch vergessen, wenn Ihr dies Bedenken auch sonderbar finden solltet;“ sprach Guido seufzend. — „Klotilde!“

„Die Ertrunkene?“ rief der Templer lachend. „Ja bei allen Göttern, denen der weise Salomo da drüben auf dem Berge des Aergernisses Opfer gebracht hat! Diese wäre mir nicht im Traume eingefallen.“

„Ich erwähnte sie auch nur,“ sprach Guido wie beschämt, „weil ihr liebes Bild mir mit einem Male und unwillkürlich vor die Seele trat.“

„War das der Fall? — Nun das schadet nichts;“ versetzte der Templer, gemächlich gähnend, und sich auf dem Sessel ausstreckend. „Gegen das Andenken an Eine, die im Meere liegt, wird Prinzessin Sybille nichts einzuwenden haben, nur bei einer Lebendigen würde sie, wie ich sie kenne, keinen Scherz verstehen. — Doch die Erinnerung an die frühere Geliebte war wohl blos Euer Spaß, oder thatet Ihr es vielleicht um des Decorums halber? Ist Letzteres der Fall, so will ich Euch darüber ein Zeugniß ausstellen.“

„Spottet nur!“ erwiederte Guido schmerzlich. „Ich hatte Klotilden sehr lieb; aber freilich — sie ist dahin.“

„Ja,“ sprach spöttisch der Ritter, „sie ist dahin,

und Eure Heirath mit der Prinzessin ist auch dahin, wenn Ihr heute noch mehr solche Betrachtungen anstellt! — Ei zum Henker, Guido, seid ein Mann, und kein liebesiecher Schäfer, wenn es den Besitz des blühendsten Weibes im ganzen Morgenlande, und vielleicht den einer Krone gilt!"

„Mir scheint es, Ihr häufet da Pläne auf Pläne —" hob Guido fast mißmuthig an.

„Die alle gelingen werden, wenn Ihr sie nicht selbst verderbet;" fiel der Templer ein. „Balduin der Vierte ist so gut als eine Leiche, und der kränkliche Prinz, der ihm auf dem Throne folgt, wird auch bei Zeiten eine sein. Doch das findet sich. — Mit einem Worte," setzte er aufstehend hinzu, „Ihr wißt jetzt was Ihr zu thun habt. Benehmt Euch klug oder vielmehr kühn; denn den Kühnen verläßt das Glück noch seltener als den Klugen. Ich muß jetzt fort, muß in's Kapitel. Gerhard von Montthery nimmt heute den Templermantel. Das ist auch so ein Liebesschwärmer, der die Braut verloren, aber Geld hat, und einen solchen hält Gerhard von Riderfort fest wie der Seeadler die Möve."

Mit den letzten Worten und einem Winke der Hand ging Ivo zur Thür hinaus. — — —

Es war ungefähr vier Wochen später, als in der

Wohnung Rainalds von Chatillon mehrere Häupter der Barone in Berathung waren. Letztere fand beim Becher statt, und der champagnerartige Wein, wie solcher in der Nähe Jerusalems wächst, schien seine Wirkung nicht zu verfehlen.

„Trinkt, Messire Balian, trinkt!“ schrie der Wirth. „Spült Euch den Aerger hinter. Ich sage Euch: Guido von Lusignan ist der Verlobte Sybillens!“

„Und ich sage: Es ist nicht wahr!“ rief Jener gleichfalls vom Weine erhitzt. „Wer ist denn dieses Ritterlein? — Ihr sagt: er sei von altem Adel. Immerhin. Er hat aber nichts, und ist nichts. Ich mache ihn nicht zum Kastellan auf einer meiner Burgen.“

„Es wird mich gar nicht wundern, wenn es so kommen sollte;“ sagte mit unzufriedenem Lächeln der Graf von Tripolis. „Bei der Zwietracht, die hier herrscht, und auf die ich nicht gerechnet hatte, als ich herkam —“

„Ihr kamt gerade zur ungelegenen Zeit, Messire!“ unterbrach ihn Balduin von Ramla, vom Weine angeregt. „Ja, Graf Raimund, ich sage es gerade heraus! Der König, der todtkrank ist, der sich ganz in der Gewalt der Gräfin Agnes, des Legaten Milo's von Plancy und der Templer befindet, meinte: Ihr

und Boemund von Antiochien wäret gekommen, um ihn zur Abdankung zu zwingen; Euer zahlreiches Gefolge bestätigte ihn in dem Argwohn, und so giebt er lieber seine Einwilligung zur Erhebung eines unbedeutenden Ritters, den er leicht im Gehorsam zu erhalten hofft."

„Er hat Recht! Par la greve de Dieu! Balduin hat Recht;" schrie Rainald von Chatillon. „Ihr habt uns das Spiel verdorben, Messire! Ohne Euch würde die Prinzessin gewiß meinen Vetter den braven Baron Gui de Chatellerault gewählt haben."

„Einen Einäugigen? Wo denkt Ihr hin!" wendete Graf Raimund ein.

„Ja, oder den wackeren Humbert d'Ibelin auf Rochenoir;" fiel Balian ein.

„Einen Mann mit weißem Haar? Die Prinzessin Sybille?" sagte der Vorige achselzuckend. — „Aber da kommt der Meister des Hospitals! Er wird uns Auskunft geben."

Roger du Moulin, ein Mann von hoher Gestalt, dessen Helmfedern fast die Decke des Zimmers berührten, trat eben ein. Seine Miene zeigte Unzufriedenheit und ungemessenen Stolz, aber seine Züge waren edel und höchst kriegerisch.

„Nun, Messire vom Hospital, wie steht die

Sache?" rief ihm erwartungsvoll der Graf von Tripolis entgegen.

„Wie wird es stehen!" entgegnete der Hospitaliter. „Sie heirathet den Lusignan. — So eben werden die Herolde die Proklamation ausrufen. Die Reisigen des Königs stehen unter den Waffen, und die Thore sind gesperrt."

„Hölle und Teufel!" schrie Rainald. „So wären wir so gut wie gefangen."

„Das wollen wir sehen!" rief Balian von Ibelin. „Ich habe dreißig meiner Lehensleute in der Stadt."

„Ja, das wollen wir sehen!" riefen Mehrere von der Familie des Vorigen. „Wir sind gegen zweihundert Mann stark."

„Bemühet Euch nicht, Ihr würdet erdrückt!" sagte kalt der Meister vom Spital. „Auch die vom Tempel sind unter Waffen, und harren des Königs Befehl."

„Das sieht Gerhard von Riderfort ähnlich!" rief mit stillem Grimme der Graf von Tripolis.

„Wenn auch!" schrie Rainald heftig. „Wir fechten Einer gegen Drei, wenn Ihr Hospitaliter Euch für uns erklärt."

„Ich? — Ich thue es nicht! — Habt Ihr mir die beiden Burgen am todten Meer abtreten

wollen?" versetzte Roger du Moulin kalt. — „Warum sollte ich auch? Mir gelten Eure Bewerber nicht mehr als jener Lusignan."

„Was? Der Mensch kann einst unser König werden;" sprach der Graf.

„Mag er doch! Der unbedeutende ist mir immer noch lieber als Einer, der seines Anhangs wegen sich etwas besonderes dünkt;" erwiederte Jener ruhig.

„Ich hätte stolzer Euch geglaubt, Roger du Moulin;" sprach Balian von Ibelin. „Ihr wolltet in diesem Falle einem solchen Ritterlein den Lehnseid leisten?"

„Heirathet er die Prinzessin, so wird er Pair, und als solcher leiste ich, der Pair dem Pair des Reiches, dem Manne meines Gleichen, mit gebogenem Knie den Huldigungseid," versetzte der Hospitaliter ruhig. — „Glaubt mir, Messire von Ibelin, Roger du Moulin weiß zu unterscheiden, was seiner Würde ziemt, und was nicht!"

„Wie es scheint, macht Ihr also mit dem Tempel diesmal gemeine Sache;" versetzte Graf Raimund giftig.

„Der Orden vom Spital ist sich selbst genug. Er schließt sich an Niemand an, und hat nur die eigene Würde im Auge;" antwortete Roger du Mou-

lin. „Für jetzt gebietet ihm diese die Ruhe in Jerusalem aufrecht zu erhalten, weil es Osterzeit ist. Wer einen Kampf begönne, würde uns gegen sich finden."

„Nun dann wissen wir wenigstens woran wir sind;" versetzte der Graf mit Hohn. „Mein Geschäft zu Jerusalem ist beendet, und ich werde mich auf den Rückweg begeben, sobald die Thore offen sind. Ich bin nicht gesonnen einen Hochzeitgast bei der Vermählung des Herrn Guido von Lusignan abzugeben, aber — seid versichert, Messire vom Hospital, daß ich Euch den Streich nicht vergesse."

„Wir Alle," rief zornig Balian von Ibelin, „werden den heutigen Tag in gutem Andenken behalten!"

Stürmisch verließen die Ritter den Saal. Rainald von Chatillon vermochte sie nicht zurückzuhalten.

„Wer ist Euch lieber: ein kecker Jüngling oder ein alter Tollkopf?" fragte mit stolzem Hohnlachen Roger du Moulin den Hausherrn. „Ich bin für den Ersteren, darum leihe ich meine Unterstützung dem Lusignan. Er ist mir immer noch lieber als Einer der tausend Vettern Balians, welche glauben, daß auf ihren Lanzenspitzen das Gewölbe des Himmels ruhe."

„So viel frage ich nach dem Einen, und so viel nach dem Andern!" sagte der wilde Rainald,

indem er ein Schnippchen schlug. „Meinetwegen mag Guido der Gemahl der Prinzessin und Reichsverweser sein, aber — par Dieu! — er soll eine harte Nuß zu knacken bekommen, wenn er meinen Beutezügen, die ich von Burg Karrak aus, trotz allen Waffenstillständen, in's Saracenenland fortsetzen werde, etwas in den Weg zu legen gedenkt!“

Beistimmend ihm zunickend, und als ob er sagen wolle, daß er eben eine solche Meinung von der Autorität des künftigen Reichsverwesers habe, verließ der Meister vom Hospital das Zimmer. —

Es war einige Tage später, als die ganze Bevölkerung der Stadt in Bewegung war, das schönste Brautpaar des Abend- und Morgenlandes, aus der Kirche des heiligen Grabes, wo es eben durch den Legaten Heraclius getraut worden war, der königlichen Burg zuziehen zu sehen. Der Zug war glänzend. Trompeter und Pauker in reichen Kleidern eröffneten ihn, dann kam eine Schaar Turkopolen, die leichte Reiterei der Templer. Gerhard von Riderfort und Roger du Moulin, mit den Rittern vom Tempel und Hospital, umgaben das Brautpaar und die Trauzeugen, unter denen die Gräfin Agnes und Milo von Plancy vorzüglich zu bemerken waren. Der Anblick des neuen Ehepaares war strahlend. Sybil-

lens Schönheit überglänzte Purpur, Hermelin und Diamanten, mit denen sie und der herrliche Zelter, den sie ritt, bedeckt waren. Wie ein Apoll erschien Guido ihr zur Seite. Der kohlschwarze Hengst, der ihn trug, schien stolz auf den schönen Reiter. Er wieherte laut und schüttelte von Zeit zu Zeit die dichte Mähne, die den schlanken Hals bedeckte. Wo der Zug vorüberkam, ertönte beim Anblick des reizenden Paares ein lebhaftes Beifallsgemurmel, das bald in ein lautes Freudengeschrei überging. So wie der Zug vor der Königsburg angekommen war, sprang Guido vom Pferde, um Sybillen vom Zelter zu heben. Kaum war dies geschehen, und der Ritter hatte seiner Gemahlin den Arm gereicht, um sie die Treppe, die zum Eingange des Palastes führte, hinauf zu geleiten, als dicht zur Seite desselben ein lauter Schrei ertönte.

„Was giebts?“ fragte Guido stillstehend.

„Ein junger Pilger ist in dem Gedränge ohnmächtig geworden;“ antwortete Jemand von den Umstehenden.

„Ein hübscher junger Mensch!“ sprach die Prinzessin hinblickend. „Seid so gut, ihm beizustehen, Ihr Herren vom Spital.“

Während zwei Hospitaliter sich in den Knäuel

drängten, blickte auch Guido hin. Eben schlug der kranke Jüngling die Augen auf.

„Herr meines Lebens!" rief Guido in höchster Ueberraschung. — „Erlaubt Madame! Ich muß den Jüngling sprechen;" setzte er hinzu, indem er, Sybillen am Arme, zu ihm trat. — „Wie heißest Du, junger Pilger?"

„Ich — heiße Klotar;" entgegnete stammelnd der Jüngling, welcher von äußerst lieblicher Gesichtsbildung, und etwa zwanzig Jahre alt war. Sein Auge war starr auf Guido gerichtet, lange dunkle Locken erhöhten die Weiße des bleichen Gesichts.

„Klotar? — Doch nicht Klotar von Chateaublanc?" fragte Guido rasch.

„Derselbe, Messire;" antwortete mit schwacher, zitternder Stimme der Jüngling.

„Also der Bruder Klotildens, die im Meere umkam?"

Der Pilger war, wie es schien, keiner Antwort mächtig. Er nickte blos bejahend, und griff, als ob er sich festhalten wolle, nach dem Geländer der Treppe.

„Erhole Dich, mein Freund;" sagte Guido nach augenblicklichem Besinnen. „Besuche mich heute Abend. Ich muß Dich sprechen."

Freundlich dem Fremden zunickend, und nachdem er seiner Gemahlin den Arm geboten, dieser etwas leise mittheilend, stieg Guido die Palasttreppe empor. — —

Es war am Abende des folgenden Tages. Guido legte eben seine Prachtkleidung ab, und ein leichtes Hauskleid an, das seine schönen männlichen Formen nur noch vortheilhafter erscheinen ließ, als sich die Thüre des Zimmers öffnete, und Ivo leise, fast unhörbar, wie es in seiner Art war, in's Zimmer trat. Guido eilte freudig auf ihn zu, ihm beide Hände zum Gruße entgegenstreckend. Der Templer schien ungewöhnlich ernst.

„Endlich kommt Ihr, mein theurer, theurer Freund!" rief Guido lebhaft. „Am gestrigen Abend beim Feste, heute bei der Glückwünschungsversammlung, hat Euch mein Auge überall gesucht und nirgends gefunden. Sagt mir, wo Ihr geblieben seid?"

„In meiner Zelle;" entgegnete der Templer kalt. „Ich tauge nicht zu Festen und Freudenbezeigungen."

„Diesmal aber hättet Ihr eine Ausnahme machen müssen!" rief Guido warm. „Ohne Euch hätte dies Fest nimmermehr stattgefunden."

„Fühlt Ihr dies? — Seid Ihr von diesem Ge-

fühl durchdrungen?“ sprach Ivo sich hoch aufrichtend, und mit einer Art Härte im Tone. „Guido von Lusignan,“ setzte er ernst hinzu, „Ihr seid gestiegen, seid durch mich gestiegen und werdet noch höher steigen. Ihr werdet bald Reichsverweser und einst König sein. Es könnte eine Zeit kommen, wo es sich nicht schicken würde, Euch an Das zu erinnern, was ich für Euch gethan. Möget ihr dann nicht vergessen, daß ich es war, der Euch erhoben —“

„Nimmer! — In meinem Leben, niemals!“ unterbrach ihn Guido, die Hand betheurend auf die Brust legend.

„Und,“ fuhr der Templer fort, ohne, wie es schien, auf Guido's Betheurung zu achten, „dessen eingedenk sein, was Ihr dagegen mir zugesagt.“

„Ihr seid mein Freund, mein Wohlthäter! Blindlings folge ich Eurem Rathe! Wie könnte ich je vergessen, was ich aus Eurer Hand empfangen!“

„Man findet den Gedanken oft drückend, Wohlthaten empfangen zu haben, diese erscheinen als eben so viele Schulden, und jeder Schuldner solcher Art haßt seinen Gläubiger. Dies liegt in der Jämmerlichkeit der Menschennatur. Gebt einem Hunde ein Stück Fleisch, und nehmt ihm den abgenagten Kno-

wiederte Guido lebhaft. „Er ist der Bruder Klotildens, Klotar von Chateaublanc. — Der Zufall wollte es, daß er einen Vetter des Grafen von Nevers auf Befehl seines Herrn nach dem heiligen Lande begleiten sollte, und daß er auf dem Schiffe seine Schwester fand. Wie Ihr bereits wißt, scheiterte das Unglücksschiff in der Nähe von Cypern, und Klotar war unter den Wenigen, die sich retteten. Nachdem er lange in Famagosta krank gelegen, beschloß er, da sein Herr gleichfalls umgekommen, als Pilger nach Joppe überzuschiffen, und nachdem er eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt gemacht haben würde, wieder nach Frankreich heimzukehren. Gestern erblickte ich ihn, die täuschende Aehnlichkeit mit Klotilden fiel mir auf, ich rief ihn zu mir und nahm ihn in meine Dienste."

Der Page war inzwischen wieder in's Zimmer getreten und hatte es bald darauf auf's Neue verlassen.

„Ich denke," fuhr Guido fort, indem er ihm freundlich nachblickte, „ich werde im Stande sein dem jungen Menschen einen Theil dessen zu ersetzen, was wir beide durch den Tod seiner Schwester verloren. — Ach wie erinnert sein Anblick mich an Klotilden, der er, einige kleine Pockennarben abgerechnet, so

gänzlich gleicht! — Seines längeren Siechthums wegen ist er noch etwas leidend und schwach, und ich hatte eigentlich vor, ihn als Page, später vielleicht als Stallmeister und Ehrenritter bei meiner Gemahlin anzustellen, aber er erklärte sich sogleich dagegen. „Das Waffenhandwerk," rief er mit einer Lebhaftigkeit, die fast leidenschaftlich genannt werden konnte, „sei es, an dem er vor Allem hänge. Mich wolle er in Kampf und Tod begleiten, aber auch nur mir allein dienen. Wolle ich ihn nicht bei meiner Person anstellen, so kehre er wieder nach Frankreich zurück."

„Ihr hättet ihn ziehen lassen sollen!" sagte Ivo mit gerunzelter Stirn.

„Wie? Den Bruder Klotildens? Einen Jüngling, der gewiß einer meiner treuesten Diener sein wird?"

„Wenn auch!" sprach Jener verdrießlich. „Es taugt nicht Erinnerungen aus dem vorigen Leben mit sich herumzuschleppen, wenn man in ein neues zu treten unternommen hat. Solche Anknüpfungsfäden an die Vergangenheit werden für die Gegenwart zu bindenden Stricken. Ueberdem — sagtet Ihr nicht einst Ihr seiet Spielkameraden gewesen? — Er wird sich Freiheiten, die zuletzt zu Frechheiten werden, herausnehmen —"

„Unmöglich!“ fiel Guido ein. „Wir spielten wohl als Kinder zusammen, aber dies ist lange her, er kam zeitig aus dem Hause der Mutter, ich war fünf bis sechs Jahre älter als er, und überdies mehr mit der Schwester als ihm befreundet.“

„Dies mag Alles sein, aber Ihr habt Euch eine Last aufgeladen!“ versetzte Ivo. „Der junge Mensch hat überdies Gesichtszüge, die mir fatal sein könnten. Ich an Eurer Stelle, sorgte anderweitig für ihn, aber ich entfernte ihn bei guter Gelegenheit.“

„Ihr seid heute bei sehr übler Laune, Freund Ivo;“ sagte Guido lächelnd, doch im Innern von der Hartnäckigkeit des Templers unangenehm berührt. „Wäre dies nicht der Fall, so würdet Ihr nicht verlangen, daß ich einen jungen Menschen, der mir theuer ist, und dem ich in den Knabenjahren innig befreundet war, darum fortjagen soll, weil — seine Gesichtszüge Euch unangenehm sind.“

„Thut was Ihr wollt, aber Ihr werdet wegen ihm viel Verdruß erleben;“ erwiederte Ivo mißlaunig. „Doch schweigen wir von dieser Kleinigkeit. — Wißt Ihr schon, daß Saladin gegen die Besitzungen Raimunds von Tripolis und Boemunds von Antiochien vorgerückt ist, und daß seine leichte Reiterei bereits deren Gebiet verwüstet?“

„Wirklich?“ rief Guido lebhaft. „Dann will ich noch heute mit dem Könige reden, und ihn bitten, daß er einen Heertheil zur Unterstützung dorthin sendet, und mir den Oberbefehl übertrage.“

„Euren persönlichen Feinden, Euren Gegnern, wollt Ihr zu Hilfe kommen! In der That sehr edel, aber sehr einfältig;“ sagte Ivo. „Das wäre die rechte Art Reichsverweser zu werden, besonders jetzt, wo seit einigen Tagen die Krankheit des Königs sich auf eine fast wunderbare Weise vermindert hat! Ihr kennt wohl nicht die Art und Weise Sr. Gnaden, sobald sein Uebel etwas nachläßt, Alles selbst thun und anordnen zu wollen? Sendete er jetzt ein Heer nach Tarablus, — ich brauche immer die saracenischen Benennungen, in meiner Heimath findet man sie geläufiger, — was gilt's, er würde sich an die Spizze stellen wollen! Darum kein Wort davon. Laßt Raimund und Boemund sich aus der Klemme ziehen so gut sie können. Mit dem Letzten wird Saladin — er weiß wohl warum — ohnehin nicht so gar übel umspringen, und was den Ersten anbelangt, der ist wie eine Katze; werft sie wie Ihr wollt, sie kommt immer wieder auf die Füße.“

„Ihr meint also —“

„Daß ihr sowohl selbst, als auch durch die Grä-

sin Agnes und Eure Gemahlin Alles thun sollt, um den König abzuhalten, wenn er von selbst auf den Gedanken käme, seinen und Euern Feinden Beistand zu senden;" versetzte der Templer mit großer Lebhaftigkeit. „Seht Ihr denn nicht ein, daß der König Euch erst dann zum Reichsverweser ernennen wird, wenn er nicht selbst im Stande ist in's Feld zu rükken, was er aber thut, wenn es auch nur auf einer Tragbahre möglich wäre? Ein solcher Zeitpunkt muß abgewartet werden, und er soll und wird sich finden. Gesetzt aber, er sendete Euch auch jetzt gegen den Sultan, so wären zwei Dinge möglich; entweder Ihr schlüget ihn, oder Ihr würdet geschlagen. Im ersten Falle würde die Eifersucht des Königs erregt, und er wäre weit davon entfernt Euer Ansehen und Macht vermehren zu wollen, im zweiten könnte er es nicht, wenn er auch dazu geneigt wäre. Glaubt mir, nur die Noth kann ihn dazu bringen Euch den Befehl über das Heer zu übertragen, und diese Noth wird sich finden."

Längere Zeit sprach Ivo noch über diesen Gegenstand mit Guido, er stellte ihm vor, daß weder Balian noch dessen Anhang, eben so wenig auch die beiden Orden, sich sonderlich um die Noth der beiden mächtigen Vasallen bekümmerten, daß es jenen viel-

mehr lieb sei, wenn sie durch den Sultan gedemüthigt würden, und daß selbst der König von dem politischen Blicke Guido's eine gute Meinung gewinnen werde, wenn er ihm riethe, mit einer Unterstützung zweier Männer, deren Ehrgeiz und Anmaßung ihm bereits viel Noth gemacht, nicht eben allzuschnell bei der Hand zu sein. —

In der Berathung, welche an demselben Abend bei dem Könige statt fand, und zu der blos die Gräfin Agnes, Joscelin von Courtenay, und die Meister beider Orden, zugezogen wurden, beeilte sich Guido die Meinung Ivo's als die seinige darzulegen, und er war nicht wenig überrascht, als sie von allen Seiten höchst beifällig aufgenommen ward. Guido gab natürlich nicht die wahren Gründe an, welche eine Unterstützung ihm und den Anwesenden unräthlich erscheinen ließen, er sprach blos von dem Waffenstillstand, den, allem Anscheine nach, die beiden Vasallen verletzt hätten, und weshalb Saladin gewissermaßen gezwungen worden sei das Vergeltungsrecht auszuüben, er sprach von dem Befinden des Königs, das jetzt, wo so kostbare Aussichten zur Genesung sich eröffneten, nicht gefährdet werden dürfte, und erndtete zuletzt nicht nur eine Menge Lobsprüche wegen seiner Weisheit, sondern Einige von den Anwesenden be-

gannen von dem Verstande und dem Tact des jungen Mannes eine Vorstellung zu fassen, die sie früher nicht gehabt hatten.

Zufolge des Rathes, den Guido gegeben hatte, wurden die beiden Barone ohne Unterstützung gelassen. Die Templer, den Besitzungen Raimunds durch feste Burgen in der Nähe von Paneas benachbart, schlossen sich in diese ein, und nur die Tapferkeit der Bürger von Tortasa, welche, nachdem der Sultan durch eine Flotte selbst die Insel Ruad genommen hatte, noch tapfer ihre Mauern vertheidigten, so wie der Mangel an Lebensmitteln, durch die herrschende Dürre verursacht, retteten den Grafen von Tripolis vor gänzlichem Untergange. Da nun auch Roger du Moulin, fast wie zum Hohn, mit den Hospitalitern nach den nicht bedrohten Gränzen gen Süden gezogen war, so blieb Raimund und Boemund nichts weiter übrig, als mit Saladin einen Vergleich zu treffen, durch den ihre Macht auf's Aeußerste geschwächt ward. Es war nicht zu verwundern, daß der Graf von Tripolis durch den an ihm begangenen Verrath, denn als einen solchen bezeichnete er es, daß er auf eine so schmähliche Weise im Stich gelassen worden, auf's Aeußerste erbittert ward. Laut beschwerte er sich über die Ränkeschmiede, die, wie er sagte, den

König umgäben. Dies kam seinen Gegnern überaus gelegen. Die Gräfin Agnes, nichts so sehr fürchtend, als den Grafen auf's Neue Einfluß gewinnen zu sehen, verstärkte ihre Parthei durch Rainald von Chatillon, dem die Verbindung seines Stiefsohns mit einer Verwandtin der Gräfin in Aussicht gestellt ward, und so ward eine Reise des Grafen, der nach längerer Abwesenheit seine Güter in Galiläa besuchen wollte, benutzt, um zu versuchen den einzigen Mann von Kraft und Talent, welcher im Stande gewesen wäre das Königreich von dem immer mehr sich nähernden Untergange zu retten, zu verderben. Der König ward nämlich dazu vermocht, dem Grafen von Tripolis, als einem Feinde des Vaterlandes, den Eintritt in's Reich zu untersagen. Er ward so zu sagen geächtet, und wieder war es Guido der, auf den Antrieb Ivo's, am allermeisten zu der Verbannung eines Mannes beitrug, den er als einen Nebenbuhler bei der Stelle des Reichsverwesers zu fürchten hatte. Der Hauptstreich, den Ivo zu führen gedacht, ging indessen, wenn auch nur zum Theile, fehl. Seine Absicht war gewesen, Raimund zu offener Empörung zu reizen. Zu klug um in die ihm gelegte Schlinge zu gehen, verhielt sich der Graf im Bewußtsein seiner Unschuld ganz ruhig und wartete es ab, bis die

über solche Behandlung empörten Gemüther der Barone eine feierliche Genugthuung verlangen würden. Dies geschah auch in Kurzem und der König konnte ihrem ungestümen Drängen nicht Widerstand leisten. Er nahm den Befehl der Verbannung zurück, aber er haßte fortan den Grafen nur um so stärker, und hatte den Vorsatz, denselben bei vermehrter Krankheit nie wieder als seinen Stellvertreter an die Spitze des Heeres und der Geschäfte zu stellen, um so weniger Hehl. Die Nothwendigkeit an einen solchen zu denken, ward indeß von Tage zu Tage dringender. Der Waffenstillstand mit dem Sultan lief in Kurzem ab, und von allen Seiten trafen Nachrichten ein, daß sich Saladin zu einem Feldzuge rüste. Nachdem der König mit den Baronen Rath gehalten, ward beschlossen, daß das Heer bei dem Quell von Saffuri ein Lager beziehen solle. Von dort aus konnte man schnell nach jedem bedrohten Punkte der Gränze gelangen, und hatte überdies, wenn man dort von Saladin angegriffen werden sollte, ein überaus günstiges Terrain, um das Schicksal von Palästina durch eine Schlacht zu entscheiden Die Prinzessin Sybille, als sie hörte, daß ihr Gemahl mit dem Heere in's Feld rücken würde, war untröstlich. Sie liebte Guido mit einer Leidenschaft, wie man nur im Oriente zu

lieben im Stande ist, und die Liebe der Fürstin war, wie überhaupt die Liebe der Frauen jenes Landes, nicht eben ätherischer Natur. Sie liebte Guido, weil er der schönste Mann im Lande, vielleicht der schönste seiner Zeit war, und der Besitz desselben dünkte ihr der Gipfel des Glückes. Der Gedanke, auf einige Zeit von ihm getrennt zu sein, war ihr unerträglich, und als der Tag des Aufbruchs des Heeres nahte, war sie vor Schmerz dem Wahnsinn nahe. Auch Guido liebte Sybillen, aber es war nicht jene Jugendliebe, die ihn mit tausend zarten Banden selbst jenseits des Meeres an ein Wesen gefesselt gehalten hatte, das er als Knabe schon geliebt, und an das er durch den Anblick Klotars täglich, ja stündlich erinnert ward. Die Aehnlichkeit des Pagen mit der gestorbenen Schwester ward Guido in der That fast zu einer Art von Qual. Jede Miene, jede Bewegung, ja selbst der Laut der Stimme erinnerte ihn an die geliebte Todte. Dieserhalb, vorzüglich aber weil Sybille und Ivo eine besondere Abneigung gegen den Pagen blicken ließen, stieg in Guido's Seele manchmal der Gedanke auf, daß es wohl im Grunde besser gewesen wäre, wenn er Ivo's Rath, für den jungen Menschen zu sorgen, aber ihn nicht bei seiner Person anzustellen, befolgt hätte. In der That

mußte er zugeben, daß seine Gemahlin nicht Unrecht habe, wenn sie den Pagen launenhaft, mürrisch und wenig achtsam in seinem Dienste schalt. Stundenlang konnte Klotar einsam in einem Winkel stehen und vor sich hinblicken, ohne von dem, was um ihn vorging, Notiz zu nehmen. Befahl ihm die Fürstin etwas, so verrichtete er den ihm aufgetragenen Dienst langsam, mechanisch, selbst mit scheinbarer Unlust, und nur wenn ihm Guido etwas auftrug, veränderte sich sein Wesen. Dann aber erschien der träge, träumerische Knabe plötzlich als ein ganz Anderer. Er flog um das ihm aufgetragene Geschäft auszurichten, und jeder Zug seines, dann einen ganz andern Ausdruck annehmenden Gesichts, schien darzuthun, wie freudig er den Befehl vollziehe. Es bedurfte kaum einer Bemerkung Sybillens um Guido auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, und ob er es auch bestritt, wenn seine Gemahlin behauptete, daß Klotar dadurch vorsätzlich bemerklich machen wolle, daß er der Meinung sei, nur Guido's Befehlen Folge leisten zu müssen, so war er doch im Herzen selbst dieser Ansicht. Oft tadelte er daher dieses Benehmen des Pagen, und wies ihn mit ernsten Worten an, die Befehle der Fürstin eben so, ja noch eifriger wie die seinigen, zu vollziehen. Der junge

Mensch schlug in solchen Fällen die Augen nieder, versprach mit wenigen Worten dieser Anweisung in Zukunft nachkommen zu wollen, aber Guido mußte seiner Gemahlin Recht geben, wenn sie behauptete, daß die Zurechtweisung fruchtlos geblieben sei. Mehr noch wie gegen Sybillen, fehlte Klotar in dem Benehmen gegen den Templer. Obwohl er wußte, daß Ivo ein vertrauter Freund seines Herrn sei, so beachtete er doch kaum die Formen, die ein Diener einem solchen schuldig ist, und Guido fand sich manchmal genöthigt ihm sein Benehmen mit scharfen Worten vorzuhalten.

Es war zwei Tage vor dem Aufbruche des Heeres nach dem Lager von Saffuri, als der Templer rasch zu Guido in's Zimmer trat.

„Neuigkeiten, die trefflichsten, die ich Euch bringen kann!“ rief er aus. „So eben komme ich von der Gräfin Agnes. Der König hat Euch zum Grafen von Joppe und Askalon ernannt. Am Tage des Abmarsches wird die Ernennung dem Heere bekannt gemacht werden.“

„In der That, Ihr überrascht mich!“ rief Guido hoch erfreut.

„Jetzt geht es rasch auf das „Alter ego“ los!“ rief Ivo. „Diese Ernennung mußte vorhergehen,

damit der Sprung den Baronen nicht zu groß schien. — Nun aber schmiedet das Eisen, das ich in Gluth gebracht! Wie Ihr wißt, hat der König bereits ein Auge verloren, die rechte Seite ist völlig gelähmt, und er muß sich nach dem Lager tragen lassen, da ein Sitzen zu Pferde durchaus unmöglich ist."

„Und unter diesen Umständen besteht er durchaus darauf den Feldzug mitzumachen?" fragte Guido erstaunt.

„Ihr kennt ihn ja!" sprach Ivo achselzuckend. „Er will, wie er sagt, da er nichts mehr durch seinen Arm vermag, bis auf die letzte Minute dem Vaterlande durch seinen Rath nützlich werden! Im Grunde dauert mich der Mann manchmal. Er hat noch ein paar Blutstropfen von Gottfried von Bouillon in den Adern. Immerhin! Auch sein Mitziehen ist unserm Plane nützlich. Nur die höchste Noth kann ihn dazu bringen noch einmal einen Stellvertreter zu ernennen. — Doch vergessen wir nicht das Nöthigste!" fuhr der Templer fort, indem er eine Schrift hervorzog. „Dies müßt Ihr bewilligen und beschwören, wenn die Barone Euch als Reichsverweser anerkennen sollen."

„Wie?" rief Guido, indem er einen Blick auf das Papier warf. „Dies ist ja eine vollkommene

Versplitterung der Gränzlehen! Die Vesten im Gor und an der Gränze von Basan den Baronen, die sie nicht einmal mit Nachdruck vertheidigen können, da ihre übrigen Besitzungen so entfernt sind? Belcourt dem Tempel, und Makaba, die schöne starke Veste am todten Meer, dem Hospital?"

„Ja," sagte Ivo kalt, „ich gab Roger du Moulin zu verstehen, daß Ihr nur ungern die letztgenannte Burg aufgeben würdet, aber was ist zu thun? Jener Wolf hat nun einmal einen weiten Rachen, und der Bissen, der ihn stopfen soll, muß deshalb von Umfang sein."

„Bedenkt doch! Es hieße dem Lande einen entschiedenen Nachtheil zufügen;" versetzte Guido.

„Es muß aber geschehen, wenn Ihr Reichsverweser werden wollt;" entgegnete Ivo mit vielem Phlegma. „Die Barone und die Orden willigen sonst nicht ein, und sie wären Narren, wenn sie es thäten. — Glaubt Ihr denn, Messire," setzte er mit auffallendem Hohn hinzu, „daß sie aus Freundschaft für Euch, Eurer Erhebung ruhig zusehen, und um Eurer schönen Augen willen Euch zum Oberbefehlshaber machen werden? Umsonst ist der Tod! Und Ihr seid — äußerst unschuldig, wenn Ihr eine andere Meinung habt."

Da Guido schwieg, so nahm der Templer dies als eine stillschweigende Einwilligung.

„Bring Dinte Page!“ sagte er zu Klotar, der eben eingetreten war, aber unbeweglich stehen blieb und auf seinen Herrn blickte. Guido winkte ihm den Befehl zu vollziehen.

„Die Barone verlangten noch außerdem, Ihr solltet den Vertrag feierlich beschwören!“ fuhr Ivo nachdenklich fort. „Dies könnte indeß, wenn es vor Zeugen geschähe, dem Könige zu Ohren kommen, und allerlei Verdruß erregen. Ich denke, sie werden sich beruhigen, wenn ich ihnen sage, Ihr hättet den Eid in meine Hand geleistet.“

Der Page hatte inzwischen das Schreibzeug gebracht. Er warf ein paar Blicke auf das, auf dem Tische liegende Pergament, plötzlich schien das Schreibzeug in seiner Hand zu schwanken, es entfiel der letzten und ein Strom von Dinte floß auf das Pergament.

„Hölle und Teufel! Ihr seid —“ Die letzten Worte stockten in dem Munde des Templers, und er sah, ohne weiter zu sprechen, den Pagen mit einem durchbohrenden Blicke an.

„Welche Ungeschicklichkeit!“ rief Guido voll Ver-

druß. „Gehe sogleich auf Dein Zimmer, und verlasse es nicht, eher bis ich es befehle.“

Ohne ein Wort zu sagen, küßte der Page einen Zipfel des Mantels seines Herrn, und ging zur Thür hinaus.

„Schafft den Buben fort! Er ist ein Verräther. Er hat es mit Vorsatz gethan;“ rief der Templer, als Jener das Zimmer verlassen hatte.

„Ungeschickt! Nichts weiter;“ versetzte Guido mißmuthig. „Was konnte er dabei beabsichtigen? Es ist ja nichts verloren als ein Blatt Pergament. Laßt es nochmals abschreiben, und sendet mir es morgen. Ich will es dann unterzeichnen.“

„Ich hätte Lust geradezu von Euch zu fordern, daß Ihr den Menschen entfernetet,“ hob Ivo düster an, „indeß Ihr würdet sagen —“

„Daß Ihr mich wie einen Knaben behandelt;“ ergänzte Guido höchst verdrießlich. „Ihr seid klug, Ivo, aber diese Klugheit macht Euch gegen Jedermann so argwöhnisch, daß Ihr meint —“

„Daß Jedermann ein Schurke ist, wenn eine Leidenschaft und die Gelegenheit sie zu befriedigen in's Spiel kommen;“ sprach frostig der Templer. „Behaltet den Buben meinetwegen, und möge mein Argwohn sich nicht rechtfertigen.“

Nach kurzem Wortwechsel verließ Ivo das Gemach. Guido versprach ihm beim Weggehen das Document zu vollziehen, sobald er es in Händen haben würde.

Der Vorfall war übrigens Guido äußerst unangenehm gewesen, und dies zwar um so mehr, als auch ihm es geschienen, als ob Klotar die Schrift mit Vorsatz habe verderben wollen.

„That er es aus Abneigung gegen Ivo," sagte er zu sich, „und dies ist noch der bessere Fall, so ist ist es eine knabenhafte Laune, die Bestrafung verdient, ist dies nicht so, so hat Ivo Recht, es mußte dann ein Plan zum Grunde liegen, und diesem muß ich auf die Spur zu kommen suchen."

Der Ritter ging nach der Thür, und befahl einem Diener den Pagen zu rufen. Nach kurzer Zeit trat dieser in's Zimmer. Sein Ansehen war ruhig und keineswegs niedergeschlagen.

„Ich habe Dir bereits mehrmals anempfohlen in Deinem Dienste aufmerksamer zu sein, so wie dem Ritter Ivo, einem Manne, der mein Freund ist, größere Achtung zu bezeigen, und Du bist dieser Weisung nicht nachgekommen;" sprach Guido streng. „Es sollte mir leid thun, wenn Du auch diese letzte War-

nung überhörtest. „Ich würde Dich von meiner Person entfernen müssen."

Klotar ward bei den letzten Worten todtenbleich. Sein Antlitz glich dem eines Gestorbenen. Der Ritter bemerkte den Eindruck, den seine Worte auf die Seele des jungen Menschen zu machen schienen.

„Ich denke," sagte er sanfter, „Du wirst Dir diese Warnung zur Lehre dienen lassen, und hoffe, Du hast mich nicht absichtlich betrüben wollen."

„Nein! — Nein, beim lebendigen Gott!" rief der Jüngling, die Hände wie betheuernd bis über sein Haupt erhebend, und während eine helle Röthe sein bleiches Gesicht überflog.

„Dennoch," sprach Guido, „schien es mir, als handeltest Du mit Absicht so."

„Ja," rief der Jüngling, „ich that es mit Vorsatz, aber — ich that es zu Eurem Besten. — Ich will Alles sagen, Messire," fuhr er lebhaft fort, „und Gott sei mein Zeuge, daß mein Vorsatz gut war! Es geschah, weil ich den Ritter für einen Mann halte, der eine böse Absicht hat, und Euch in's Verderben stürzen will."

„Unsinn! Der Ritter ist ein wackerer Mann und mein bester Freund;" versetzte Guido unwillig.

„Messire," rief der Jüngling lebhaft ergriffen,

„sehe ich diesen Menschen neben Euch, so ist es mir immer als sähe ich einen Teufel, der um Eure Seele mit Euch handeln wolle —"

„Genug! Ich verbiete Dir noch ein Wort von dem Ritter zu sagen, das gegen die Achtung ist, die Du ihm schuldig bist;" sprach Guido streng.

„Ach," rief Klotar die Hände faltend, „es ist mir immer so Angst, wenn ich den dunkeln Mann bei Euch sehe. Er blickt immer so kalt, so höhnisch auf Euch —"

„Das ist nun einmal so in seiner Art. Er mag viel trübe Erfahrungen gemacht haben, und liebt allerdings die Menschen nicht, was er auch nicht Hehl hat. — Wenn Du indeß sonst nichts Uebles von ihm weißt —"

„Etwas weiß ich, Messire, das vielleicht an sich unschuldig ist, aber das mich dennoch vorzüglich veranlaßte jene Schrift zu verderben. Ich wollte Euch nämlich vorher und ehe Ihr unterschriebt, von etwas in Kenntniß setzen, das ich gestern sah, und wußte kein anderes Mittel, als die Schrift zu vernichten. Ihr hättet, so dachte ich, dann Zeit zu überlegen ob Ihr unterschreiben sollet oder nicht. — Ich ging," erzählte Klotar, „gestern als Ihr auswärts waret, im Thale Ben Hinnom nach dem „Berge des bösen

Rathes" zu, um von dort die heilige Stadt zu überschauen. Unweit der Stätte, die Hakeldama heißt, sind einige Grabhöhlen. Ich trete in den Eingang einer derselben, und bemerke auf der Felswand einige alte, halb verlöschte Gemälde. Während ich diese betrachte, höre ich außerhalb der Höhle ein Gespräch zweier Menschen, das in saracenischer Mundart geführt wurde, und in welchem der Name: Saladin mehrmals vorkam. Die Stimme des Einen schien mir bekannt, dennoch wollte ich mich nicht bemerkbar machen, da ich allein und es fast Abend war. Ich trat also hinter einen Felsenvorsprung, wo ich überblicken konnte, was außen vorging, ohne daß ich selbst gesehen werden konnte. Zu meiner Verwunderung sah ich hier den Ritter Ivo, der sich mit einem Greise unterhielt, der in Thierfelle und ziemlich abentheuerlich gekleidet war."

„Da ist nichts Wunderbares dabei!" fiel Guido lächelnd ein. „Jener Greis ist der Anachoret, der eines der Gräber bewohnt, und wie Ivo aus Armenien gebürtig ist. Ich habe den Mann gleichfalls schon gesehen, und es ist nichts weniger als auffallend, daß der Ritter mit diesem Manne sich über ihr gemeinsames Vaterland in saracenischer Sprache unterhält."

„Dies würde mir auch nicht aufgefallen sein," sagte Klotar, „und ich habe in der That zuerst wieder daran gedacht, als ich jenes Pergament erblickte. Ritter Ivo hatte das nämlich in der Hand, als er mit dem Eremiten sprach, — ich erkannte es vorhin sogleich an der Art wie es zusammen gelegt war — und es war ganz augenscheinlich, daß der Inhalt der Gegenstand des Gespräches war; denn der Ritter zeigte mehrmals auf einige Stellen in demselben."

„In der That, sehr sonderbar;" versetzte Guido befremdet. — „Vielleicht hast Du Dich indeß getäuscht —"

„Gewiß nicht, Messire!" rief der Page lebhaft. „Ich lebe und sterbe darauf, daß es dasselbe Blatt ist. Ich war so nahe, daß ich bemerken konnte, daß es wie dieses nur zur Hälfte beschrieben war. Als ich es vorhin auf dem Tische liegen sah, so war ich sogleich auf diesen Umstand aufmerksam geworden, mir war plötzlich so angst, ich glaubte, es könnte Euch ein Nachtheil daraus erwachsen, wenn Ihr unterschriebet, und als ich vollends bemerkte, daß die häßlichen Augen des Ritters so freudig zu funkeln begannen, so schüttete ich die Dinte auf das Pergament."

Guido ging einige Augenblicke nachdenklich im

Zimmer auf und ab, dann sagte er ernst aber nicht unfreundlich zu dem Pagen:

„Ich danke Dir, Klotar, für die Anhänglichkeit die Du mir beweisest, aber ich muß Dich dennoch tadeln, daß Du Dich in Dinge mischest, die außer dem Kreise Deiner Obliegenheiten sich befinden. Der Ritter Ivo ist mein erprobter Freund, und ich will nichts weiter über ihn hören, was nachtheilig für ihn sein könnte. Für dieses Mal verzeihe ich Dir Dein Vergehen. Ich weiß es, daß Du mich liebst, aber auch die Liebe muß zu schweigen verstehen, wo reden nur Unheil bringen kann."

Der Page schien von den letzten Worten des Ritters tief ergriffen.

„Ja," rief er mit herzzerreißendem Tone, „ja Ihr habt Recht! Auch die Liebe muß zu schweigen wissen, zu schweigen bis an den Tod."

Wie außer sich, und einen Strom von Thränen vergießend, eilte der Jüngling, ohne erst einen Wink seines Herrn abzuwarten, aus dem Zimmer. —

Zwei Tage später befand sich das Heer auf dem Wege nach dem Lager von Saffuri. Sybille war untröstlich, als ihr Gatte zu Roß stieg, und ihr zum Abschiede mit der Hand winkte. Sie, die dem ihr besonders widerwärtigen Pagen kaum einen Blick

gönnte, ergriff die Hand Klotars, der eben im Begriffe war, sich zu Pferde zu setzen.

„Wache über jeden seiner Tritte, sorge für die kleinsten seiner Bedürfnisse, und meine Gnade wird Dir niemals fehlen;“ rief sie schluchzend.

„Es bedarf einer Anfeuerung nicht, Madame!“ erwiederte der Page mit seiner gewöhnlichen stolzen Kälte. „Mein Blut für ihn! Mein Blut für das seine.“

Mit den letzten Worten schwang er sich auf's Roß und jagte dem Ritter nach. —

Die Versammlung des Christenheeres im Lager von Saffuri begann unter sehr traurigen Auspicien. Saladin hatte einen kühnen Plan gefaßt. Fast einen Monat früher als man es vermuthete und ehe noch der Waffenstillstand abgelaufen war, hatte er ein nicht unbedeutendes Heer versammelt, und war, sobald der zu Ende gehende Vertrag es ihm gestattete, in Galiäa eingedrungen. Der König, auf die tapfere Vertheidigung der zwischen Naplus und dem See Genezareth liegenden Stadt Bethsan rechnend, erschrack auf's Heftigste, als er hörte, daß die Bewohner beim Erscheinen des feindlichen Heeres diese verlassen, und sich nach Tiberias gerettet hätten. Die Streifparthien der Saracenen rückten überdem mit solcher Schnelligkeit vor,

daß bald Wolken ihrer leichten Reiterei das christliche Lager einhüllten, und alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten wurde. Die Anstrengungen des Marsches, der Kummer über diese Unfälle, hatten die Kräfte des Königs in wenig Tagen bereits erschöpft, und Balduin sah ein, daß es ihm, wenn der Sultan das Christenheer angriffe, unmöglich sein würde, das Letztere in den Kampf zu führen. Eine Versammlung der Barone ward deshalb in dem Zelte des kranken Monarchen zusammen berufen. Wie überrascht war Guido, als Balduin erklärte, daß er sich nicht mehr im Stande fühle, das Reich zu regieren, und das Heer zum Kampfe zu führen, er sei deshalb gesonnen einen Stellvertreter auf Ausübung voller königlicher Gewalt zu ernennen und stelle den Baronen als solchen seinen Schwager Guido von Lusignan vor! Was ihn selbst anlange, schloß der König, so bedinge er sich bis an's Ende seines Lebens blos die Stadt Jerusalem und ein Jahrgehalt von zehntausend Goldstücken aus. Das Entzücken Guido's erreichte den höchsten Gipfel, als nicht ein Einziger der Barone der Ernennung widersprach; selbst Roger du Moulin begnügte sich mit einem höhnischen Lächeln. Dennoch wäre Guido's Freude bald in Trauer verkehrt worden, als der König verlangte, daß er Angesichts der Barone ihm einen

feierlichen Eid leisten solle, keines der Lehen oder sonstigen Güter der Krone zu veräußern. Diese Forderung widersprach geradezu dem von ihm zu Gunsten der mächtigsten Vasallen auf Ivo's Dringen ausgestellten Documente. Aengstlich blickte Guido im Kreise umher, seine Augen suchten den Templer, als ob er von ihm einen Rath heischen wolle, wie diese Gegensätze ausgeglichen werden könnten. Des Documents zu erwähnen war unmöglich, eben so wenig konnte Guido einen so herkömmlichen als gesetzlichen Eid verweigern. Seine Angst steigerte sich, als er zwar Ivo erblickte, aber dieser so ruhig, und mit seiner gewöhnlichen kalt-höhnischen Miene vor sich hin sah, als ob ihn die Verlegenheit seines Freundes nicht im Mindesten kümmerte. Wie es schien, hatte der Ritter indeß dennoch bereits für ein Auskunftsmittel gesorgt, denn der Tempelmeister Gerhard von Riderfort warf, indem er sich mehr wie gesprächsweise zu Balian von Ibelin wandte, einige Worte hin, welche andeuteten: Es verstehe sich von selbst, daß Sr. Gnaden der neuernannte Reichsverweser diesen Eid nur für die Lebenszeit des Königs zu leisten habe, da dem künftigen Thronfolger alle Rechte offen bleiben müßten. Schnell die Meinung des Sprechenden auffassend, erhob Guido die Hand zum Schwur, und leistete den Eid. So

wie er das letzte Wort gesprochen, fiel sein Auge wiederholt auf Ivo. Die Miene des Templers schien zu sagen: „Mit diesem Eide bist Du erst gänzlich mein geworden, und wehe Dir, wenn Du ihn zu brechen gedächtest!“ — Ein dämonisches Lächeln blitzte aus dem düstern Auge Ivo's, und es wollte Guido bedünken, als ob er sich weit stolzer und herrischer als je aufrichte. —

Nachdem die Ernennung Guido's zum „Alter ego“ des Königs so ruhig und ohne Widerspruch erfolgt war, ging die Versammlung zur Berathung über, was in der schwierigen Lage, in welcher sich das Heer der Christen befand, am Besten zu thun sei. Die Einen riethen das Lager trotz dem Mangel an Lebensmitteln so lange zu vertheidigen, bis Graf Raimund von Tripolis und Boemund von Antiochien, an welche man sich in der Noth gewendet hatte, Verstärkungen geschickt haben würden; die Mehrzahl schlug einen Rückzug vor. Guido theils einsehend, daß die Vertheidigung um so schwieriger sein würde, als Saladin den Kampf nicht eher beginnen werde, bis das Heer noch mehr durch Hunger geschwächt sei, theils den übeln Eindruck fürchtend, den es machen könnte, wenn er in dem Augenblick seiner Erhebung zu einem Rückzug riethe, schlug vor, noch drei Tage auf die Verstär-

kung zu warten, und wenn diese dann nicht anlange, dem Sultan entgegen zu gehen, und ihm in der Ebene von Esdrelon, wo die schwere Panzerreiterei der Christen sich am Besten bewegen könne, eine Schlacht zu liefern. Guido drang um so lebhafter auf die Annahme seines Vorschlags, als die Blicke Ivo's ihm vollen Beifall spendeten. In der That machte der Antrag des jungen Reichsverwesers auf die Versammlung bedeutenden Eindruck. Wiewohl die Einen ihn bei der mehr als dreifachen Uebermacht des Sultans für allzuverwegen erklärten, die Andern meinten, daß man durch eine noch weitere Entfernung von der Hauptstadt, diese den streifenden Horden der Saracenen blosstellen würde, so gefiel Allen doch die ritterliche Kühnheit des Jünglings, und der Sinn für solche war im Christenheer noch nicht so erstorben, als daß sich nicht eine Anzahl Anwesender gefunden hätte, die dieser beigestimmt hätten. Nach längern Debatten ward beschlossen, nur noch so lange auf die Verstärkungen zu warten, bis die eben vorhandenen Lebensmittel im Lager aufgezehrt worden, dann aber unverweilt auf den Sultan loszugehen, und ihn zur Schlacht zu zwingen. Jedenfalls gewann Guido durch seinen Vorschlag so viel, daß Mancher, der seine Fähigkeiten bis dahin sehr

gering angeschlagen hatte, mit einer weit bessern Meinung von ihm die Versammlung verließ. —

Es giebt Momente in der Geschichte, in welchen das Schicksal mit Menschen von untergeordneten Gaben nicht nur ein ganz eigenthümliches Spiel zu treiben, sondern sie selbst für eine Zeitlang zu seinen Lieblingen erkoren zu haben scheint. Es ist dann, als wolle es ihnen Gelegenheit geben, sich auf eine höhere Stufe zu erheben, und in der That das zu werden, für was die Menge den vom Glück Begünstigten so leicht zu halten geneigt ist. In einer solchen Lebensphase befand sich Guido. Sein Rath, wäre er unmittelbar ausgeführt worden, würde das Heer unfehlbar in's Verderben gestürzt haben. Ein Feldherr von so großartigen Ansichten, so glänzendem Talent, so ausgezeichneter Tapferkeit wie Saladin, hätte an der Spitze eines fanatischen Heeres, dem die berühmte „gelbe Leibwache“ des Sultans als Vorbild diente, die Christenschaar unstreitig auf's Haupt geschlagen, nachdem er sie bis auf einen ihm günstigen Punkt gelockt, dennoch hätte ein weit erfahrener Feldherr als Guido bei der Art und Weise, wie sich die Verhältnisse binnen ganz Kurzem gestalteten, keinen bessern Rath ertheilen können. Schon nach vierundzwanzig Stunden erschien ein Kundschafter, der sich durch das

Heer des Feindes geschlichen hatte. Er brachte einen Brief von dem Grafen von Tripolis, in welchem dieser meldete, daß er selbst, Joscelin von Courtenay, Rainald von Chatillon, so wie der Graf von Löwen und mehrere mächtige Bannerherren aus Frankreich und den Niederlanden, die eben als Pilger in's heilige Land gekommen, an der Spitze von so viel Truppen herbeieilten, daß man dem Sultan nicht nur gewachsen, sondern selbst überlegen wäre. Schon den Tag darauf bemerkte man ungewöhnliche Bewegungen bei den Saracenen. Sie verkündigten, daß die christlichen Hülfstruppen sich dem Lager näherten, und ehe noch die Nacht anbrach, rückte die Vorhut derselben in dieses ein. Jetzt entstand ein großer Jubel. Das Heer bestand, wie man berechnen konnte, nun nicht weniger als aus dreizehnhundert Ritterfahnen und funfzehntausend Mann Fußvolk. Seit dem letzten Kreuzzuge war keine so starke Armee versammelt gewesen. Am folgenden Tage war es bis auf den letzten Mann auf den Höhen von Saffuri vereinigt. Von allen Seiten sehnte man sich nach dem Kampfe. Jeder glaubte des Sieges bereits gewiß zu sein. Wirklich konnte ein solcher kaum bezweifelt werden. Der Sultan, das Anrücken so zahlreicher Verstärkungen nicht ahnend, hatte zu kühn den Jordan überschritten, und

befand sich jetzt in einer Gegend, wo er zwischen dem See Genezareth und dem christlichen Lager eingekeilt war. Wäre Guido, nachdem er den Neuangekommenen nur vierundzwanzig Stunden Ruhe gegönnt, auf den Sultan losgegangen, hätte er Saladin auf dem Terrain, auf welchem dieser sich befand, eine Schlacht geliefert, so wäre dessen Untergang unvermeidlich gewesen. Dem Jüngling schien diese Idee vorzuschweben. Er brannte sich auszuzeichnen, und welcher Ruhm wartete des jungen erst einige zwanzig Jahre alten Oberbefehlshabers, wenn ihm gelang, was noch Keinem gelungen war, die Vernichtung des gefürchteten Saladin! — Um sich von der Stellung des Feindes Kenntniß zu verschaffen, recognoscirte er, an der Spitze eines kleinen Trupps Reiterei, diese letztere. Zu seinem Mißvergnügen bemerkte er, daß der Sultan die vorgeschobenen Beduinen- und Turkmannenschwärme etwas zurückgezogen hatte. Guido schienen dies Vorboten eines Rückzugs des Feindes. Unwiederruflich fest war sein Vorsatz diesem zuvorzukommen. Er beschloß den Feind am folgenden Tage mit dem ganzen Heere anzugreifen. Zwar war es gewöhnlich, vorher einen Kriegsrath zu versammeln, um die Meinung der Häupter des Heeres zu vernehmen, aber drängte nicht die Noth? Konnte nicht durch Zögern

Alles versäumt werden? Ueberdies war Guido nur allzusehr bekannt, daß durch solches Berathen oft das Gegentheil von Dem, was man beabsichtigte, herbeigeführt worden war, ja daß Saladin selbst unter den Baronen Verbindungen hatte, und von den Berathschlagungen Kenntniß erhielt. Guido beschloß deshalb mit Anbruch des Tages ohne Weiteres den Befehl zum Vorrücken zu geben, und mit den Truppen des Königs und der Orden den Feind anzugreifen. Kam es dann zum Gefecht, so konnten die Vasallen mit ihrer Mannschaft nicht zurück bleiben. Eben brschäftigte er sich mit dem Plane zur Schlacht, als Ivo in sein Zelt trat.

„Ihr erkundetet heute den Feind;“ sagte der Templer, indem er sich auf einen Sessel warf. „Dies scheint auf den Vorsatz zu deuten ihn anzugreifen. Ich denke, Ihr habt ihn aufgegeben.“

„Keineswegs!“ rief Guido lebhaft. „Morgen liefere ich ihm eine Schlacht.“

„Bewahre;“ sagte Ivo kalt. „Es folgt Euch Niemand! Ihr müßt einen Kriegsrath zusammenberufen, wenn Ihr nicht die Barone beleidigen wollt. Raimund sagte vorhin zu Balian von Ibelin, seine Truppen müßten wenigstens vier Tage ruhen, ehe er

sie in den Kampf führen könne, so sehr wären sie durch starke Märsche abgehetzt."

„So wäre denn der Argwohn, daß der Graf mit dem Sultan in geheimen Verbindungen stehe, also dennoch gegründet!" rief Guido heftig.

„Meint Ihr, daß dies der Fall sei?" sprach der Ritter kalt. „Nun es ist immer klug sich eine Thüre offen zu halten!"

„Dies kann Euer Ernst nicht sein!" rief Guido verdrießlich. „Mag er indeß zurückbleiben, mögen es auch die Andern thun. Sehen sie uns im Kampfe, so greifen sie dennoch an; im schlimmsten Falle decken sie uns den Rücken. Ich beginne den Kampf mit den Truppen des Königs, denen vom Hospital und vom Tempel."

„Die letzten folgen Euch nicht! Ich habe es dem Meister widerrathen!"

„Was? Seid Ihr toll geworden?" rief Guido betroffen.

„Ich that es blos Euretwegen;" erwiederte Ivo mit großer Ruhe. — „So viel sehe ich wohl," fuhr er mir seinem gewöhnlichen eiseskalten Lächeln fort, „ein Staatsmann werdet Ihr nun und nimmermehr; so viel Einsicht aber traue ich Euch zu, mir folgende Fragen beantworten zu können. Der König kann

nicht mehr vier Wochen leben. Gut. Der Knabe, der ihm auf dem Throne folgen soll, ist kränklich, er stirbt ihm nach. Auch gut. Wen meint Ihr wohl, daß die Barone lieber als König anerkennen werden: Einen Sieger, den sie fürchten müssen, der sie alle im Zaume halten wird, der ihre Macht zu brechen suchen muß, wenn er die seinige sichern will, oder Jemand, den sie zu gängeln und einzuschüchtern gedenken? Natürlich den Letztern! Sie wären Narren, wenn sie anders dächten. Nun geht hin, schlagt Saladin, den Einzigen, der die Herren manchmal ein Bischen in Athem hält, macht Euch somit als Reichsverweser durch Euer Ansehn ihnen unangenehm, und wartet dann bis in die Ewigkeit, ehe sie Euch die erledigte Krone auf's Haupt setzen werden!"

„So meint Ihr denn, daß ich die günstige, nie wiederkehrende Gelegenheit, Saladin mit einem Schlage zu vernichten, vorbeilassen soll?" rief Guido heftig.

„Ich wüßte in der That nicht, wo, wenn Ihr den Sultan vernichtetet, Ihr dann in der Geschwindigkeit einen andern hernehmen wolltet; und er ist Euch doch so nöthig;" sagte der Templer phlegmatisch, indem er ein Bein über das andere schlug. „Haben die Barone keinen äußern Feind zu fürchten, so beschäftigen sie sich mit innern Zwistigkeiten. Vernichtet

Saladin, und Ihr seid am längsten Oberbefehlshaber gewesen! Daß von der Krone Jerusalems dann vollends nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Die Leute, wie Balian und sein Anhang, wären die Letzten, einem Manne, den sie sich überlegen fühlten, die Krone auf's Haupt zu setzen! Amalrich war ihnen schon zu viel."

„Ich sollte die Schande auf mich nehmen, feig zu zögern, wenn es gilt mit Uebermacht einen Feind auf für uns günstigem Terrain anzugreifen!" rief Guido.

„Wer sagt denn, daß Ihr zögern sollt? Das Zögern wird sich schon von selber finden, sobald Ihr einen Kriegsrath zusammenruft;" sprach Ivo gelassen. „Die Frage steht nach meiner Meinung so: Wollt Ihr den Ruhm erwerben Saladin geschlagen zu haben, und dafür auf immer der Krone von Jerusalem entsagen, auch in wenigen Monaten, bei geringer Veranlassung, der Oberbefehlshaberstelle entsetzt sein, so greift morgen den Sultan an, und Ihr werdet Euren Zweck erreichen; wollt Ihr aber das vorgesetzte und von mir Euch hiermit nochmals verbürgte Ziel im Auge behalten, jenem listigen Raimund und den Baronen Sand in die Augen streuen, und wie ein kluger Spieler, der seinen besten Zug bis zuletzt aufspart,

Euch für den Fall der Noth an Saladin eine Stütze sichern, so beruft einen Kriegsrath."

„An Saladin eine Stütze?" fragte verwundert der junge Mann.

„Glaubt Ihr nicht, daß der Sultan mindestens so viel in unserm Reich mitregiere, wie Balduin selbst?" fragte Ivo mit ganz eigenthümlichem Lächeln. „Ich könnte Euch Manches darüber mittheilen, wenn es an der Zeit wäre!"

„Ihr meint also, ich soll ihn entwischen lassen?" fragte Guido erstaunt.

„Ihr? — Nein! Dafür werden schon Andere sorgen. Beruft nur den Kriegsrath;" versetzte der Templer boshaft lachend.

„Es ist unmöglich, daß Jemand in demselben eine solche Meinung äußern könne!" rief Jener.

„Bewahre! Aeußern werden sie nichts dergleichen, sie werden blos so lange berathen, bis er über den Jordan hinüber ist;" versetzte Ivo ruhig.

„Meine Meinung ist," sagte er aufstehend und Guido unter den Arm fassend, „Ihr handelt folgendermaßen, und seid dann von allen Seiten gedeckt: Ihr sendet heute Nacht noch, und mit dem größten Aufsehn, Boten an alle Heeresfürsten. Ihr ladet sie ein sich morgen zur Berathung auf Burg Vieil Castel

im Rücken des Heeres einzufinden. Dort eröffnet Ihr ihnen: daß Ihr Willens seid dem Sultan eine entscheidende Schlacht zu liefern, daß indeß, obwohl stolz auf das Vertrauen, das sie Euch bewiesen, Ihr nichts ohne ihren weisen Rath hättet beschließen wollen. Nun beginnen die Berathschlagungen. — Ich rechne, daß diese etwa sechs bis sieben Tage dauern werden. — Raimund, aus alter Freundschaft für Saladin, mit welchem er nur dann und wann, wie es wohl unter Freunden vorkommt, in Zwist geräth, Boemund und Balian, weil sie Euch durch einen Sieg nicht zu mächtig werden lassen wollen, der Tempel aus andern Gründen, sind gegen eine Hauptschlacht; die vornehmen Fremden, um ihres Pilgergelübdes baldmöglichst quitt zu werden, die Frommen, und die, welche sich den Beutel füllen wollen, an ihrer Spitze Rainald von Chatillon, sind dafür. Roger du Moulin sagt gleichfalls „Ja!“ weil Gerhard von Riderfort „Nein!“ gesagt hat. Endlich geben die Ersten nach, eine entscheidende Schlacht wird beschlossen. — Saladin aber ist inzwischen über den Jordan hinüber. Daß er Euch, nach seiner sprüchwörtlich gewordenen Großmuth, für den Dienst, den Ihr ihm geleistet, gute Rechnung hält, dafür werde ich sorgen.“

„Ihr?“ sagte Guido verwundert.

„Ja, ich!“ sprach der Templer kalt. „Das wie? geht Euch nichts an. — Uebrigens, Messire,“ fügte er ernst, fast drohend hinzu, „ist im Grunde alles weitere Gerede unnütz. Ich hatte Euch versprochen, Euch zum Gemahl Sybillens, zum Reichsverweser und zum König zu machen, und Ihr sagtet mir zu, unbedingt meinem Rathe zu folgen. Meine Zusage halte ich, haltet auch die Eure.“ —

Nur mit großem Widerwillen ging Guido auf den Rath des Templers ein. Noch im Laufe derselben Nacht beriefen Reitende die Heeresfürsten nach dem Schlosse Vieil Castel, aber da solche erst im Laufe des folgenden Tages dort zusammenkamen, so wurden die Berathungen erst mit dem Beginn des dritten begonnen. — Ivo hatte übrigens Alles richtig vorhergesagt. Die Berathungen zogen sich in die Länge. Jeder der Barone berücksichtigte nur den eigenen Vortheil. Raimund hätte durch ein einziges kräftiges Wort vielleicht den Ausschlag geben können, aber er hütete sich wohl es auszusprechen, und sagte, er überlasse die Bestimmung des Angriffs und die Zeit desselben allein der Entscheidung Guido's, die Stimmen derer, die für augenblicklichen Angriff waren, wurden durch kleine, von Balian und dessen

Anhängern hingeworfene Streitfragen, die mit vieler Weitläufigkeit dann erörtert wurden, übertäubt, und auf diese Weise acht unwiederbringliche Tage verloren. Als endlich jeder der Widersprechenden heimliche Nachrichten empfangen hatte, daß Saladin seinen Rückzug bereits vollführt habe, stimmten sie für den Kampf. Niemand von allen Heeresfürsten hatte ein offenes Spiel gespielt; den alten beutelustigen Rainald allein ausgenommen. Dieser hatte gleich beim Beginn der Berathungen erklärt: „Es sei ihm ganz einerlei, was man beschließe. Jedenfalls hoffe er dem Sultan, ehe er über den Jordan hinüber sei, ein paar Dutzend reichbeladener Kameele abzunehmen.“ Diesen Vorsatz, den er „bei Gottes Helmmütze“ betheuerte, führte er auch richtig aus, denn ehe die Fürsten noch auseinander gegangen waren, war er mit seiner Schaar bereits hinter Saladin her, und trieb ihn so noch geschwinder, als er sonst wohl gegangen wäre, über den Jordan. — —

Kaum hatten die Angelegenheiten diese Wendung genommen, als sich nicht nur beim Heere, sondern auch zu Jerusalem ein lauter Schrei über die Unfähigkeit Guido's hören ließ. Raimund, Boemund, selbst die Gräfin Agnes, klagten laut über die Unschlüssigkeit Guido's, welche allein den bittersten Feind

des Reichs vom Untergange gerettet habe. Die letztgenannte herrschsüchtige Frau hatte indeß dabei nur ihren eigenen Vortheil im Auge, und sie bestimmte, um jedenfalls für den Todesfall des Königs den Anspruch Guido's auf den Thron zu vereiteln, den Monarchen dahin, den kleinen Balduin krönen zu lassen. Dies geschah auch, und Guido wurde dabei auf eine so auffallende Weise zurückgesetzt, daß er nicht einmal zur Huldigungsfeier, die dem königlichen Kinde bereitet wurde, eingeladen ward.

Da Balduin der Vierte nun auch die Krone niederlegte, und Raimund zum Vormunde des jungen Thronfolgers ernannt ward, so sah sich Guido dadurch mit einem Male abgesetzt.

Wie eben so viel Donnerschläge, wirkten die so schnell auf einander folgenden Unfälle auf den ohnehin haltlosen jungen Mann. Noch vor wenigen Wochen war er der Held des Tages gewesen, und jetzt wendete sich Jeder, der ihm früher geschmeichelt, das Außerordentlichste ihm zugetraut hatte, von ihm ab. Guido fiel in eine lebensgefährliche Krankheit, von der er sich erst in Monden erholte, und von welcher eine große Körperschwäche und tiefe geistige Niedergeschlagenheit zurückblieb. Sybille, obwohl ihrem Gatten ergeben, liebte in ihm nur den schönen Mann, für

seine geistigen Leiden hatte sie keinen Sinn, ja sie begriff kaum, wie die erfahrne Zurücksetzung so großen Eindruck auf ihn machen konnte. Ging doch überhaupt des Lebens Schmerz nur wie ein Streiflicht an ihr vorüber. Als der kleine Thronfolger an dem Genuß einer Orange tödtlich erkrankte, als der Vormund desselben, der Graf Raimund, bestimmte: daß Joscelin den königlichen Knaben nach Askalon führen solle, weil die gesunde Seeluft dort günstig auf ihn wirken werde, fiel es der Mutter nicht ein, den einzigen Sohn dorthin zu begleiten. Die Lustbarkeiten des Hofes, an denen sie mit aller Lust fröhlichen Lebens hing, hielten sie in der Hauptstadt zurück. Was Guido ganz besonders auffiel, war, daß von dem Augenblick an, wo sein Schicksal eine so ungünstige Wendung nahm, der Templer verschwand. Erst nach längern Fragen theilte ihm Gerhard von Riderfort mit, daß dringende Angelegenheiten des Ordens ihn veranlaßt hätten, den Ritter mit Aufträgen, die ihn für einige Zeit entfernt halten würden, bis an die entlegenste Gränze Syriens zu versenden. So befand sich denn Guido ganz allein in Mitte einer ihm größtentheils feindlich gesinnten Umgebung. Der König Balduin der Vierte, dessen Auflösung von Tag zu Tag näher rückte, ließ ihn trotz aller Bitten nicht

mehr vor sein Angesicht, die Barone behandelten ihn mit Geringschätzung, Sybille schwärmte in Lustbarkeiten, welche anzuordnen sie eine Meisterin war, Niemand zeigte mehr eine besondere Anhänglichkeit an Guido. Doch nein! Eine Seele gab es, die, je mehr Alles ihn zu verlassen Miene machte, sich desto inniger an ihn anschloß; es war sein treuer Page Klotar. Der sonst so träumerische, launenhafte Jüngling, bezeigte jetzt, neben der größten, regsten Aufmerksamkeit, die gränzenloseste Hingebung für die Person seines Herrn. Nicht nur, daß er während der langen Krankheit Guido's nicht von dessen Seite wich, die Tage an dessen Lager, die Nacht auf den Steinplatten des Vorgemaches zubrachte; auch später, als das körperliche Leiden dem geistigen Platz gemacht hatte, bewies er sich als den treuesten, den ergebensten aller Diener. Er bot alle kleinen Talente, unter denen das eines lieblichen Gesanges oben an stand, auf, seinen schwermüthigen Herrn zu erheitern, und wirklich bekannte Letzterer oft, daß er jeden heiterern Augenblick Klotar zu verdanken habe. Er behandelte ihn auch fortan weniger als einen Diener, wie als einen Freund, und er sagte dann oft mit trübem Lächeln: er sehne sich nur darum noch einmal dem Feinde gegenüber das Schwert zu entblößen, um

wenn Klotar an seiner Seite gekämpft, ihm damit den Ritterschlag ertheilen zu können. Stundenlang unterhielt sich Guido in dieser Zeit mit seinem Pagen über Vorgänge des Tages, doch sah er bald, daß er zwei Gegenstände zu vermeiden habe, weil solche den Jüngling stets auf die heftigste Weise aufzuregen schienen. Der eine war der frühe Tod Klotildens, der zweite der Charakter Ivo's. Schien der Jüngling, sobald die Rede auf die Schwester kam, von der tiefsten Wehmuth ergriffen, und stürzte er, wenn Guido von den fröhlichen Kinderjahren auf Burg Chateaublanc zu sprechen anfing, oft laut schluchzend zur Thür hinaus, so war dies freilich nicht zu verwundern, aber desto mehr fiel es Guido auf, daß selbst der Name Ivo's den jungen Menschen in die ungewöhnlichste Erregung versetzen konnte. Er nannte den Templer einen bösen Dämon, der Guido zu umgarnen suche, um ihn zu seinen Zwecken zu nutzen und dann zu verderben, und schloß gewöhnlich mit den flehendlichsten Bitten, sich vor dessen Schlingen zu hüten.

Konnte auch Guido dieser Meinung nicht beistimmen — er war ja durch Ivo zum Gemahl Sybillens und zum Reichsverweser erhoben worden, — so war sein Herz dennoch voll Bitterkeit über die Art

und Weise, wie ihn der Templer, fast wie in bösem Vorsatz, zu einem Entschluße genöthigt, dem er den Zustand der Erniedrigung, in dem er sich jetzt befand, allein zuschreiben mußte. Wirklich war letzterer von einer Art, daß auch nicht der geringste Anschein vorhanden war, daß er sich je wieder aus ihm erheben könnte. War Guido auch der Gemahl einer königlichen Prinzessin, ja selbst der Stiefvater des unmündigen Königs, so gab es dennoch im ganzen Reiche vielleicht nicht einen einfachen Rittersmann, der von geringerm Einfluße, als eben Guido auf die Verwaltung des Landes gewesen wäre, und er fühlte dies so tief, daß er jede Gelegenheit scheute, wo er genöthigt war sich öffentlich zu zeigen. Stunden- ja tagelang befand er sich in seinem einsamen Gemach, oder in einem schattenreichen Garten, der an den Palast stieß, und in dem er seinen schwermüthigen Gedanken nachhing. Eben erging er sich eines Tages in einem dunkeln Gange desselben, als er den weißen Mantel eines Templers durch die Zweige der Hecken schimmern sah. Er dachte an einen Besuch Gerhards von Riderfort, welcher so ziemlich der Einzige der Großen war, der Guido nicht ganz vernachläßigt hatte, und dem er deshalb nicht ausweichen konnte, als plötzlich — Ivo vor ihm stand.

„Ihr seid es!“ rief Guido überrascht, und in einem Tone, der seinen Unwillen nicht verhehlen konnte. „Ich glaubte, wir würden uns nie mehr wiedersehen.“

„Und warum glaubtet Ihr dies, Messire?“ fragte der Templer mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

„Warum? Himmel und Erde! Ihr seid ein sehr spashafter Frager;“ fuhr Guido auf. „Ich war dieser Meinung wegen des vortrefflichen Rathes, den Ihr mir im Lager von Saffuri gegeben, oder vielmehr aufgenöthigt habt, und der für mich so herrliche Früchte trug.“

„Das Fatum ist launisch, es macht manchmal die besten Berechnungen zu nichte;“ versetzte Ivo phlegmatisch. „Die Sache nahm für Euch durch meinen Rath einen üblen Ausgang, der im Grunde aber, wenn man das Für und Wider gehörig erwägt, dennoch ein guter zu nennen ist.“

„Ein guter?“ rief Guido mit Heftigkeit. „Ich bin gänzlich zu Grunde gerichtet.“

„Ja, das ist wahr! Eure Stellung, wie sie eben ist, ist miserabel. Das thut aber nichts. Wer heute unten ist, kann morgen oben sein.“

„Ich danke Euch für diesen elenden Trost, und ersuche Euch ihn zu sparen, wenn Ihr keinen bessern

habt!" rief Guido empört über die Gefühllosigkeit Ivo's.

„Ich habe aber einen solchen, und Ihr werdet dies um so eher glauben, wenn Ihr erwäget, daß ich gewiß sonst eher fern geblieben, als um zu nichts führende Vorwürfe, die ich von Euch erwarten konnte, einzusammeln gekommen wäre;" versetzte Ivo mit der größten Gelassenheit. „Der Zweck meines Erscheinens ist nämlich, mit Euch und Eurer Gemahlin Verabredungen zu treffen, wie es am Einfachsten zu veranstalten, Euch, wie es nöthig werden dürfte, zum König von Jerusalem krönen zu lassen. — Ihr erstaunt? Ihr haltet meine Rede für ungereimt, die Sache für unmöglich? Ich dachte es wohl, deshalb sprach ich zuerst mit Eurer Gemahlin davon und komme eben von derselben."

Ohne ein Wort hervorbringen zu können, sah Guido den Sprechenden mit allen Zeichen des Erstaunens an.

„Ich reis'te," sprach Ivo, ohne von dem Staunen Guido's Notiz zu nehmen, „über Askalon, ich hörte, daß der junge König wieder kränker geworden sei, und überzeugte mich, daß er höchstens noch vierzehn Tage zu leben habe. Die Leute sagen, er habe Gift bekommen, Einige meinen Raimund selbst habe

es ihm beigebracht. Ich ließ sie natürlich bei diesem Glauben, denn wenn es auch nicht wahr ist, so schadet es dem Grafen, und uns muß es Nutzen bringen. — Ist der Knabe vergiftet worden, so kann es Raimund ja überdies eben so gut gethan haben wie ein Anderer; genug, das Gerücht war mir nicht unangenehm. — Ich sah nun, daß keine Zeit zu verlieren sei, wenn Ihr König von Jerusalem werden sollt, und begann meine Maßregeln darnach zu nehmen. Zuerst sprach ich also mit Joscelin von Courtenay —"

„Wie? Mit diesem? — Das habt Ihr gut gemacht! Der Mann haßt mich von ganzer Seele;" sprach Guido.

„Nein, er vernachlässigt Euch blos, und darauf gründete ich eben die Hoffnung Euch zu nützen;" erwiederte Ivo, sich gemächlich auf eine Ruhebank niederlassend. „Die Empfindlichkeit des eitlen Mannes, der sich von Raimund nicht genug geehrt glaubt, war leicht aufzustacheln. — Doch was soll ich Euch weiter mit unsern Verhandlungen langweilen! Genug ich habe mit ihm abgeredet, daß er, sobald sein Zögling todt ist, den Leichnam den Templern von Askalon übergiebt, um ihn zur feierlichen Beisetzung in der Gruft der Könige hierher zu bringen und dann in einer Versammlung der Barone, die Raimund,

durch ihn auf mein Anstiften dazu beredet, zusammenberufen wird, die Herren sich mit allerlei Dingen so lange beschäftigen läßt, bis wir hier mit unserm Vorhaben im Reinen sind."

„Und dieses —" begann Guido.

„Während die Barone berathen, wen von den Fürsten des Abendlandes sie auf den Thron berufen sollen, setzen wir Eurer Gemahlin, der Tochter Amalrichs, und diese Euch, hier in Jerusalem die Krone auf."

„Sturmeswehen Eure Worte! Die Sache ist unmöglich. Joscelin wird Euch dies schon gesagt haben;" rief Guido.

„Anfangs ja, aber er ward bald anderer Meinung;" versetzte Ivo. „Er fand die Unternehmung kühn, aber nicht unausführbar. Sie bedarf blos des Kopfes und der Faust eines Mannes, und — Messire, ich hoffe Ihr seid ein solcher."

In den letzten Worten lag ein so schneidender Anklang von Hohn und Verachtung, daß Guido, heftig davon angeregt, ausrief:

„Zeigt mir die Möglichkeit des Gelingens, und ich setze Blut und Leben an die Sache, aber die Schande einer mißlungenen unsinnigen Unternehmung mag ich nicht auf mich laden."

„Daß sie nicht unsinnig ist, seht Ihr daraus, daß ich es war, der den Plan entwarf, und daß Joscelin, Rainald und Gerhard von Riderfort bereits darauf eingingen;“ versetzte Ivo mit Kälte.

„Wie? Rainald und der Tempelmeister?“ rief Jener erstaunt.

„Ja, es wird viel Geld kosten! Wir nehmen es aber von denen, die sich uns widersetzen, und die wir deshalb in die Acht erklären;“ erwiederte der Templer gemüthlich. „Jemand muß doch die Zeche bezahlen, und Ihr habt nichts. — Sobald hier unser Wirken beginnt, vertreibt man die Besatzung von Berytus, Eure Vasallen zu Accon und Joppe, die nach dem Tode des Königs nicht mehr durch ihren Eid an die höhere Lehnspflicht gebunden sind, pflanzen Eure Farben auf, und die Mannen Rainalds, wie die des Tempels und des Hospitals, unterstützen hier die Bewegung.“

„Ihr rechnet auf Roger du Moulin? — Unmöglich!“ rief Guido.

„Meint Ihr, daß wenn der Wolf an einem fetten Wilde nagt, der Bär appetitlos zusehen werde?“ erwiederte Ivo höhnisch lachend. „Er wird sich ein wenig sperren, und — dann eine noch größere Portion als Jener verlangen.“

„Ihr denkt den klugen Raimund zu überlisten?“ rief Guido lebhaft. „Er wird ahnen, was vorgeht —“

„Nicht daran zu denken! Er traut Euch diesen Schritt nicht zu;“ sagte Ivo wegwerfend.

„Sie werden auf die erste Nachricht sogleich protestiren!“

„Unterdessen krönen wir Euch;“ erwiederte Ivo.

„Sie werden den Heerbann zusammenrufen, uns angreifen!“

„So thun wir sie durch den Legaten in den Bann!“ versetzte der Templer gähnend. — „O Gott, Messire, es bestreitet ja Niemand, daß sie noch Dies oder Jenes thun können, oder thun werden, aber so viel ist sicher, daß wir nichts besseres wünschen können, als daß jeder von ihnen nur halb so viel Bedenken habe als Ihr. Dann könnten wir hoffen daß gar nichts geschieht! — Jetzt aber, Messire, seid so gut und wählt, ob Ihr König von Jerusalem werden wollt oder nicht. Wir krönen sonst Eure Gemahlin allein, und es wird uns angenehm sein, wenn Ihr als Zeuge der Ceremonie beizuwohnen gedenkt.“

Die Art und Weise, wie der Templer die letzten Worte sprach, zeigten von einer solchen Geringschätzung, daß sich Guido dadurch im Innersten empört fühlte.

„Zweifelt Ihr an meinem Muthe, Herr,“ fuhr

er heftig auf, „so kann ich Euch nur erwiedern, daß ich bereit bin mich mit Jedem zu messen, der dazu Lust hat! Nicht der Kampf ist es, den ich scheue, es ist vielmehr die Besorgniß, daß es zu keinem Kampfe kommen, sondern die Unternehmung ohne einen solchen verunglücken könnte. Nach den Erfahrungen, die ich durch Befolgung Eures Rathes bereits gemacht, wäre es mir auch nicht zu verargen, wenn ich diesem mißtraute und von einer Sache mich fern hielte, deren glücklicher Ausgang sehr zu bezweifeln ist; indeß es handelt sich hier nicht um mich allein, es handelt sich um die Rechte Sybillens — und so sagt, was ich thun soll."

„Ihr Messire?" rief der Templer mit stechendem Blick. „Vor der Hand gar nichts. Kommt es später zum Kampf, so kämpft für die Rechte Eure Gemahlin, außerdem laßt Euch ruhig zum König krönen. — Eins, Messire, aber bitte ich Euch zu bedenken, nämlich: daß wir einen Pact abgeschlossen haben."

„Der mich aber nicht zur willenlosen Puppe machen darf!" rief Guido hitzig.

„So viel ich mich erinnere, war von solchen Nebenbedingungen nicht die Rede!" sprach Ivo mit Eiseskälte. „Ich versprach Euch die Hand Sybillens, den Kommandostab des Reichsverwesers und die Krone

des Königs; Ihr dagegen gelobtet meinem Rathe unbedingt nachzukommen."

„Auch die größten Güter der Erde können zu theuer erkauft werden, und das höchste Gut ist die Ehre!" rief Guido lebhaft.

„Ich entsinne mich nicht, daß Ihr diese Bemerkung gemacht hättet, als wir unsern Pact abschlossen;" sprach der Templer im vorigen Ton. „Es würde indeß zu nichts führen über dergleichen zu streiten und späterhin wäre es sogar von meiner Seite gegen den Respect. Ich begnüge mich demnach Euch blos zu sagen: daß ich es nicht vortheilhaft für Euch hielte, wenn Ihr unter diesem oder jenem Vorwande unser Abkommen zu vergessen trachtetet. — Da aber alle Erörterungen dieser Art uns zu weit von unserm Ziele abführen könnten, ja auch wohl zu spät kämen, so laßt uns lieber an die Ausführung unsers Plans denken. Um für diese Sorge zu tragen, habe ich so eben mit Eurer Gemahlin verabredet, daß der Patriarch, der Tempelmeister, Rainald von Chatillon, der bereits angekommen sein muß, Ihr und ich, uns heute mit Anbruch der Nacht in Euren Zimmern zusammenfinden wollen, um dort das Weitere zu beschließen."

Die Sicherheit, mit der Ivo von dem Unternehmen sprach, die Rücksicht auf die Rechte seiner Gattin,

die Aussicht auf die Krone, Alles zusammen ließ Guido die Sache endlich aus einem andern Lichte betrachten. Längere Zeit unterredete er sich noch mit Ivo über dieselbe, und mit jedem Worte des Letztern ward ihm die Ausführbarkeit des Planes einleuchtender. Ehe ihn der Templer verließ, war das frühere Verhältniß zwischen Beiden wieder hergestellt. — —

Alle die kühnen Schritte, welche auf Ivo's Rath und zufolge seiner klaren Darlegung, an diesem Abende von den Versammelten beschlossen wurden, gelangen auf's Vollständigste. So wie die Nachricht von dem Tode des königlichen Kindes erscholl, setzten sich die Räder der von dem Templer so klug berechneten Maschinen in Bewegung. Joscelin legte zu Accon die Larve ab, schloß die Thore und verjagte die Besatzung Raimunds aus Bairut, die Vasallen Guido's pflanzten zu Joppe das Panier ihres Herrn anstatt des königlichen auf, Rainald von Chatillon eilte mit seinen kriegs- und beutelustigen Söldnern nach der Hauptstadt. Als der Leichnam des königlichen Kindes, von den Templern geleitet, zu Jerusalem ankam, verbreitete sich unter dem Volke das Gerücht, der kleine König sei an Gift gestorben, und der Regent, Graf Raimund sei der Mörder. So grob auch die Verläumdung ersonnen war, maß das Volk ihr dennoch

Glauben bei, und dieser Glaube ward noch dadurch erhöht, daß der Graf die Leiche nicht nach Jerusalem geleitet hatte. Der Anblick, der an dem Grabe des Kindes weinenden Mutter, der Tochter und Enkelin einer langen Reihe von Königen, war, so schnell sich auch Sybille über den Verlust tröstete, geeignet Theilnahme für sie einzuflößen, und laut sagte das Volk der Hauptstadt: daß Niemand als die Prinzessin würdig sei die Krone Jerusalems zu tragen. Die übel berechnete Vorsicht Raimunds, vom Schauplatz der Begebenheiten sich fern zu halten, begünstigte die Pläne der Anhänger Sybillens ungemein. Wäre der Graf an der Spitze der Vasallen von Tabaria gegen Jerusalem gerückt, so würde er durch einen raschen Angriff jene vielleicht im Keim erstickt haben; vertrauend auf sein Regentschaftsrecht, berief er aber die Barone zu einer Versammlung nach Naplusu. So wie die Nachricht davon zu Jerusalem eintraf, erließ Sybille eine von Ivo entworfene Bekanntmachung, in welcher sie dem Grafen von Tripolis und den Reichsständen ihre bevorstehende Thronbesteigung anzeigte, und sie aufforderte, zu Jerusalem zu erscheinen, um ihr den Huldigungseid zu schwören. Als diese Proklamation zu Naplus ankam, machte die Kühnheit derselben auf die sonst so hochfahrenden und widerspenstigen Vasallen den tiefsten

Eindruck. Vielleicht würden die Thore der Hauptstadt sich ohne Widerstand geöffnet haben, wenn die Barone selbst ohne Heer, nur mit ihrem gewöhnlichen Gefolge, vor denselben erschienen wären, aber vermöge eines sonderbaren Widerspruchs mit ihrem Charakter, begnügten sie sich zwei vornehme Prälaten mit Vorstellungen abzusenden, indem sie vorschlugen, die Verfügung über die Krone dem Papste und den drei größten Monarchen des Abendlandes anheimzuzustellen. Sie erinnerten, daß König Balduin der Vierte auf seinem Todtenbette dies Verfahren so angeordnet, und die Stände es eidlich acceptirt hätten. So schwach auch die Demonstration der Barone war, so machte sie dennoch großen Eindruck. Der Großmeister des Hospitals erklärte, daß er, ohne sich eines Meineids schuldig zu machen, nicht in die Krönung Sybillens willigen könne. Die Prinzessin, dadurch eingeschüchtert, wollte bereits Alles aufgeben, da trat Guido, von Ivo angefeuert, plötzlich auf und sagte: man sei allzuweit gegangen, um noch zurücktreten zu können, und man müsse, um Alles zu gewinnen, das Aeußerste wagen. Der Tempelmeister und der Patriarch stimmten ihm bei. Sogleich befahl Guido die Thore zu schließen, die Burg und die festen Plätze zu besetzen, und in der Stadt durch Herolde zu verkün-

digen, daß am folgenden Tage die Prinzessin in der Kirche des heiligen Grabes feierlich gekrönt werden solle. — Eine dumpfe Betäubung bemächtigte sich der Bevölkerung der Hauptstadt, als die Bürger derselben am folgenden Morgen, einem gleichfalls öffentlich verkündigten Befehle zufolge, sich nach der Kirche des heiligen Grabes begaben, und dort alle Zugänge mit Bewaffneten besetzt fanden. Drohend betrachteten sich die Ritter des Tempels und die des Hospitals. Jeden Augenblick, so meinte man, würde ein Kampf losbrechen, die heiligen Orte zu Stätten blutigen Gemetzels entweiht werden. Erst als man den Großmeister Roger du Moulin in der Nähe der Prinzessin gewahrte, begann man sich zu beruhigen. Sybille hatte, als sie sich, umgeben von ihrem Gefolge an der Seite Guido's nach der Grabeskirche begab, nicht, wie es herkömmlich, eine Krone auf dem Haupte. Das Schatzgewölbe, in welchem die Reichskleinodien verwahrt wurden, befand sich in der Kirche selbst, es stand unter der Obhut der beiden Orden, und die Großmeister waren im Besitz der Schlüssel. Mit lauter Stimme forderte der Patriarch die letztern. Aller Augen blickten mit Erwartung auf Gerhard von Riderfort und Roger du Moulin. Ein Verweigern von Einem oder dem Andern der beiden Männer, die

sich stets so feindlich gegenüberstanden, konnte zum Aeußersten führen. Es war ein verhängnißvoller Augenblick. Der Tempelmeister gehorchte der Aufforderung sogleich. Roger du Moulin zauderte einen Moment, dann griff er wie unwillig in den Gürtel, und schleuderte den Schlüssel auf den Altar. Alles athmete freier. Die Einen glaubten, der Meister des Hospitals habe sich aus Furcht gefügt, Andere, die ihn besser zu kennen meinten, hielten die anfängliche Weigerung nur für ein abgekartetes Spiel und wurden in dieser Ansicht bestärkt, als er weiter keinen Einspruch that, oder sich entfernte. Jetzt ließ der Patriarch die Schatzkammer öffnen, er nahm zwei Kronen heraus. Alle herkömmlichen Gebräuche wurden nun vollzogen und Sybille feierlich gekrönt. Als die Anwesenden die Prinzessin mit lautem Zuruf als Königin begrüßt hatten, trat der Prälat auf's Neue vor sie hin. Mit lauter Stimme erinnerte er sie an die Nothwendigkeit, als eine Frau sich einen Gehülfen zur Führung der schweren Regierungsgeschäfte zu erwählen, und zeigte sodann auf die zweite Krone. Mit Entzücken blickte Sybille auf Guido, der heute in aller Männerschöne, die noch durch die Heiterkeit seines freudestrahlenden Antlitzes und den Prunk der Kleidung gehoben ward, glänzte. Sie ergriff die

Krone, und indem sie solche auf das Haupt des vor ihr auf die Knie sinkenden Gatten setzte, rief sie laut: „Wo könnte ich einen Würdigern finden als meinen Gemahl? Er empfange sie aus meinen Händen.“

Das „Te deum laudamus“ und die Zurufe des Volkes brachen sich an den Gewölben des Tempels. — —

Der Rest des Tages verging der Hauptstadt unter rauschendem Jubel. Mancher hatte ihn mit bangen Erwartungen anbrechen sehen; diese hatten sich nicht erfüllt. Sybille war ganz glücklich. Ihr leichter Sinn erblickte alle Gefahren als für immer entfernt; sie sah sich nur auf einem glänzenden Throne und ihr zur Seite saß der schönste aller Männer des Morgenlandes. Die Freude, der Glanz, der Jubel des Augenblicks ließen auch Guido vergessen, was eine nahe Zukunft in ihrem Schooße bergen könne, und als Ivo Abends in sein Kabinet kam, um ihm mit einer affectirten Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu seiner Erhebung Glück zu wünschen, warf er sich an die Brust des Templers, und versicherte ihm, wie er es nie vergessen werde, daß er ihm allein sein Glück verdanke. — —

Lange ging der neue Monarch noch in seinem

Gemache auf und ab. Das Blut wogte ihm zu heftig durch alle Adern, als daß er hätte sein Lager suchen können. Er durchlebte im Geist noch einmal die vergangenen Jahre, sie erschienen ihm wie ein Traum. Er sah sich auf dem Gipfel eines Glückes, das er nie für möglich gehalten hatte. Plötzlich öffnete sich die Thüre und Klotar trat herein. Schweigend ging er auf Guido zu, er warf sich auf die Knie, weinte heftig und drückte einen Zipfel des Mantels des Königs an die Lippen. Guido bemerkte die mächtige Bewegung, die in dem Innern des Jünglings stattfand.

„Du kommst mir Glück zu wünschen, lieber Klotar!" sagte er gütig, indem er ihm die Hand zum Kuße reichte. „Es bedarf keiner Worte;" setzte er hinzu, als er bemerkte, daß der junge Mensch vor Rührung unfähig war zu sprechen. „Ich weiß, daß Du es gut mit mir meinst. Wie wäre es auch anders möglich! Du weißt, daß ich Dich liebe. Du bist ja mein Jugendgespiele, und was mehr als Alles ist, der Bruder Klotildens."

„O Sire! — Sire!" stammelte der Page, und seine Thränen strömten noch heftiger.

Plötzlich ermannte er sich, und stand rasch vom Boden auf.

„Verzeihung, Sire," sagte er, seine Rührung gewaltsam niederkämpfend, „daß ich es wagte ungerufen vor Euer Gnaden zu erscheinen. Ich glaubte Euch etwas berichten zu müssen, was vielleicht von Wichtigkeit sein dürfte. — Als ich vorhin aus dem Vorzimmer über den Gang kam, der nach der großen Treppe führte, sah ich in einer dunkeln Ecke dies Blatt schimmern. Ich las es, und obwohl der Inhalt mir nicht ganz klar ward, da er in arabischer Sprache geschrieben ist, so konnte ich doch so viel davon entziffern, um auf die Meinung zu kommrn, daß es nöthig sei, es Euer Gnaden ungesäumt zu übergeben."

Klotar übergab Guido mit den letzten Worten ein in Briefform zusammengefaltetes, jedoch noch nicht mit einer Aufschrift versehenes, und ungesiegeltes Blatt. — Der König entfaltete es sogleich. Die Schrift war unregelmäßig und flüchtig. Er las:

„Heil dem Schatten Allahs, dem Fürsten der Gläubigen!

„Heute hat die Krönung stattgefunden. Morgen kommt die Nachricht davon nach Naplus. Zwist und Verwirrung wird losbrechen. Versammle schleunigst das Heer und führe es über den Jordan. Wenn Du nicht säumst, so müssen sie alle Bedingungen

eingeben, die Du ihnen vorschreibst. Wo nicht, so greife sie an, ehe sie sich vereinigen, und Du wirst das Banner Allahs auf dem Zion wehen sehen. Dein Sklave Abd el Khalil."

„Ich danke Dir, lieber Klotar;" sagte Guido als er den Bri•f gelesen hatte. „Wie es scheint, hat einer der arabischen Scheiks, die sich heute bei mir einfanden, diesen Zettel verloren. Es darf uns nicht wundern, unter diesen Leuten Verräther zu finden, giebt es dergleichen doch im Christenheere."

„Die Schrift, Sire, rührt von keinem dieser Häuptlinge her;" versetzte der Page mit Bestimmtheit. „Der Letzte derselben verließ den Palast noch vor dem Anbruch der Dunkelheit. Bis dahin konnte der Zettel nicht unbemerkt bleiben."

„Seit dieser Zeit aber hat Niemand mehr mein Gemach betreten;" bemerkte der König.

„Einer dennoch, Sire, und nur von diesem kann der Zettel sein! Ich weiß gewiß, daß er vor dessen Erscheinen nicht auf dem Gange lag. Nach ihm aber ist Niemand mehr gekommen, oder weggegangen;" versetzte der Page mit dem Tone der Ueberzeugung.

„Und dieser? — Wen meinst Du damit?" fragte der König lebhaft.

„Den Templer Ivo;“ sagte Klotar mit fester Stimme.

Mit einem Ausrufe des Unwillens unterbrach Guido den Jüngling.

„Ich muß Dich auf's härteste tadeln, Klotar,“ sprach der König mit gerunzelter Stirn, „daß Du aus einem so blinden als unerklärbaren Haß einen Mann von Verdienst verläumdest, über den Du Dich nicht im Mindesten zu beklagen hast, und daß Du ihm auf die widersinnigste Weise ein Verbrechen schuld giebst, das er gar nicht begangen haben kann. Der Schreiber jenes Briefes ist augenscheinlich ein Saracene, und sogar sein Name stehet unter dem Briefe. Ein Benehmen, wie das Deine gegen den Ritter, ist in keiner Weise zu entschuldigen. Von dem Bruder Klotildens habe ich es in der That anders erwartet. Deine Schwester würde nicht so gehandelt haben.“

„Ja, Sire, beim lebendigen Gott, sie hätte eben so gehandelt!“ rief der Jüngling, seine Hände wie zum Schwure erhebend. „Der Eid, den sie Euch beim Abschiede geleistet, der Schwur: Euch bis zum Tode getreu zu sein, hätte sie schon dazu verpflichtet, selbst wenn Eure Liebe erloschen gewesen wäre.“

Der Jüngling erschien in einer solchen Aufregung,

daß alle seine Glieder zitterten, und seine Stimme bebte.

„Ich will dem treuen Diener, dem Jugendgefährten, dem Bruder Klotildens, nicht zürnen, wenn er sich eine Anklage erlaubt, die mindestens unbesonnen genannt werden muß, da sie alles Grundes entbehrt;“ sagte der König ernst aber theilnehmend. „Mag der von Verrätherhand geschriebene Zettel von Jemand verloren, oder mit Vorsatz und aus böser Absicht hingeworfen worden sein, Ivo hat auf keinen Fall Theil daran. Der Ritter ist Christ, ist Templer, der Schreiber des Briefes, dessen Name überdies unter dem Blatte steht, ist Saracene. Du siehst, die Sache ist unmöglich.“

„Ich sehe ein,“ sagte Klotar ruhiger geworden, „daß der Anschein gegen meine Behauptung ist. Könnte ich diese auch durch Vermuthungen, die längst in mir aufstiegen, unterstützen, so will ich dies dennoch unterlassen. Vielleicht täusche ich mich, und in diesem Falle würde ich mich an dem Ritter, gegen den einen unüberwindlichen Widerwillen zu haben ich nicht läugne, schwer versündigen. Uebrigens würde ich bei Findung dieses Zettels nicht an ihn gedacht haben, wenn er mir nicht bei zwei früheren Gelegenheiten bereits verdächtig geworden wäre.“

„Und diese?" fragte Guido über die Hartnäckigkeit des Pagen den Kopf schüttelnd.

„Es war am Abend vorher, ehe Euer Gnaden sich aus dem Lager von Saffuri nach Vieil Castel begaben, als ich, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, außerhalb einiger Pfeilschußweiten von den Zelten spazieren ging. Ich erblickte einen Mann in weißem Mantel, der ohne mich zu bemerken, hastig einem Wäldchen zueilte, als ob er dort Jemand erwarte. Aus Neugier ging ich nach, und erkannte dort den Ritter Ivo, der sich mit einem Saracenen längere Zeit unterredete, worauf Letzterer rasch davon eilte und sich im Dickicht verlor."

„Es wird ein Scheik unserer arabischen Hilfstruppen gewesen sein;" bemerkte der König.

„Nein;" versetzte Klotar. „Diese tragen den Mantel mit einem Strick von Kameelhaar am Haupte befestigt, der Fremde trug einen Turban, und, täuschte mich die Dämmerung nicht, gelbe Kleidung."

„Und die zweite Gelegenheit, die Du erwähntest?" fragte der König.

„Nur bei der ersten bin ich meiner Sache gewiß, die andere würde mir nicht verdächtig erschienen sein, wenn ich nicht durch jene auf Ivo aufmerksam geworden wäre;" erwiederte der Page. „Als Prinz

Balduin zuerst erkrankte, war es von dem Genuß einer Orange, von welcher nicht ermittelt werden konnte, von wem er sie erhalten. Als der Prinz, halb genesen, einst im Garten spielte, ging der Ritter Ivo vorüber, und plötzlich rief das Kind: „Das ist der Mann, der mir eine Orange gegeben hat!"

„Kein Wort weiter, Klotar!" rief der König heftig. „Ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen und Deine Abneigung, läßt Dich einen Mann verläumden, dessen Verdienste unläugbar, und von mir nach ihrem Werthe anerkannt sind. Ich will es Deiner Liebe und Treue zu mir zuschreiben, daß Du es für angemessen hieltest, Deinem Verdachte Worte zu geben, aber ich verbiete Dir bei meiner Ungnade, gegen irgend Jemand mit einem Worte dessen zu erwähnen, was Du mir eben mitgetheilt hast. Eben so will ich nicht, daß Du ferner noch etwas zu mir von dem Ritter sprichst, was dessen Ehre nachtheilig wäre. Ich habe Proben, unläugbare Proben von seiner Treue und Anhänglichkeit."

Der König machte bei den letzten Worten eine rasche fast unwillige Bewegung mit der Hand, durch welche er dem jungen Menschen andeutetee sich zu entfernen, und bestürzt verliß Klotar das Zimmer.

„Es ist nicht möglich! Ein blinder Haß ver-

blendet ihn;" sagte Guido zu sich selbst, als er allein war. „Der Zettel? Es hat ihn Jemand hingeworfen, um mir Unruhe zu machen. Lächerlich! Ueberdies steht ja der Name des Elenden darunter, der ihn geschrieben hat, wenn es Ernst ist. — Das Gerede des Kindes? — Man hat so viel über die Sache gesprochen, ohne etwas Näheres zu erfahren. — Die Unterredung Ivo's mit einem Saracenen in gelber Kleidung? — Gelb ist die Farbe der Leibwachen Saladins. — Gelogen hat Klotar wohl nicht, aber die Dunkelheit hat ihn getäuscht. Nein, es lohnt nicht darüber nachzuforschen!"

So sehr Guido sich auch bemühte, sich von dem gänzlichen Ungrunde der erhobenen Anklage zu überzeugen, so konnte er dennoch den Gedanken an ein so sonderbares Zusammentreffen von Umständen sich nicht aus dem Sinne schlagen, und er entschuldigte endlich den Pagen, dem es eben so gegangen zu sein schien, bei sich selbst. —

Die Nachricht von der vollzogenen Krönung Sybillens kam zuerst durch einen jungen als Mönch verkleideten Krieger, den die Barone nach Jerusalem gesendet hatten, nach Naplus. Eine Kühnheit dieser Art hatte Niemand sich möglich gehalten. Der

Unwille und das Erstaunen war grenzenlos. Selbst der Stiefbruder Guido's, Galfried von Lusignan, rief in offener Versammlung: „Wenn sie Den zum Könige gekrönt haben, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie nächstens einen Gott aus ihm machen!“ Balduin von Ramleh aber sagte: „Unter einem solchen Könige kann das Reich nicht ein Jahr bestehen.“ Er schloß damit, daß er die dringende Nothwendigkeit schneller und kräftiger Maßregeln zeigte, indem er behauptete, daß es Guido nicht an Anhängern fehlen werde, die seine Gewalt zum Verderben des Staats mißbrauchen würden. —

So drohend nun auch die Aussichten für das neugekrönte Paar waren, und obgleich die Gegner sich Mühe gaben, in Honfroi von Toron, der eine jüngere Tochter Amalrichs, die Prinzessin Isabelle, geheirathet hatte, einen Gegenkönig aufzustellen, so gestaltete sich dennoch bald Alles günstig. Das Volk nahm laut Parthei für Sybille und Guido, und zwar that es dies auf so entschiedene Weise, daß selbst Honfroi erschreckt nach Jerusalem eilte, sich Sybillen und Guido zu Füßen warf, und ihnen den Huldigungseid leistete. Durch diesen unerwarteten Zwischenfall ward die Hoffnung der Barone, Guido stürzen zu können, gänzlich erschüttert. Sie hatten nur zwischen einem

Bürgerkriege oder der Anerkennung Guido's zu wählen, und — sie unterwarfen sich. Alle erschienen, um dem Königspaare den Eid der Treue zu schwören, nur Balduin von Ramleh konnte es nicht über das Herz bringen, sich vor dem Manne, den er aus dem Staube sich hatte erheben sehen, zu beugen. Der stolze Rittersmann verleugnete nicht seinen ungebundenen Sinn. Ehe er die Hand zum Schwure erhob, redete er den König an. „Ich leiste Euch den Eid, König Guido!" rief er aus, „aber unter der Bedingung: nie Euer Vasall zu werden!" Mit diesen Worten drückte er die Lehnsbriefe seinem Sohne, dem der König die Belehnung nicht versagen konnte, in die Hand, und verließ mit dem letzten Worte des Schwurs, ohne den herkömmlichen Friedenskuß anzunehmen, stolz das Zimmer. — —

Guido und Sybille befanden sich jetzt ganz auf dem Gipfel des Glückes. Die stolzen Vasallen waren gedemüthigt — selbst der mächtigste, der Graf Raimund von Tripolis, hatte sich mit dem Fürstenpaare ausgesöhnt — das Volk schien zufrieden, an den Grenzen herrschte Ruhe. Blos Rainald von Chatillon konnte sein wildes Stegreifleben nicht aufgeben, und leider erlaubte die Schwäche Guido's, vielleicht auch der Umstand, daß er dem alten wilden Kämpen

zum Theil auch die Krone verdankte, nicht, den so verderblichen als ehrlosen Beutezügen Schranken zu setzen. Während Sybille und Guido in der Hauptstadt prunkvolle Feste feierten, ein Theil des Adels am Hofe sich mit müßigen Vergnügungen unterhielt, streifte der alte Ritter, umgeben von einem rohen Vasallenhaufen, längs der Grenze bis an die Quellen des Jordans. Hier machte er Jagd auf die Ungläubigen wie auf reißende Thiere. Rainald, der überhaupt wie zum Verderben der Franken nach Palästina gekommen, durch vieles in seinem Leben erlittenes Ungemach nicht gebessert werden konnte, hing mit einer Art Leidenschaft an dem blutigen Spiele, was ihm eben so viel Vergnügen zu machen schien, als es gewinnbringend für ihn war. Vorzüglich aus diesem Grunde hatte er besonders immer nach dem Besitz der Burg Karrak getrachtet, wo eine Handelsstrasse von Damaskus nach Aegypten vorbei lief, und nicht eher geruht, bis Guido ihn damit belehnte, ja er hatte sogar Schiffe auf dem rothen Meere ausgerüstet, und den abentheuerlichen Plan gefaßt, Mecca und Medina zu plündern. War letzterer auch, nach Lage der Dinge, unausführbar, so empörte doch schon das Gerücht davon das Herz jedes Muselmanns, und als Rainald eine friedliche Handelskaravane, die ver-

trauend auf den Waffenstillstand sich von Damaskus nach Aegypten begeben wollte, unweit seiner Burg Karrak überfiel, plünderte, die Männer niederhieb und Weiber und Kinder als Sklaven verkaufte, da legte Saladin, als er diese Nachrichten bekam, die Hand auf sein Haupt, und rief aus: „Bei Allah, dieser Ungläubige soll keine Gnade finden, wenn er in meine Hand fällt!“ — —

Während aber in Jerusalem Alles fröhlich und mit Lustbarkeiten jeder Art beschäftigt war, zog das Ungemach von Osten her „düster und drohend wie eine Wetterwolke“ heran, und lagerte sich an des Reiches Gränzen. — Die Vertheidigungslinie des Königreichs ward nach der Seite von Damaskus hin von dem Jordan, und zwar von dessen Quelle an bis zur Mündung in das todte Meer, gebildet. An der Quelle des Flusses, am Fuße eines Ausläufers des Antilibanon, lag eine Festung, welche den Paß beherrschte, der nach Damaskus führt. Die Feste hieß Panias, nach einer einst dem Pan geheiligten Grotte, wo sich die Hauptquelle des Jordans befindet. Den Mittelpunkt der Linie deckte eine zweite Festung unweit der Jakobsbrücke. Safed und Tiberias, zwei rückwärts gelegene starke Festen, deckten außerdem die in gutem Vertheidigungsstand befind-

liche Gränze. Seit den Zeiten der Patriarchen bis auf die neuesten Tage, diente das Jordansthal häufig als Schlachtfeld. Hier, unweit des Sees Huleh, schlug Abraham einst die vier Könige, hier trieb der Maccabäer Jonathas das zahlreiche Heer des Demetrius Nicotor in die Flucht. Nicht weit davon ward Balduin der Zweite vom Sultan Monduk, an der Jakobsbrücke Balduin der Dritte, desgleichen Balduin der Vierte, von Saladin geschlagen. — Mit Schrecken vernahm man zu Jerusalem, daß Saladin, erzürnt über den von Rainald begangenen Friedensbruch, ein furchtbares Heer bei Damaskus zusammengezogen habe, und sein Sohn Aphdal mit einem Geschwader bereits die Gegenden an dem Ufer des Sees Huleh durchstreife. Guido berief eiligst die Barone, und die beiden Großmeister, Balian von Ibelin und Rainald von Chatillon, wurden nach Tabaria gesendet, um den Grafen Raimund zu bewegen, schleunig mit seinem Heerbann nach der Gränze aufzubrechen, allein ein Bote des Grafen kam ihnen schon entgegen, der sie benachrichtigte, daß die Schaar Aphdals bereits den Jordan überschritten habe. Gerhard von Riderfort versammelte sogleich die Templer, die in den nächsten Burgen des Ordens sich aufhielten, nöthigte den Großmeister des Hospitals sich ihm anzuschließen,

nahm im Vorbeiziehen die Ritter der königlichen Besatzung von Nazareth mit, und zog so mit einem Trupp von etwa neunhundert Mann gegen den siebenfach stärkern Feind. Nur ein Tollkühner, oder ein Verräther konnte auf diese Weise handeln. Er ward auch sogleich beim ersten Angriff total geschlagen, Roger du Moulin nach wüthender Gegenwehr getödtet; Gerhard von Riderfort nebst zwei Tempelrittern und wenigen Reisigen entkamen. Als ihm die bewaffneten Einwohner von Nazareth auf der Flucht begegneten, beging er die Schändlichkeit, sie dem Untergange zu überliefern, indem er ihnen zurief: „sie sollten eilen, um nicht ihren Theil an der Beute zu verlieren, da der Feind geschlagen sei.“ — Alle wurden niedergemetzelt oder gefangen.

Wie ein Donnerschlag erschallte die Nachricht dieses Unfalls zu Jerusalem. Ein Schreckensgerücht folgte jetzt dem andern, und jedes bestätigte sich. Noch zu keinem Feldzuge hatte Saladin solche Zurüstungen wie zu diesem gemacht. Der Ruf gab seinem Heer eine Stärke von mehr als hunderttausend Mann; daß es über achtzigtausend stark war, war Gewißheit. Von der Wüste Barka bis zum Wendekreise, von dem gewürzreichen Yemen bis zum Fuße des Taurus und den Quellen des Tigris, war

auf Befehl des Kaliphen der „Dschad“ (heilige Krieg) gepredigt worden, und alle diese Länder hatten ihre tapfersten Krieger gesendet. Am Fuße der Höhen von Tell Taisal, in der Nähe von Hama, hielt Saladin Musterung über die Krieger von Mosul, von Merdin und vom Euphrat; sein Neffe Takoddin Omar führte die Schaaren von Haleb heran, die Pilger von Kahira und Damaskus strömten durch die Wüste und die Provinz Hauran herbei.

Guido ward von allen diesen Nachrichten erschüttert. Ein dunkles Vorgefühl des Kommenden bemeisterte sich seiner Seele. Erst als er die Ankunft des Grafen von Tripolis erfuhr, faßte er neuen Muth. Wäre dieser zweideutige Mann abgefallen oder nur neutral geblieben, dies mußte sich der König sagen, so fiel die Krone von seinem Haupte. In der Freude seines Herzens jagte er ihm daher, bis zum „Schlosse Hiobs“ (el Jyb, das alte Gibeon) entgegen, sprang bei seinem Anblick vom Pferde und fiel ihm um den Hals. Noch an demselbem Tage ward beschlossen, das Heer in dem schon früher bezogenen Lager von Saffuri, als dem geeignetsten Punkte für Erwartung möglicher Fälle, zu vereinigen. Die Anstrengungen, welche man machte, um ein beträchtliches Heer zu versammeln, waren größer

als je. Die Vasallen boten alle Waffenfähigen in ihren Besitzungen bis auf den letzten Mann zur Heeresfolge auf, der Großprior der Hospitaliter, Werner von Syrien, trat an des Ordens Spitze, und er, wie der Tempelmeister erschienen mit allen in Palästina befindlichen Rittern. Durch diese Maßregel, und durch die gänzliche Entblößung aller Städte und Burgen, wurde eine Armee von zwanzigtausend Mann gebildet, eine Macht, wie sie noch kein König von Jerusalem in's Feld geführt. Schon war das Heer beim Quell von Saffuri versammelt, als auch König Guido dahin aufbrach. Der Ausmarsch aus Jerusalem war feierlich, die Scene ernst und ergreifend. Noch an dem Thore des Palastes fiel Sybille unter einem Strome von Thränen dem Gatten wiederholt um den Hals. Plötzlich begannen alle Glocken zu läuten, die zahlreiche Bevölkerung Jerusalems, welche alle Straßen füllte, stürzte auf die Kniee, denn es nahete ein Mann auf milchweißem Roß, der ein hohes, mit Edelsteinen besetztes Kreuz in den Händen trug. Der Mann schimmerte in einer Kleidung von Purpur und Goldbrokat. Es war der Bischof von Akkon; jenes Kreuz in seiner Hand, schloß ein Stück des Kreuzes Christi in sich ein. —

Auch König Guido hatte seine Kniee vor dem

Heiligthum gebeugt. Der Bischof war vorübergezogen; schnell erhob sich der Fürst. Mit hoch erhobener Hand und starker Stimme rief er aus: „Gott will es haben!“ und die aufstehenden Tausende riefen es ihm nach. Der Ruf der Menge, in welche der Ton der ehernen Zeugen von der Grabes- und der Verkündigungskirche her, einstimmte, ward von dem Echo des Oelbergs und des Zion zurückgeworfen, und verlor sich langsam in den Windungen des Kedronthales. — Eben hatte der König von Sybillen Abschied genommen. Nur mit Mühe konnte man die Fürstin bewegen, in den Palast zurückzukehren. Sie jammerte laut, und rief: „Eine düstere Ahnung sage ihr, daß sie den Gatten gar nicht, oder doch unglücklich wiedersehen werde.“ Guido hatte rasch den brausenden Araber, den Klotar am Zügel hielt, bestiegen. Plötzlich stürzte eine sonderbare, abentheuerliche Gestalt, mit zerzaustem, weißen Haar, den magern Körper mit Thierfellen spärlich bedeckt, auf ihn zu.

„Bedenke was Du thust, König von Jerusalem!“ rief der Greis. „Du ziehest aus, einen Löwen zu fangen, und könntest vor den Hörnern eines Stiers erliegen. — Folge weisem Rathe, o Fürst! Du wirst sonst an einem Tische, wo Tausende von fünf Broden

und zwei Fischen satt wurden, verhungern, und an einem Quell, dessen Wasser sich einst in Wein verwandelte, verdursten."

„Sire," sprach Klotar leise, indem er zu dem Könige trat, „erlaubt mir, den Mann zu verhaften. Es ist der Anachoret, dessen Unterredung mit Ivo ich einst belauschte."

„Nein Klotar! Kein Aufsehen;" erwiederte Guido auf gleiche Weise. — „Hebe Dich weg!" rief er laut. „Der Wille Gottes wird sich erfüllen."

Der Fremde verschwand unter der durcheinander wogenden Menge. — —

Der König war noch nicht im Lager von Saffuri angelangt, als er schon durch Eilboten die Nachricht erhalten hatte, daß Saladin mit mehr als achtzigtausend Mann über den Jordan gegangen sei, daß er bereits Tabaria eingeschlossen habe, und Tausende seiner Beduinen die Ebene von Esdrelon durchschweiften. Guido überzeugte sich, daß kein Augenblick zu verlieren sei, um nach damaliger Sitte in einem versammelten Kriegsrath mit den Baronen den Angriffsplan zu berathen. Die Zusammenkunft ward auf den nämlichen Abend im Zelte des Königs anberaumt.

Schon seit mehreren Tagen hatte Guido den Templer Ivo zu sprechen gewünscht, aber jetzt wie

früher trat der Fall ein, daß gerade in dem Moment, wo der Rath dieses Mannes am erwünschtesten erschien, der Ritter entfernt war. So oft auch der König gesendet, hatte er stets die Antwort erhalten, daß Ivo in Ordensangelegenheiten verschickt worden sei, jedoch stündlich zurückerwartet werde.

Der Abend dieses Tages kam heran, und die Barone versammelten sich im Zelte des Königs. Guido hatte eben einen Eilboten erhalten, der nur mit Mühe aus Tabaria entkommen war. Eschiva, die Gemahlin des Grafen von Tripolis, die sich mit vier Söhnen in der vom Feinde blokirten Stadt befand, schrieb an den König und ihren Gemahl, und bat auf's dringendste um schleunige Hülfe. Guido forderte den Grafen auf, zuerst seine Stimme zu geben. Jedermann erwartete, daß Raimund den Entsatz der Feste vorschlagen würde. Alle erstaunten, als er sich dagegen erklärte.

Es ist nur zu gewöhnlich, daß großen Männern, die von ihren Zeitgenossen nicht begriffen wurden, Vergehen Schuld gegeben werden, und kleine Seelen können nicht fassen, daß es Menschen giebt, die ihr eigenes Interesse gering anschlagen, wo es mit einem fremden aber höheren in Conflict geräth. So bürden mehrere Schriftsteller jener Zeit dem Grafen die Schuld

des Unglücks auf, welches das Königreich traf, aber die Rede, welche dieser Mann im Kriegsrathe hielt, haben sie nicht zu läugnen vermocht, um ihretwillen vergiebt ihm die Nachwelt seine Schwächen, und spricht ihn frei von jedem Verdacht eines Verraths.

Kaum hatte der König geendigt, als der Graf aufstand und sagte:

„Man wird sich wundern, daß ich nicht den Entsatz einer Stadt vorschlage, die den schönsten Theil meiner Besitzungen bildet, und was mehr als Alles ist, mein Weib und vier blühende Söhne in ihre Mauern einschließt. Es ist kein Zweifel, und es wäre Schwäche mir zu verhehlen, daß Saladin Tabaria nehmen, und die Meinigen in die Gefangenschaft führen wird. Meinen rechten Arm gäbe ich für die Stadt, mein Herzblut für Weib und Kind. Hier aber steht mehr auf dem Spiele: unser letztes Heer, und mit ihm die Krone Jerusalems. — Zwischen hier und Tabaria ist ein wasserleeres Gefilde. Saladin hat die Stadt angegriffen, um uns hinzulocken, aber ehe wir die Ufer des Sees Genezareth erreichen, ist das Herr durch Durst zu Grunde gegangen. Der Brunnen Kelson ist der einzige in dem weiten Gelände. Sein sparsames Wasser reicht kaum für eine Handelskaravane aus. Bereiten wir dem Sultan das Ge-

schick, das er uns zu bereiten gedenkt. Mag Saladin Tabaria zerstören, mag er dann heraufkommen durch das ausgedörrte Land. Wagt er zwischen uns und dem See vorzudringen, dann laßt uns als die Streiter Gottes mit ihm kämpfen, geht er zurück, um auf einem andern Punkt einzubrechen, so sind wir stark genug, um ihm auch da mit der Kraft unsers Arms zu begegnen. Das Schicksal von Tabaria, meines Weibes und meiner Kinder, darf nicht das Heil von Palästina aufwiegen. Eine zerstörte Stadt kann wieder erbaut, Gefangene können losgekauft werden, aber wenn dieses Heer zu Grunde geht, so ist Alles verloren. Hier ist Alles für, dort Alles gegen den Erfolg. Hier, die Ebene von Saffuri, sei der Ort der Entscheidung." —

Alle schwiegen, als der Graf von Tripolis geendigt hatte. Obwohl Viele dem Grafen Feind waren, so hatte dennoch sein edles, großmüthiges Wort auf die rohen Herzen den Eindruck nicht verfehlt, und selbst der alte grimmige Rainald, sonst einer seiner Hauptgegner, versicherte dem neben ihm stehenden Tempelmeister mit allerlei sonderbaren Betheurungen: der Graf habe als ein „wahrer französischer Edelmann" und so gesprochen, daß er in gleicher Lage selber nicht besser würde sprechen können; eine Bemerkung, die

Gerhard von Riderfort nur mit einem Blicke voll tödtlichen Hasses auf den Grafen Raimund, und einem verächtlichen Achselzucken beantwortete. Da auch der neuerwählte Meister des Spitals und die sämmtlichen Barone sich einmüthig für die Ansicht des Grafen erklärten, so entließ der König um Mitternacht die Versammlung. —

Kaum waren einige Minuten seit der Entfernung der Barone verflossen, als der Templer Ivo gemeldet ward. Hastig befahl der König ihn einzulassen. Wie es schien war der Ritter eben erst von weiter Reise angekommen, denn der Staub saß noch in den Fugen des Harnisches und den Falten des weißen Mantels, auch sah Ivo sehr blaß und angegriffen aus.

„Wie sehnlich habe ich Euch erwartet!“ rief der König erfreut, indem er dem Ritter winkte sich niederzulassen. „Ihr habt vernommen, was beschlossen worden?“

„Ja, Sire,“ erwiederte Ivo, „und der Beschluß war des Vorschlages eines Verräthers würdig! — Es wundert mich nur, daß Ihr nicht die Schlinge bemerktet, die Euch von Euren Feinden gelegt ward.“

„In der That, ich verstehe Euch nicht;“ sagte der König betroffen.

„Euer Gnaden dürfen sich nur erinnern, welche

Folgen das frühere Verbleiben im Lager von Saffuri gehabt, ehe die Unterstützung herankam;“ sagte der Templer mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Es ist jetzt ganz derselbe Fall, nur mit dem Unterschiede, daß damals eine auswärtige Hülfe herbeikam, was jetzt unmöglich ist. Binnen vierundzwanzig Stunden ist das Lager durch die leichten Truppen Saladins wie damals eingehüllt, die Zufuhr abgeschnitten, und binnen achtundvierzig hungern wir auch, wie damals.“

„Ihr glaubt also“ — hob der König an.

„Daß die Erhaltung von Tabaria, daß Weib und Kind, dem Grafen nicht so lieb sind wie Euer Verderben!“ fiel Ivo ein. „Sehet Ihr nicht, daß er blos darnach strebt Euch zu stürzen? Auf Euch soll die Schande fallen, an der Spitze eines Heeres, größer als eines noch auf diesem Boden erschien, eine Stadt nicht gegen die Ungläubigen zu schützen vermocht zu haben. Auf diese Weise müßt Ihr Eure Regierung anfangen, und nicht blos der hinterlistige Raimund, der stolze Balian, nein selbst der tolle Rainald, ja jeder kleine Vasall, der bettelhaft in seiner Feste haus't, wird daran denken Euch Gesetze vorzuschreiben! Bei Gott, man glaubt es kaum! Tabaria ist acht Stunden von hier, morgen Mittag können wir dort sein, und wir sollen hier liegen und warten

bis Saladin uns eingeschlossen hat, und in aller Ruhe die Feste stürmt. Ich hoffe, Ihr werdet dies nicht zugeben. Ihr seid König und Feldherr, von Euch hängt Alles ab. Sprecht ein Wort, und Alles, was zum Tempel gehört, erhebt sich. Keiner von uns wird seinen weißen Mantel ablegen, ehe die Schmach des letzten Gefechtes in dem Blute der Ungläubigen abgewaschen ist."

„Da Ihr den Beschluß vernommen habt," begann Guido, „so kennt Ihr auch den Grund, den der Graf angab —

„Der Wassermangel?" unterbrach ihn Ivo verächtlich lachend. „Seit wann ist denn der trockene Raimund so ein starker Trinker geworden, daß er nicht einmal sechs bis acht Stunden ohne zu trinken aushalten kann? Man könnte darüber lachen, wenn der Umstand, daß sämmtliche Barone diesen leichtfertigen Grund so ruhig und ohne nur ein Wort zu verlieren hinnahmen, nicht ganz andere Bedenken aufkommen ließe. Ja, Sire, laßt uns gerade heraussprechen! Wozu auch Umschweife! Es besteht ein Complot gegen Euch. Man will Euch stürzen, Euch mitspielen, wie man Euch bereits einmal mitspielte. Doch nein! Was sage ich? Für einen gefallenen König gibt es in Palästina keine schmachvolle Zurückgezogenheit mehr,

für einen solchen giebt es nur einen geschornen Kopf und ein Kloster!"

„Ha, was sagt Ihr da?" rief Guido heftig.

„Nichts, als daß Ihr von Euren Vasallen verrathen seid, und daß Ihr ihnen zuvorkommen sollt! sprach Ivo ruhig. „Ich sollte glauben, Ihr hättet diese Leute genugsam kennen lernen! Ihr wißt, was Ihr bei dem mindesten Unfall von ihnen zu erwarten habt. Sie hassen Euch grimmig, und ihr Stolz wird den Rittersmann, der an der Hand der Liebe die Stufen eines Thrones erstieg, nur so lange auf diesem dulden, als sie ihn nicht herabzustoßen vermögen. Darum handelt, Sire! Handelt! Die Gelegenheit ist vorhanden, Euch Eurer Feinde ganz und für immer zu entledigen, oder wenigstens ihren Plan für jetzt zu Schanden zu machen."

„Und was meint Ihr, daß ich thun soll?" fragte Guido lebhaft.

„Ist es blos Eure Meinung, für jetzt ihren Fallstricken zu entgehen, und ihnen eine bessere Ansicht von Eurem Geist und Talenten beizubringen, so geht auf Saladin los, entsetzt Tabaria und liefert dem Sultan in der Ebene von Esdrelon eine Schlacht. — Ganz offen gestehe ich indeß, daß, an Eurer Stelle, ich nicht so handeln würde. Das Glück der Schlach-

ten ist wandelbar, Niemand kann den Erfolg mit Gewißheit voraussagen. Werdet Ihr geschlagen, so seid Ihr und das Reich verloren, schlagt Ihr den Sultan so befindet Ihr Euch auf dem alten Fleck, Eure Gegner spinnen im Stillen ihre Ränke fort, und Ihr habt mit Saladin Euren besten Rettungsanker in der Noth verloren. Diese Noth, Sire, aber wird sich früh genung einfinden. Die ehrgeizige Rotte des Adels ist Euch Feind, gebt ihnen die geringste Blöße, und sie ergreifen die Gelegenheit Euch zu stürzen. Darum nochmals Sire: Kommt ihnen zuvor!"

„Erklärt Euch deutlicher, Ivo, wenn ich Euch verstehen soll;" sagte der König den Ritter nachdenkend betrachtend.

„Für außergewöhnliche Gefahren gibt es nur außergewöhnliche Mittel;" sprach der Templer lebhaft. „Ihr seid auf zwei Seiten von Feinden umgeben. Hier die Barone, die Euch tückisch den Dolch in den Rücken bohren möchten, dort Saladin, ein offener aber großmüthiger Feind. An Euch ist die Wahl, wen Ihr bekämpfen wollet. Saladin ist zu versöhnen, denn er ist in seinem Recht, — die Raubzüge Rainalds kann weder Christ noch Saracene billigen, da sie mitten im Waffenstillstand ausgeführt wurden, — die Barone sind nicht zufrieden zu stellen, denn Eure

Person ist's, die ihnen im Wege steht. — Weiter, Sire," schloß der Templer mit seiner gewöhnlichen Kälte, „weiter habe ich Euch nichts zu sagen!"

Wie es schien, wollte der Ritter sich entfernen, denn er stand auf und griff nach dem Helm, der auf einem Feldstuhle lag.

„Bleibt!" rief Guido ihn bei der Schulter fassend, und auf den Sessel niederdrückend. „Ihr habt mir zu viel gesagt, um nicht einsehen zu müssen, daß ich wünschen muß, daß Ihr Euch ganz offen und ohne Rückhalt aussprechen möchtet."

„Wäre es nicht gegen den Respect, Sire," sagte Ivo in einem Tone und einer Miene, in denen sich die Demuth, die in den Worten lag, eben nicht besonders spüren ließ, „so würde ich erwähnen, daß es Fälle gab, wo man Jemand zum Reden aufforderte und, als er sprach, hinterher es ihm schlecht vergalt. Befehlt Ihr es indeß ausdrücklich, so will ich meine Meinung sagen, die ja im Grunde eben nichts weiter als — die Meinung eines Einzelnen ist."

„Kennt Ihr mich denn seit heute erst!" rief Guido fast unwillig. „Sprecht frei was Ihr meint, daß ich thun soll. Ich verbürge Euch mit meinem Wort als König und Ritter, daß, was Ihr auch sagen möget, es für Euch keine üblen Folgen haben soll."

„Wohlan, Sire, so sage ich Euch: Es giebt nur ein Mittel, Krone und Macht zu retten!“ rief Ivo. „Wendet Ihr es nicht an, so erkläre ich Euch hiermit, daß Ihr verloren seid, und werde Euch einst an dieses Wort erinnern. — Versammelt heute Nacht noch Eure Söldner, auf einige Ritter des Tempels würdet Ihr gleichfalls rechnen können, nehmt den Grafen Raimund, Boemund, die beiden Balian, Rainald und den Meister des Spitals gefangen — ein Vorwand, zum Beispiel Majestätsbeleidigung oder dergleichen, läßt sich ja leicht erfinden — und schließt mit Saladin Frieden. Die Bedingungen sind: Die Uebergabe der Festungen am Jordan an den Sultan, ein Bündniß mit ihm gegen jeden Feind des Abendlandes, Abtretung des Fürstenthums Antiochien, und eine Entschädigung des Tempelordens für die innegehabten Festen. — Für die Annahme der Bedingungen stehe ich ein. Die Gefangenen sendet Ihr nach Frankreich zurück.“

Wie von einem Blitzstrahl getroffen, sprang Guido bei den Worten Ivo's auf. Seine Gesichtsmuskeln zuckten, seine Lippen zitterten, sein Auge flammte.

„Ich nehme Gott zum Zeugen,“ rief er die Hand hoch aufhebend, „daß, als ich Euch zum Sprechen aufforderte, mir nicht in den Sinn kam,

daß Ihr mir den schändlichsten Treubruch, womit sich kaum der niedrigste Rittersmann beflecken könnte, vorschlagen würdet! — Ich halte es für möglich, ja für wahrscheinlich, daß mich die Barone hassen, und mir Schlingen legen, so wie, daß Raimund aus bös-licher Absicht mich zum Stillliegen in diesem Lager veranlassen will, aber mag kommen was da will, so werde ich die Würde der Krone und die Ehre meines Hauses nie vergessen, daß ich heimlich und schimpflich die Sache der Christenheit und des Reiches verrathen sollte. Ich will lieber als König, als Ritter und als Christ, in ehrlichem Kampfe, wenn es Gott beschlossen, zu Grunde gehen. — Ihr habt übrigens mein Wort, Ritter Ivo, daß Euer Vorschlag für Euch keine üblen Folgen haben soll, und ich will glauben, daß Ihr, als Ihr ihn machtet, nur mein Wohl im Auge gehabt habet, aber Ihr werdet einsehen, daß wir mit einander nie wieder über Gegenstände dieser Art sprechen können." —

Der König schien, als er diese Worte sagte, mit Gewalt eine heftige Regung niederkämpfen zu wollen, seine Haltung wie seine Sprache waren würdevoll, aber seine Stimme bebte.

Ivo blickte inzwischen den Monarchen ruhig an. Keine Muskel seines blassen Gesichts verrieth eine be-

sondere Aufregung, nur in seinem Blicke zeigte sich etwas wie Hohn, doch nicht gepaart mit Verachtung, wie es sonst manchmal der Fall war.

„Ich sehe," sagte er frostig, indem er sich von seinem Sitz erhob, „ich habe Euer Gnaden durch meinen Vorschlag beleidigt, und dies thut mir leid, denn ich bin nicht der Mann, der Jemanden seinen Rath aufdringt. Die Zeit hat mich gelehrt, daß, wo ich dies zum Vortheil irgend Jemandes gethan — und es ist dies allerdings hier und da der Fall gewesen — ich schlechten Dank dafür geerndet. Ich könnte zur Entschuldigung meiner Dreistigkeit so offen gesprochen zu haben, vielleicht anführen, daß zwischen Euer Gnaden und mir einst ein Pact — Hofleute würden es blos eine Besprechung nennen — stattgefunden, der mir gewisse Rechte einräumt, aber dieser Pact scheint Euer Gnaden drückend zu sein, und so wollen wir ihn denn hiermit aufheben. Ich bin nicht gemeint, den König von Jerusalem um die Erfüllung der vom Ritter Guido von Lusignan gethanen Zusagen zu bedrängen. Ihr, Sire, habt durch königliche Gewalt das Bündniß, daß zwischen diesem und mir bestand, vernichtet, und — meine Aufgabe ist erfüllt."

Mit jedem Worte, das Ivo sprach, ward sein

Ton bitterer und bitterer. Als er das letzte gesprochen, machte er eine tiefe Verbeugung, und ging, ohne das Entlassungszeichen zu erwarten, aus dem Zelte.

Die erste Bewegung des Königs, nach der Entfernung des Templers, schien anzudeuten, daß er Willens sei, diesen zurückzurufen, doch bald besann er sich und warf sich auf eine Ruhebank.

Er wiederholte sich in Gedanken Alles, was Ivo geäußert hatte, und es schien ihm in der That, als ob derselbe in dem, was er von Raimund und den Baronen gesagt, nicht Unrecht habe. Schloß Saladin mit seinen Schwärmen leichter Reiterei das Lager ein, verheerte er das Land und erstürmte inzwischen Tabaria, so entstand Hungersnoth im Lager, das Heer war entmuthigt, und — so sagte sich Guido — die ihm feindlich gesinnten Barone würden Niemand wie ihm das Unheil dann schuld geben. Was aber war zu thun? Mit Saladin Frieden und Bündniß schließen, die Barone verrätherisch überfallen und verhaften? Mit Abscheu verwarf Guido diesen Gedanken. Vorrücken und eine Schlacht liefern? War aber nicht ein paar Stunden vorher das Gegentheil beschlossen worden? — Guido erwog das Für und Wider des letzten Gedankens, und je mehr er darüber nachdachte, je mehr leuchtete ihm die Ausführbarkeit

ein. Er meinte nur auf diese Weise seinen Feinden begegnen, Saladin und seine heimlichen Gegner zugleich bekämpfen zu können. Eins nur setzte ihn in Verlegenheit: die zu erwartenden Einwürfe der Barone gegen den kurz vorher gefaßten Beschluß. Lange dachte Guido darüber nach; plötzlich sprang er auf.

„Nur so,“ sagte er zu sich selbst, „ist jeder Widerspruch zu beseitigen! — Wenn augenblicklich aufgebrochen wird, so muß jeder Anführer an die Spitze seiner Abtheilung treten.“

Rasch trat er aus dem Zelt und befahl dem Anführer seiner Leibwache, dem Ritter d'Entrecasteaux, „zu Pferde“ blasen zu lassen.

Erschrocken fuhren, bei dem unerwarteten Feldrufe, die Befehlshaber von ihrem Lager auf. Keiner wußte, was das Getümmel bedeute; Viele meinten, der Feind habe das Lager überfallen. Als Mehrere nach dem Zelte des Königs eilten, um die Ursache des Lärms zu erfahren, fanden sie den Monarchen im Begriff die Rüstung anzulegen. Mit Unwillen befahl er ihnen, sich auf ihre Posten zu verfügen, wo sie vernehmen würden, was er beschlossen habe. —

Niedergeschlagen, wohl auch laut murrend über den so übereilt gefaßten Entschluß, traten die Führer in der Nacht an die Spitze der Geschwader. Selbst die

gemeinen Krieger fühlten das Schwankende der genommenen Maßregeln, und ihr Vertrauen ward geschwächt. Ueberdies hatten nur wenige Reiter Zeit gehabt, die Rosse zu füttern, oder Nahrung zu sich zu nehmen, da sie das Lager vom Feinde überfallen glaubten. — Es war fast Mittag, die Sonne sendete glühende Strahlen herab, noch war die Hälfte des Weges nicht zurückgelegt, und schon stieß man auf Schwärme feindlicher Bogenschützen. Nur langsam und unter fortwährendem Gefecht rückte das Heer vorwärts. Senkrecht stand jetzt die Sonne über den Häuptern der Truppen, der Felsenboden glühete unter den Hufen der Rosse, die Eisenrüstung der Ritter erhitzte sich bis zum Unerträglichen, nirgends fand sich ein Tropfen Wasser. Kaum konnten die ermüdeten Krieger noch sich fortschleppen; der König befahl nach dem Rathe des Grafen Raimund, bei dem Brunnen Kelson, der erst mit Blut erkauft werden mußte, und dessen sparsamer Wasservorrath bald erschöpft war, zu lagern. Eine traurige Nacht verging. Der größte Theil der Pferde blieb ungetränkt, Futter für die Thiere oder Nahrung für die Menschen gab es nirgends. —

Ganz anders war es im Heere der Saracenen. Mit Freudigkeit, und es als ein gutes Zeichen

ansehend, daß der folgende Tag ein Freitag war, eilten die Geschwader der Muselmänner den Christen entgegen. Der Kern der Truppen stärkte sich durch Speise und Trank, und sah, in Schlachtordnung aufgestellt, dem Kampfe ihrer leichten Reiter mit den Christen zu. Der Adlerblick Saladins bemerkte bald die Ermattung der Gegner, und zu eben der Zeit, wo König Guido, um die Truppen zu trösten, an ihrer Front herunterritt, und den Erschöpften zurief: „Seid getrost! Morgen werden wir mit unsern Schwertern Wasser finden!“ streckte Saladin seine Hand gegen die berühmte „gelbe Wache“ aus, und rief begeistert: „Bei Allah! Die Ungläubigen sind in unserer Hand! Sie haben kein Wasser als das der Thränen!“ —

Kaum grauete der Tag, als Guido Befehl gab zum Angriff vorzurücken, aber anstatt der Geschwader des Feindes, wälzte sich den Christen eine Rauchwolke von Meilenlänge entgegen. Die Saracenen hatten das dürre Gras und die Sträucher der Ebene angezündet. Erst in der Mittagsstunde konnte der Kampf beginnen. Mitten in dem noch dampfenden Gefilde kämpfte das Christenheer mit dem Feinde, aber die Gegner, die es vor sich hatte, waren nur Beduinenschwärme, welche auseinander stoben und

sich wieder vereinigten, je nachdem es ihnen gutdünkte, die dabei aber dennoch im Stande waren, die Christen in der schattenlosen Ebene, beim sengenden Strahl der Sonne, unter der Qual des Durstes, in einer Menge Einzelscharmützel festzuhalten, und es ihnen unmöglich zu machen die Hauptmacht des Sultans zu erreichen. So kam die zweite furchtbare Nacht heran. Sie war noch trauriger als die erste. Der Verlust der Franken durch die Pfeile der türkischen Bogenschützen war beträchtlich gewesen. Die Reiterei behauptete ihre unerschütterliche Haltung, aber das Fußvolk begann sich aufzulösen. Haufenweise verließen die Halbverhungerten und Verdurstenden ihren Zug, um im Felde irgend eine noch nicht ausgetrocknete Pfütze, oder eine saftige Pflanze zu erspähen. Die Wenigsten kamen zurück. Sie fielen unter den Dolchen der Saracenen, oder ergaben sich den Feinden, indem sie nur um einen Tropfen Wasser fleheten, den verdorrten Gaumen zu netzen. Auf diese Weise verging die zweite Schreckensnacht. —

Während die Christen sie in tiefer Niedergeschlagenheit zubrachten, herrschte im Lager der Saracenen die größte Freudigkeit. Jeder wußte, daß der Sultan beschlossen hatte, mit Tagesanbruch dem Feinde eine Hauptschlacht zu liefern. So wie sich die Morgen-

röthe in Osten bemerkbar machte, trat Saladin aus seinem Zelte, und indem er den brausenden arabischen Schimmel bestieg, befahl er die Pauken zu schlagen. Sogleich traten seine „gelben Leibwachen" unter die Waffen, und die Führer des Heeres sammelten sich um ihn her. Ein Wink seiner Hand, und es herrschte eine Todtenstille.

„Heute," rief er mit starker Stimme, „werden die Söhne des Paradieses und die Kinder des Feuers ihren furchtbaren Kampf auskämpfen! Der Flug der Pfeile wird in der Luft wiedertönen, wie der Flug des Vogels, und das Blut, dies Bad der Schwerter, wird am Boden hinrieseln wie das Wasser des Regens! — Seht dorthin! Dort glänzt der Panzer des Reiters des Abendlandes im Morgenschimmer, aber Der, der ihn trägt, ist krank, da ihn Allah mit Durst gezüchtigt. Spricht nicht auch der heilige Koran: „Der Ungläubige wird sagen: Bin ich nicht Staub?" — Seht hier das Schlachtfeld! Der süße Geruch des Sieges wird aufsteigen aus diesen Gründen." —

Der tausendstimmige Ruf: „Allah akbar!" bezeugte die Kampflust der Truppen, als der Sultan zu sprechen aufgehört hatte. — —

Das Heer der Christen zog jetzt, unter dem Gesang eines Psalms, langsam in vier Heersäulen her-

an. Der Graf von Tripolis führte die Vorhut, Rainald von Chatillon und der Großmeister des Tempels die erste, Almerich von Lusignan, ein Verwandter des Königs, die zweite Hälfte des Haupttreffens. Balian von Ibelin war mit der Nachhut noch zurück; der König erwartete seine Ankunft nicht. Guido befand sich bei der zweiten Heeresabtheilung, der Bischof von Accon trug ihm das Kreuz vor; Klotar, der dem Fürsten die beiden letzten Tage nicht von der Seite gekommen war, ritt still hinter ihm her. Da Guido aus frühern Unterhaltungen mit Ivo dessen Kenntniß der türkischen Kampfesweise kennen gelernt, und wußte, daß den Saracenen der Verlust des „Sandschak Scheriff" (der heiligen Fahne) zugleich als Verlust der Schlacht galt, so hatte er beschlossen an der Spitze der schweren Reiterei auf den Punkt, wo dies Zeichen sich befinden würde, einzubrechen. Er befahl deshalb dem Pagen, nach dem ersten Treffen zu jagen, und den Templer Ivo zu ihm zu beordern. In wenig Minuten war Klotar wieder zurück.

„Sire," sagte der Page mit bewegter Stimme, „der Meister Gerhard von Riderfort läßt melden, daß Ivo nebst vier andern Tempelrittern vorige Nacht zum Feinde übergegangen."

Guido erstarrte. — Dies hatte er nicht erwartet.

So hatte Klotar also dennoch Recht; der Mann, dem er so sehr vertraut, den er für seinen besten Freund gehalten, war ein Verräther. — So sehr dieser Gedanke auch den König erschütterte, hatte er dennoch nicht Zeit darüber nachzudenken, denn eine Wolke von Pfeilen schwebte bereits von allen Seiten heran und rasselte hernieder wie starker Hagel. Ein heftiger Wind erhob sich bald darauf; er trieb falbe Staubwolken auf das Christenheer zu. Bald aber verkehrte sich die Farbe derselben in düsteres Grau und Schwarz. Die Saracenen hatten auf's Neue die Gesträuche und das Gras angezündet und dichte Rauch- und Feuerballen wälzten sich, vom Winde getrieben, daher.

Obwohl von Flammen umgeben und vom Dampfe halberstickt, vor Durst lechzend und doch ohne einen Tropfen Wasser, kämpften die Christen mit der Tapferkeit der alten Kreuzfahrer, zu der sich der Muth der Verzweiflung gesellte. Mitten in dem dichten Rauch sah man die Schwerter und Lanzen funkeln, und durch Flammenwogen stürzten die Geschwader der Reiterei gegen die türkischen Haufen. Ohne Unterlaß wiederholte sich dieses Schauspiel, aber überall fand man eine unüberwindliche Gegenwehr. Das Gemetzel war fürchterlich. Bald drangen die Christen, bald die Saracenen vor; über eine Stunde wogte der

Kampf unentschieden hin und her. Jetzt bemerkte der König, daß die Ritter ihre athemlosen Rosse nur noch mit Mühe zum Angriff spornen konnten, er beschloß einen Versuch zu machen, das Centrum der Feinde durch einen Angriff in Masse zu sprengen. Er befahl dem Grafen Raimund, den Feind mit seinen Panzerreitern anzugreifen, Gerhard von Ridersfort mit der Macht des Tempels, und Rainald von Chatillon sollten folgen. Der Graf gehorchte und warf sich mit der Reiterei auf den Feind. Hier befehligte Tati ed Din, ein Neffe des Sultans, jung an Jahren, aber alt an Erfahrung. So wie er die Panzerreiter heranjagen sah, wich sein Heerhaufen durch eine geschickte Bewegung von beiden Seiten auseinander, schloß sich sodann, und begann den Grafen im Rücken anzugreifen. Dies hatte Niemand vorausgesehen. Gerhard und Rainald zögerten Raimund zu Hülfe zu eilen. Dieser, sich abgeschnitten sehend, verlor die Besinnung, und statt sich wieder rückwärts Bahn zu brechen, ergriff er mit seinem Heerhaufen die Flucht.

Der unüberlegt begonnene und nicht unterstützte Angriff, entschied das Geschick des Tages. Von allen Seiten stürmten die Saracenen jetzt auf das Heer, dessen Nachtrab unter Balian von Ibelin immer noch

nicht erschien. Noch kämpften die Christen wacker, aber einzelne Haufen wurden umringt und niedergehauen. Die Lücken konnten nicht mehr ergänzt werden, die Abtheilungen, zum Theil ohne Führer, wogten regellos durcheinander, endlich bildete Alles nur einen verworrenen Knäuel, wo der Raum nicht einmal geregelten Kampf gestattete. Der Kampf, die Hitze wurden immer erstickender, man mußte wenigstens Raum zur Fortsetzung des Kampfes haben. Nicht weit entfernt lag ein Hügel, der sich an beiden Enden durch zwei Erhöhungen, die gewissermaßen zwei Hörner bildeten, der auf der einen Seite aber ziemlich abschüssig war, auszeichnete. Er lag dicht zur Seite eines Fleckens Namens Hittin, oder Hattin. Dem König schien jener Hügel eine Position, außer dem Bereich der Schlacht, eine Vertheidigungsstellung, darzubieten. Ohne Ordnung, aber mit dem Muthe der Verzweiflung, brach sich das Heer nach dem Hügel Bahn. Hier faßte es Posto, und wenige Minuten ruhete der Kampf. Man glaubte schon, daß die Türken ihn für diesen Tag nicht mehr fortsetzen würden. Die Christen fingen an einige Hoffnung zu schöpfen. Ein Wald befand sich nahe. Im schlimmsten Falle konnte dieser ein Rettungsmittel zur Deckung des Rückzugs werden. Bald sahe man indeß, daß man

sich getäuscht hatte. Eben als man beschäftigt war ein Zelt für den König aufzuschlagen, wogte ein Heerhaufe der Saracenen heran. Turbane und Kleider waren von gelber Farbe. „Es ist Saladins gelbe Wache!“ zischelten die Christen sich leise in's Ohr. Jeder wußte, daß es einen Kampf bis zur Vernichtung gelte. Wirklich war es auch so. Ein wüthender Kampf entspann sich. Saladin sah ihm, an der Seite seines Sohnes Aphdal, von einer kleinen Erhöhung in der Nähe zu. Obwohl er mit Wink und Stimme die Seinen ermuthigte, so kämpfte doch König Guido mit seinen Rittern so tapfer, daß dieser Angriff abgeschlagen wurde. Ein Hagel von Pfeilen saus'te indeß auf den Hügel. Ein Geschoß durchbohrte die Brust des Bischofs von Accon, der sich dicht zur Seite Guido's befand. Rasch ergriff der Bischof von Lydda das Heiligthum.

„Streiter Gottes!“ rief er, es hoch erhebend. „Ihr steht auf heiligem Boden! — Hier zwischen diesen Hügeln, die das Volk die Hattinshörner nennt, lagerten einst Tausende Hungriger, und der Herr sättigte sie mit fünf Broten und zwei Fischen. Er, der dies Wunder that, sieht auf Euch in diesem Kampfe. Streitet und sieget oder sterbet für seinen heiligen Namen. — Hier oder dort; Ihr werdet leben!“

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte den König das Wort, das der Anachoret beim Auszuge aus Jerusalem zu ihm gesprochen, und das dessen Einverständniß mit dem Verräther Ivo zu beweisen schien. Dies waren die Hörner, denen er im Kampfe erliegen sollte, dies der Tisch, an dem einst Tausende satt wurden, dort am Abhange eines gegenüber liegenden Berges lag Kana, wo das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein stattgefunden! —

Ehe der König den trüben Gedanken noch länger Raum geben konnte, braus'ten die Saracenen auf's Neue heran. Sie wurden durch die Tapferkeit des Königs, der wie ein Löwe an der Spitze seiner Ritter focht, bis an den Fuß des Hügels zurückgetrieben, aber das Heiligthum des Kreuzes fiel in Feindes Hand, denn auch der Bischof von Lydda ward von einem Pfeilschuß durchbohrt.

Als sich die Christen auf die Höhe zurückzogen, hielt Fürst Aphdal an der Seite seines Vaters. „Sie fliehen!" rief der Jüngling freudig aus. „Schweig!" rief Saladin mit finsterer Miene. „Ehe nicht die Fahne des Königs sinkt, sind sie nicht geschlagen." Mit diesen Worten spornte der Sultan seinen Araber mitten unter den Haufen seiner Leibwache.

„Der Satan hilft diesen Franken!" schrie er, sich

mit der Hand am Barte fassend. „Auf, straft den Teufel Lügen!“

Wie rasend stürzten bei diesen Worten die Saracenen auf's Neue den Hügel aufwärts. Diesmal erreichten sie die Höhe, und auf dem Plateau entbrannte der wüthendste Kampf. Lange blieb er unentschieden, doch jetzt sank das Panier des Königs in Gautiers de Villeneuve's sterbender Hand. Ein Todesschreck bemächtigte sich der Truppen; sie glaubten der König sei gefallen. Wirklich war Guido in großer Gefahr, er focht in dichtem Gedränge. Nur zwei seiner Ritter und Klotar waren an seiner Seite; Alle im heftigsten Kampfe gegen vierfache Uebermacht. Ein riesengroßer Neger drang auf den König ein. Klotar stürzte seinem Herrn zu Hülfe, da saus'te ein Schwerthieb des Schwarzen herab, der Page sank tödtlich verwundet vom Pferde. „Ergreift den Mann mit dem gekrönten Helm! Es ist der König!“ rief mitten im Gedränge eine dem Monarchen wohlbekannte Stimme. Von allen Seiten stürzte man auf den Fürsten ein, er ward entwaffnet. — So wie der Ruf: „Der König ist gefangen!“ sich verbreitete, warf Alles die Schwerter weg. In stummer Verzweiflung, und ohne weitere Gegenwehr, ergab sich der Rest des Heeres den Saracenen. —

Es war eine halbe Stunde später, als der König, Rainald von Chatillon, Gerhard von Riderfort, Almerich von Lusignan, Honfroi von Toron, Joscelin von Courtenay, der Marquis von Montferrat, Hugo von Dschibele, der Marschall von Jerusalem, und noch andere Heereshäupter, als Gefangene in das Zelt des Sultans geführt wurden. Saladin ein schöner Mann, das Ideal eines Kriegers des Morgenlandes, saß auf einem Divan. Um ihn her sah man eine Menge Emire, deren Gesichtsfarbe sich von dem Schwarz des Negers aus Sudan bis zum Weiß des Kaukasiers abstufte. Dicht neben ihm stand sein Sohn Aphdal, und der Geschichtsschreiber Kemal ed Din, welcher der Nachwelt die Vorgänge dieses Tages aufgezeichnet hinterlassen hat.

So wie Guido in's Zelt trat, winkte ihm der Sultan freundlich, sich neben ihn auf dem Divan niederzulassen. Kemal ed Din nannte die Namen der vorgeführten vornehmen Gefangenen, und je zahlreicher diese waren, je heiterer ward das Gesicht Saladins; er grüßte jeden Einzelnen durch Neigung des Hauptes; nur als Rainalds Name genannt wurde, war sein Blick düster wie die Nacht. — Das Antlitz Guidos war todtenbleich, seine Zunge klebte vor Durst am Gaumen. Der Sultan bemerkte seine Er-

schöpfung; er winkte einem Sclaven, der einen Becher auf goldener Schlüssel trug.

„Erquicke Dich mit einem Trunk Sorbet, gekühlt mit dem Schnee der Berge;“ sagte er freundlich.

Guido trank, und gab sodann den Becher an Rainald von Chatillon, der ihm zunächst stand.

Wild sprang der Sultan von seinem Sitze auf.

„Du bist es, der ihm den Trunk bietet, nicht ich!“ schrie er heftig. „Aus meinem Becher soll der Verräther nicht trinken, der weder Treue noch Glauben hält!“

Der König wußte nicht, daß bei den Arabern der genossene Bissen oder ein Trunk, den Gefangenen unter den Schutz des Gastrechts stellt, und erbleichte.

„Nun,“ fuhr der Sultan zornig zu Rainald gewendet fort, „meinst Du nicht, daß ich die Sache des Propheten gerächt, und Deine Drohung, die heiligen Städte zu zerstören, zu nichte gemacht habe? — Erkläre Dich jetzt, Elender, ob Du zur Sühne auf der Stelle die Lehre des Islams annehmen willst.“

Ein festes „Nein“ war die Antwort.

„Fluch über Dich! Du sollst von meiner Hand sterben!“ schrie Saladin, riß den Säbel aus der Scheide, und führte wüthend einen Hieb nach dem

Halse des alten Mannes. Da er nur die Schulter getroffen hatte, so warfen sich zwei Leibwächter des Sultans auf den Unglücklichen, schleppten ihn zum Zelte hinaus und hieben ihn dort in Stücke.

Die blutige That schien Saladin zur Besinnung zu bringen. Als er in Guido's bleiches Gesicht blickte und das Zittern seiner Lippen bemerkte, sagte er mit einer Art Schaam:

„Fürchte Dich nicht! Es ist nicht Sitte, daß ein König den andern morde; aber dieser war ein Verräther. Allah hat ihn gerichtet."

Saladin stand jetzt auf, und nachdem er noch einige freundliche Worte zu Guido und den andern gesagt, wendete er sich zu den Emiren.

„Kemal ed Din," sprach er, „führe die Gefangenen in ein Zelt und setze ihnen Speise und Trank vor. Sie sollen sich stärken zur Reise nach Damask, und wehe Dem, der sie antastet! — Die übrigen Gefangenen gehören Dem, der sie erbeutet hat, die ausgenommen, die das Kreuz auf dem Mantel tragen. (Er meinte die Templer und Hospitaliter.) Ich will die Erde befreien von diesem unreinen Geschlecht."

Der unglückliche Fürst und seine Mitgefangenen wurden nun von dem Emir in ein benachbartes Zelt

geführt, um sich dort mit Speise und Trank zu erquicken. König Guido bat jedoch nach wenigen Augenblicken, daß man ihn nach dem Platze bringen möchte, wo Klotar an seiner Seite gefallen war. Er dachte dem Treuen Hülfe zu bringen, oder wenn dies unmöglich sein sollte, den Todten noch einmal zu sehn. Der Platz war um so leichter zu finden, als ein einzelner Felsblock am Fuße des Hügels ihn kenntlich machte. Schon von fern erblickte der König den Gefallenen. Er erkannte ihn von Weitem an den Farben der Kleidung. Der Page war todt. An seiner Seite kniete ein alter Kapellan des Bischofs von Accon, an der andern Seite stand ein Saracene, dicht in einen gelben Mantel gehüllt. So wie der König näher kam, that er einen lauten Schmerzensschrei. Sein Auge fiel auf die Leiche, in deren Brust eine weite Wunde klaffte. Geronnenes Blut bedeckte den schönsten — Frauenbusen.

„O Gott im Himmel!" rief der König, auf die Kniee stürzend. „Ist's möglich? Klotilde von Chateaublanc!"

„Ihr letztes Wort war Euer Name;" sagte der alte Priester. „Sie sagte mir sterbend, daß sie in den Kinderjahren Eure Verlobte gewesen, bei Cypern wunderbar aus einem Schiffbruche gerettet worden,

und am Tage Eurer Vermählung in Jerusalem angekommen sei. Da sie gelobt, ihr ganzes Leben Euch treu zu sein, so habe sie sich für ihren jüngern Bruder ausgegeben, und Euch als Page gedient."

Der König rang die Hände und weinte laut. Schluchzend drückte er die Lippen auf die kalte Stirn der Todten, Kemal ed Din konnte ihn nur dann bewegen sich zu erheben, als er mit seinem Dolche eine Locke von ihrem Haupte getrennt hatte. Dringend bat Guido den Saracenenanführer, in seinem Namen vom Sultan die Gunst zu erflehen, daß der Leichnam Klotildens nach Jerusalem geführt und dort beigesetzt würde. Weinend lös'te Guido noch die goldene Schnur seines Mantels, und breitete den letztern auf die theuren Reste. Eben wandte er sich, um nach dem Zelte zurückzukehren, als sein Auge auf den Saracenen fiel, den er bei der Leiche Klotildens getroffen hatte. Ein lauter Ruf des Abscheus entfuhr ihm, er erblickte die Züge Ivo's.

„Hebe Dich weg, Elender, von dieser heiligen Leiche!" schrie er heftig. „Ihr Leben, ja ihre ganze Seele, war Liebe, und die Deinige —"

„Ist voll Haß;" unterbrach ihn mit seiner gewöhnlichen Eiseskälte der ehemalige Templer. — „Was scheltet Ihr mich, König Guido?" fuhr er

ruhig fort. „Wenn der Glaube der Todten sie duldende Liebe lehrte, so lehrte der meinige mich kräftigen Haß. Ich ward als Moslem geboren, ich bin unter dem Templermantel Moslem geblieben und werde als solcher sterben. — Als die Christen meinen tapfern Vater mordeten, mich fortschleppten und wider Willen zum Christen machten, da schwur ich ihnen in meinem Herzen den unversöhnlichsten Haß. Dieser ist mit mir aufgewachsen, erstarkt, und er war das Oel das die Flamme meines Lebens nährte. Ich ward Templer, um dem Tempel so viel als in den Kräften des Einzelnen stehen würde zu schaden. Wußte ich doch, daß die Moslemin den Orden am meisten verabscheuten. Mein Einfluß, den ich bald gewann, lehrte mich, daß das Ziel, das ich mir gesteckt, zu klein sei, daß Allah mich vielleicht zum Werkzeug erkoren habe, das Reich der Christen im Morgenlande zu stürzen. Dies war von jetzt an mein einziger Gedanke. Er war es, der mich Euch aufsuchen, Euren Ehrgeiz stacheln, Euch erheben ließ. Euer Charakter, schwankend und schwach, weder gut noch böse, war hinreichend, um Verwirrung, wie ich sie brauchte — und wozu mir die Hauptmittel: Geburt, Schönheit oder Reichthum zu eigener Thätigkeit fehlten — anzurichten, und das Reich durch

Euch dem Untergange zuzuführen. Die Feilheit, der Stolz, die Zanksucht der Barone und der Ordensmeister, thaten das Uebrige. Was Euch anlangt, so haßte ich Euch nicht und liebte Euch nicht. Ich betrachtete Euch als das selbstgeschaffene Werkzeug, das ich zerbrechen wollte, wenn es Zeit sei. Als aber die Zeit herankam, da jammertet Ihr mich. Nur ungern zerbricht ja der Meister den Dolch, das Schwert, was er selbst geschmiedet! Dies war der Grund, warum ich Euch rieth, Euch mit Saladin zu verbinden, und unter seinem Schutz das kleine, für immer geschwächte Reich, fortzuregieren. Es war eine Schwäche, daß ich Euch dies Anerbieten that, ich fürchtete fast, daß Ihr es annehmen könntet, und dann gab es doch wieder Augenblicke, wo ich es wünschte. Ihr verwarft meinen Vorschlag, Ihr brachet unsern Bund, und ich athmete freier. Ihr selbst gabt mich meiner Aufgabe: Dem Hasse allein zu leben, wieder. Jetzt ist diese erfüllt. Nicht Ehrenstellen, die mir Saladin für meine Dienste anbot, sind es, die ich suche. Ich eile nach den Gränzen Armeniens; dort will ich über dem Grabe meiner Eltern eine Kuppel errichten, und daran schreiben: Sie sind gerächt."

Mit seiner gewöhnlichen Ruhe machte Ivo eine abschiednehmende Bewegung mit der Hand.

„Lebt wohl, König Guido!“ sagte er kalt, kehrte sich um, und bestieg wenige Schritte davon ein Roß, das ein Neger am Zügel hielt. Rasch spornte er den Renner über das Schlachtfeld. — —

Der traurigste Anblick erwartete den König, als er nach Verlauf weniger Stunden, nebst seinen vornehmen Mitgefangenen, nach Damaskus abgeführt wurde. Auf dem Plateau, wo das letzte Gemetzel stattgefunden hatte, waren die Krieger, welche dem Tode entronnen waren, wie eine große Heerde zusammengetrieben. Die Zeltstricke hatten nicht hingereicht, um die Männer aus den erlauchtesten Geschlechtern Frankreichs aneinander zu fesseln. Dreißig bis vierzig Ritter sah man an eine einzelne Zeltleine, wie eine Kuppel Thiere, gebunden, daherziehen; ein einziger, stumpf und thierisch aussehender Neger war hinreichend, die einst so stolzen Kämpen, als ihr Führer, vor sich her zu treiben. Der Abhang des Hügels war besäet mit weißen, rothbekreuzten Mänteln. Die einstigen Träger derselben lagen enthauptet umher. Eine lange Reihe kleiner Pyramiden war aus ihren Häuptern gebildet worden.

Es ist nöthig, einen Vorhang über die traurige Scene zu ziehen. — Der Fall des Reiches war mit der Schlacht von Hittin vollendet. Obwohl Balian von Ibelin die Hauptstadt tapfer vertheidigte, mußte sie sich am Ende dennoch ergeben. Saladin behandelte die Einwohner großmüthiger als die Kämpen, die ihm im Gefecht in die Hände gefallen waren, aber die Mauern Jerusalems wurden gebrochen, der Halbmond auf der Moschee Omars aufgepflanzt. — Obwohl Guido später aus der Gefangenschaft entlassen wurde, so war doch sein Dasein, bei dem verblichenen Glanz der Krone und dem darauf erfolgenden Tode seiner Gemahlin Sybille, nur ein trauriges, kummervolles. Auch der in Europa wieder aufflammende Enthusiasmus, die persönliche Erscheinung der drei mächtigsten Fürsten Europa's, des Kaisers Friedrich, Königs Philipp von Frankreich und des löwenherzigen Richards, vermochte nicht den Thron Gottfrieds von Bouillon wieder aufzurichten. Der Glanz, der ihn einst umgeben hatte, blieb „eine verlöschende Leuchte, ein gefallener Stern."

Der Buchstabe tödtet!

England expects that every man will do his duty!

Nelsons letzter Tagesbefehl.

James F. war der Sohn armer Eltern. Sein Vater, ein fleißiger Handwerker in einer Landstadt des westlichen Englands, hatte ihn für den Seedienst bestimmt. Der Knabe hatte bereits als Kajütenjunge eine transatlantische Reise zurückgelegt, er hatte Geschmack an seiner Laufbahn gefunden, als eine längere Krankheit ihn in's väterliche Haus zurückführte. Da er bei seiner Genesung, wegen Körperschwäche, nicht sogleich den beschwerlichen Dienst wieder antreten konnte, und während der Zeit die Schule besuchte, war der Pfarrer des Orts auf James aufmerksam geworden. Die leichte Fassungsgabe, der eminente Fleiß des Knaben, hatten seine Aufmerksamkeit erregt. Er fand, wie es schade sei, daß ein Talent wie dieses im Umgange mit rohen Matrosen untergehen solle, und da der Geistliche kinderlos und ein wohlhabender Mann war, so

beschloß er, sich des jungen Menschen anzunehmen. Er erbot sich, James auf seine Kosten studiren zu lassen, fügte jedoch die Bedingung bei, daß dieser die theologische oder juristische Karriere ergreifen müsse. Der Vater des Knaben war über das Anerbieten außerordentlich erfreut. Der Knabe kränkelte noch, seine Körperconstitution war eher schwach als stark zu nennen, wer konnte wissen, ob er nicht unter allen Umständen einst den Seedienst verlassen mußte, wenn er nicht dabei zu Grunde gehen sollte? Der Vorschlag ward deshalb mit größtem Danke angenommen. So erfreut indeß die Eltern waren, so that es James dennoch außerordentlich leid, daß er eine Laufbahn verlassen sollte, welche er angefangen hatte, lieb zu gewinnen. Er hatte sich bereits als Steuermann eines Kauffahrers, ja vielleicht gar als Offizier auf einem Kriegsschiffe gedacht, — waren doch die größten Helden Englands zuerst Kajütenjungen oder Matrosen auf Newcastler Kohlenschiffen gewesen — warum hätte ihm nicht auch ein solches Glück beschieert sein können? Der Wille der Eltern duldete indeß keinen Widerspruch, der Pfarrer war ein herzensguter, liebevoller Greis, und somit ergab sich James in das Schicksal, von Neuem auf der Schulbank Platz nehmen zu müssen. Obwohl er hier manchmal mit Seufzen an das mun-

tere Schiffsleben, an die bewegten Wogen, die flatternden Segel dachte, — bewegte sich doch hier nichts als der Bakel in der Hand des Rektors, und flatterte nichts als die Locken der mächtigen Perrücke, wenn er im Zorn das Haupt schüttelte — so begriff doch bald der helle Verstand des jungen Menschen, daß man auch anderweitig Gelegenheit finden könne sich auszuzeichnen, und er studirte mit solchem Eifer, daß er nach einer kurzen Reihe von Jahren, College und Universität mit den trefflichsten Zeugnissen verließ. Er arbeitete jetzt bei einem Advokaten, um sich auf sein Examen, das ihm zum Notar creiren sollte, vorzubereiten, und er war fast an diesem Ziele, als ihn drei harte Verluste trafen. Beide Eltern, so wie sein Wohlthäter der Pfarrer, starben kurz nach einander. Die Hinterlassenschaft der Ersteren war kaum hinreichend, sie unter die Erde zu bringen, der Tod des Letztern kam so schnell, daß der Pfarrer seinen Vorsatz, James im Testamente zu bedenken, unausgeführt gelassen hatte. James erbte nicht einen Pfennig, entfernte Verwandten des Geistlichen, denen Jener längst ein Dorn im Auge gewesen war, da sie durch ihn etwas einzubüßen glaubten, setzten sich sogleich in den Besitz der Verlassenschaft. Alles dies war ein Sporn mehr für den Jüngling, ein tüchtiger Mann in seinem

Fache zu werden. Es gab indeß noch einen andern Grund für sein angestrengtes Streben. Er hatte, ehe er die Universität verließ, ein Mädchen kennen lernen, dessen Bild seine ganze Seele erfüllte. Sie wohnte mit ihm in demselben Hause zu Oxford. Ihre Mutter, eine arme Offizierswittwe, hatte Alles gethan, um der Tochter eine Erziehung zu geben, mittelst welcher für den Fall, daß sie sich nicht verheirathen sollte, sie im Stande wäre, als Gouvernante ihren Unterhalt zu erwerben. Oft war James dem lieblichen Mädchen begegnet, wenn es, ein Buch oder ein Notenblatt in der Hand, die Treppe herabkam, aber erst später hatte er gewagt, sie zu grüßen, und es dauerte über ein Jahr, ehe er wagte die Hausgenossin anzureden. Ein Zufall hatte ihn mit der Mutter Anna's bekannt werden lassen, diese hatte eine weitläufige Verwandtschaft mit seinem Vater herausgefunden, und so erlaubte die alte, etwas geschwätzige Frau dem Vetter und Hausgenossen, sie zu besuchen. Aus diesem Besuche entsproßte eine nähere Bekanntschaft mit Anna Chalmers, die zu einer Liebschaft und endlich zu einer Verlobung führte. Nichts aber stand in so weiter Aussicht, als die daraus folgen sollende Heirath. Anna war einem vortheilhaften Engagement als Gouvernante in ein anständiges Haus nach London gefolgt, James arbei-

tete dort in der Kanzlei eines bedeutenden Advokaten; Beide erwarben sich so viel, um sich einzeln erhalten zu können; indeß um einen Hausstand zu bilden, waren die Einkünfte des jungen Mannes bei weitem nicht ausreichend. So wie James nach zurückgelegtem Examen sich selbstständig etablirt hatte, dachte er in allem Ernste an die Vollziehung einer Heirath, welche der jahrelangen Treue der Liebenden die Krone aufsetzen sollte. Er redete davon mit der Verlobten, aber Anna, verständig und durch die beschränkte Lage ihrer Mutter gewarnt, widersprach ihm sogleich. Sie bat den Verlobten, wenigstens ein Jahr noch die Heirath aufzuschieben. Während dieser Zeit, meinte sie, würde er sich eine lebendigere Praxis gründen, und dann nicht nöthig haben mit Besorgnissen der Zukunft entgegenzusehen. Außerdem, setzte sie hinzu, habe sich ihr seit Kurzem noch eine andere freundliche Aussicht eröffnet. Ihr Prinzipal, ein wohlhabender Mann, der James dem Rufe nach kenne und von ihrer Verlobung unterrichtet sei, habe ihr zugesagt, daß, wenn sie noch ein Jahr bei seinen Nichten verweilen wolle, er für einen Theil ihrer Ausstattung sorgen werde, auch habe er nicht undeutlich merken lassen, daß er in diesem Falle, kränklich und treuer Pflege bedürftig, wie er sei, in seinem Testamente ihrer gedenken wolle. Ob-

wohl diese Vorstellungen James im ersten Augenblicke unwillkommen waren, da sie die Erfüllung seines liebsten Wunsches auf ein Jahr verzögerten, so konnte er doch den verständigen Gründen, auf die sie basirt waren, nicht widerstehen, und er bat Anna nur noch, daß sie ihn mit ihrem Principal bekannt machen, und die Erlaubniß erwirken möchte, daß er sie in ihren Mußestunden, so oft sie es gestattete, besuchen dürfe. Dies geschah bald darauf. Mr. Gould, ein reicher Kaufmann, der sich indeß fast ganz von den Geschäften zurückgezogen hatte, und jetzt mehr von seinen Renten lebte, nahm James freundlich auf, und bald entspann sich zwischen dem alten Herrn und dem jungen Notar eine genauere Bekanntschaft. Gould übertrug ihm jetzt verschiedene Rechtssachen, welche James mit Treue und Pünktlichkeit besorgte, so daß ihn der Alte von Tage zu Tage immer lieber gewann, und ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. James war jetzt, so zu sagen, sein Factotum, und er besorgte für ihn fast alle, selbst die außergerichtlichen Geldgeschäfte. Letzteres brachte indeß dem jungen Manne auch manche Unannehmlichkeit zu Wege. Die hauptsächlichste war folgende. Gould hatte eine kinderlose Ehe geführt. Seine nächsten Verwandten waren die hinterlassenen Kinder eines banquerot gestorbenen Bruders, zwei Mädchen und

ein Sohn. Die Erstern lebten im Hause Goulds, sie waren fast erwachsen und wohlgerathen, der Sohn hatte zwar studirt aber nichts gelernt, spielte den Dandy und machte Schulden, die er nach dem Tode des Oheims von dessem Gelde zu bezahlen gedachte. Der Neffe hatte früher dann und wann einige Geschäfte für den Oheim, aber nie zu dessen Zufriedenheit, besorgt. Seitdem James in's Haus kam, hatte der Oheim dem Neffen keinen Auftrag mehr ertheilt, dieser war daher James, den er als einen Intriguanten ansah, spinnefeind. Auch Anna stand nicht am besten bei ihm angeschrieben, da sie einen gewissen Einfluß auf den Oheim auszuüben schien, ihm aber solchen zu einen Gunsten zu verwenden verweigert hatte. Er suchte deshalb auch die Schwestern gegen die Gouvernante einzunehmen, was ihm bei den sonst gutmüthigen aber etwas geistesbeschränkten Mädchen auch gelang. Anna, verständig wie sie war, sah sehr gut ein, daß sie unter solchen Umständen in allen Beziehungen mit größter Umsicht verfahren müsse, und sie bat deshalb James, sie nur in Gegenwart des Principals, der von ihrem Verhältniß völlig unterrichtet war, zu sehen, vor den Mädchen aber überhaupt nur als ein Verwandter, nicht als ihr Bräutigam, zu gelten. Obwohl der Neffe und die Mäd-

chen im Stillen überzeugt sein mochten, daß zwischen Anna und James ein Liebesverhältniß bestehe, so war dennoch der Brautstand Beider nicht entschieden ausgesprochen, auch zweifelten Jene nicht, daß solche wirklich mit einander im entfernten Grade verwandt wären.

Die Verhältnisse mochten auf die angegebene Weise etwa ein Jahr bestanden haben, James war ungemein thätig, und seine Praxis vermehrte sich zusehens. Er hatte ungefähr seit acht Tagen Goulds Haus nicht betreten, als er einen Zettel von seiner Hand empfing.

„Ich bin seit drei Tagen sehr unwohl,“ schrieb Gould. „Meine linke Seite ist beinahe gänzlich vom Schlage gelähmt. Kommen Sie heute noch zu mir. Ich habe ein nothwendiges Geschäft mit Ihnen abzumachen.“

„Gould.“

Kaum hatte James das Billet empfangen, als er zu dem Freunde eilte. Der Alte befand sich zwar außerhalb des Bettes — er saß in einem Lehnstuhl — aber er sah sehr angegriffen aus.

„Ich glaubte kaum, daß ich Sie noch einmal sehen würde;“ sagte er mit matter Stimme, und in-

dem er James freundlich die Hand reichte. „Erst heute habe ich mich etwas erholt, aber mein Uebel kann repetiren, und darum muß ich eilen, mein Haus zu bestellen, weil es noch Zeit ist."

James suchte ihm die trüben Vorstellungen zu benehmen, er meinte, jedes Geschäft würde ihn jetzt zu sehr anstrengen, er möge es, was es auch sein möge, bis den kommenden Tag, wo er vielleicht kräftiger sein würde, verschieben. Ueberdies, setzte der junge Mann noch hinzu, habe er binnen einer Stunde einen Termin, den er, wenn er nicht seinem Klienten schaden wolle, nicht verschieben könne, und der bis zum Abende dauern könne. Gould machte indeß eine verneinende Bewegung mit der Hand.

„Die Sache beunruhigt mich," sagte er. „Morgen kann es vielleicht schlimmer wie heute mit mir sein. Das Reden könnte mir noch schwerer wie heute fallen. Ich will mein Testament machen. Wenn Ihr Termin beendigt ist, können Sie es zu Hause aufsetzen und es mir morgen früh zur Unterschrift vorlegen. Notiren Sie sich jetzt im Allgemeinen den Inhalt, welcher sehr einfacher Natur ist." —

„Nach meinem Tode," fuhr er nach kurzer Pause fort, „soll mein Haus und Mobiliar verkauft und der Erlös zum Kapital geschlagen werden. Zwei Dritt-

theile davon erben meine Nichten. Sie empfangen das Geld nach erlangter Majorennität, oder wenn sie sich verheirathet haben. Mein Neffe ist ein Taugenichts, oder doch auf dem besten Wege, ein solcher zu werden, indeß will ich ihm — er ist einmal meines Bruders leiblicher Sohn — seinen Antheil nicht entziehen. Mit Ausnahme von tausend Pfund, über die ich, wie Sie gleich hören werden, anderweitig verfüge, bekommt er das dritte Drittheil. Weil ich aber voraussehen kann, daß, wenn er das Geld in seine Hände bekäme, in weniger als zwei Jahren kein Penny davon mehr übrig wäre, so erhält er nur die Nutznießung. Das Kapital geht nach seinem Tode an seine Kinder, hinterläßt er keine, an die Schwestern oder deren Kinder über. Jene tausend Pfund anlangend, so bestimme ich darüber Folgendes. Wie Sie wissen, hat sich Anna Chalmers meiner Nichten immer auf's Beste angenommen, und ich habe ihr versprochen, für ihre Ausstattung zu sorgen. So lieb es mir wäre, wenn meine Nichten unter deren Aufsicht blieben, so sehe ich doch voraus, daß dies Verhältniß nach meinem Tode aufhören wird, und ich gehöre nicht zu den Leuten, die da meinen, daß, weil sie ihren Erben einen Beutel mit Geld hinterlassen, sie auch das Recht haben, solche aus dem Grabe

heraus noch zu hofmeistern. Wie gesagt, weder Anna noch die Mädchen, werden das Verhältniß fortsetzen wollen. Bei alledem wäre es indeß doch möglich, und so bestimme ich Folgendes. Anna empfängt ein für allemal ein Legat von tausend Pfund — jene tausend Pfund nämlich, die mein Neffe weniger als seine Schwestern erhält. — Bleibt sie, unter gegenseitiger Zustimmung, noch ein oder mehrere Jahre bei dem Mädchen, so erwarte ich von meinen Nichten, daß sie ihr ein anständiges Gehalt — etwa hundert Pfund jährlich — aussetzen werden. Sie, mein Freund, ernenne ich zum Executor des Testaments. Für ihre Bemühungen im letzten Jahre, so wie für die Testamentsaufnahme, empfangen Sie hiermit diese Note von fünfhundert Pfund." — Er reichte ihm damit eine solche. — „Es ist dies so am kürzesten abgemacht, und bedarf da weiter keiner Berechnungen. — Noch Eins! — Fünfhundert Pfund vermache ich den Armen des Kirchspiels."

Während der Alte sprach, notirte sich James von Zeit zu Zeit etwas in sein Taschenbuch. So wie Gould ihm die Note hinreichte, sagte er erröthend:

„Verzeihen Sie, Sir! So viel betragen meine Dienste im vergangenen Jahre nicht. Auch die Aufnahme eines so einfachen Testamentes —"

„Nehmen Sie! — Nehmen Sie!“ unterbrach ihn Jener, ihm das Papier aufdringend. „Ich wollte Ihnen die unbedeutende Summe als ein kleines Legat vermachen, aber so ist es am besten. Wir bedürfen da keiner Zeugen.“

„Erlauben Sie mir noch eine Bemerkung hinsichts Ihres Neffen;“ fuhr James fort. „Sie nehmen ihm die Disposition über die Erbschaft auf Lebenszeit. Er ist indeß noch jung, er kann sich ändern, kann solider werden. Wäre dies der Fall, so könnte ihm die freie Verfügung über das Kapital von größtem Nutzen, ja da er jetzt Kaufmann ist, wenn er sich etabliren wollte, selbst nothwendig sein, indem eine bloße Rente, über deren Fond durch Substitution verfügt ist, keinen Kredit giebt.“

„Sie haben nicht Unrecht, und es ist schön von Ihnen, daß Sie zum Vortheil eines Menschen sprechen, der Ihnen vielleicht das Gegentheil zutrauen dürfte,“ erwiederte Gould nach einigem Nachdenken. „Wäre nur eine Wahrscheinlichkeit da, daß Francis sich ändern könnte, so würde ich ihn nicht so beschränken; diese ist indeß durchaus nicht vorhanden. In kurzer Zeit wäre das von mir sauer erworbene Geld durchgebracht, und er ein Bettler, der meinem Namen Schande brächte. — Nein, nein! Es bleibt so

wie ich gesagt habe. Morgen früh, spätestens um sechs Uhr, erwarte ich Sie mit dem Testamente."

James, um sich nochmals zu vergewissern, daß er den Alten in allen Punkten genau verstanden habe, ging diese nochmals einzeln mit ihm durch, und versprach dann zur festgesetzten Zeit sich pünktlich mit dem Instrumente zur Unterschrift einzufinden.

Auf dem Wege nach dem Hause, wo er seinen Klienten behufs des abzuhaltenden Termins treffen sollte, dachte er über das eben stattgefundene Gespräch nach. Er hielt die Gesundheitsumstände Goulds gar nicht für so gefährlich, als dieser selber meinte, doch beschloß er jedenfalls die Nacht zu Hülfe zu nehmen, um das Testament aufzusetzen, damit er zu bestimmter Zeit sich damit einstellen könne. Der Inhalt desselben war ihm hinsichts Anna's natürlich sehr erfreulich. Daß sie bei den Mädchen würde bleiben wollen, schien ihm noch unwahrscheinlicher, als daß diese wünschen würden, eine Aufseherin zu behalten, die sie ihrer Pflicht gemäß bald in Diesem, bald in Jenem hatte beschränken müssen. Jetzt wurde auch der Einwand, auf den Anna trotz allen Vorstellungen des jungen Mannes immer zurückgekommen war: die noch unvollständige Ausstattung, unhaltbar. Tausend Pfund, wozu er die eben empfangenen fünfhundert beifügen

konnte, gaben einen ganz hübschen Anfang zur Einrichtung der neuen Wirthschaft, auch blieb noch ein guter Fond zur Fortführung der letztern übrig. Diese und ähnliche Gedanken schossen dem jungen Notar durch den Kopf, und er hatte alle Noth, um sich solche, des eben abzuhaltenden Termins wegen, aus dem Sinne zu schlagen. —

Das zu verhandelnde Geschäft dauerte länger als James geglaubt. Es war längst Abend, ehe er wieder in seinem Logis anlangte. Er war hungrig, wie nur ein junger Mann seines Alters sein konnte, aber er war auch todtmüde zugleich. Erschöpft, wie er war, sollte er sich jetzt hinsetzen, um das Testament auszuarbeiten. Es war fast unmöglich.

„Ich schlafe bis Mitternacht!" sagte er zu sich selbst. „Von da an habe ich doppelt und dreifach Zeit, es zu concipiren, und die Reinschrift zu machen."

Eine Viertelstunde später befand er sich schon in den Armen eines festen gesunden Jugendschlafes. —

Als James zum erstenmale wieder die Augen öffnete, war es taghell im Zimmer.

„Um Gotteswillen! fünf Uhr!" rief er, und war mit einem Sprunge aus dem Bette, in wenigen Minuten später in den Kleidern.

Augenblicklich setzte er sich jetzt an den Schreibtisch und fing mit größter Hast seine Arbeit an.

„Es thut nichts!“ sagte er, um sich zu beruhigen, bald darauf zu sich selbst. „Eine halbe Stunde zum Concept, eine Viertelstunde zur Reinschrift, eine Viertelstunde für den Weg. — „Es geht noch ganz gut, und hat ja wohl überhaupt nicht solche Eile.“

Die Hast, mit der er arbeitete, verursachte indeß, daß er mehrmals dies und jenes Wort ausstreichen, ändern, zuletzt aber einen ganzen Satz einflicken mußte, der, ausdrücklich vom Gesetz vorgeschrieben, nicht fehlen durfte, und an den er in der großen Eile bei'm Concipiren nicht gedacht hatte.

„Halb sechs?“ rief er vergnügt einen Blick auf die Uhr werfend. „Ich komme ganz gut zurecht.“

Er begann eben die Reinschrift, als es heftig an der Klingel zog. Aergerlich sprang er auf, um zu sehen, wer da sei. Es war ein Diener Goulds.

„Sie sollen augenblicklich zu meinem Herrn kommen, und das Bewußte mitbringen,“ rief dieser athemlos. „Es geht schlecht mit ihm. Der Schlaganfall hat sich vor einer Viertelstunde wiederholt.“

„Ich komme! ich komme sogleich,“ erwiederte James erschrocken. „Sein Sie so gut und besorgen

Sie mir schnell den ersten besten Lohnwagen, den Sie finden können."

„Herr Gott, es kann zu spät werden, um die Reinschrift zu vollenden!" sprach James erschrocken zu sich selber. „Ich lasse ihn das Concept unterzeichnen! — Aber nein! dies geht nicht an," setzte er sogleich, nach einem Blicke auf das Papier, hinzu. „Es sind Worte ausgestrichen, geändert, ein ganzer Satz eingefügt. Das Testament wäre null und nichtig. — Rasch also abgeschrieben! Ehe der Wagen da ist, bin ich fertig."

Die Feder flog. — Bald warf der junge Mann einen Blick zum Fenster hinaus, bald sah er wieder nach der Uhr. Es dauerte eine Viertelstunde und zehn Minuten, ehe er fertig war. Tritte erschallten im Vorzimmer. James raffte das Papier zusammen und ergriff den Hut.

„Der Wagen ist da!" rief der eintretende Bediente. „Aber eben kommt der Kammerdiener mit diesem Briefe von Miß Anna. Der Herr ist —"

„Doch nicht todt?" rief James, und erbrach den Zettel.

Anna schrieb Folgendes:

„So eben ist Mr. Gould verschieden. — Gestern Abend war er wohler als den ganzen Tag vorher.

Er sprach mit mir über die Mädchen, er sagte ferner, er habe mir eine Ausstattung in seinem Testamente gesichert. Francis kam dann. Er sagte, er verreise auf drei Tage zu einem Wettrennen. Der Oheim zankte und schien sich gewaltig zu ärgern, ging aber ziemlich beruhigt zu Bett. Um fünf Uhr stürmt es an meiner Thüre. Der Kammerdiener sagt, der Herr liegt im Sterben. Ich eile hinab, die Mädchen mir nach. Er war noch bei Besinnung, seine Sprache aber fast unverständlich. „Der Notar James F." — „herkommen, sogleich" — „das Bewußte mitbringen" — war Alles, was ich vernehmen konnte. Er schien sehr unruhig, blickte stets nach der Thüre, das Bewußtsein schien zu schwinden. Plötzlich faßte er mich noch einmal bei der Hand, er nannte mit großer Anstrengung Ihren Namen, dann sagte er: — wenigstens verstand ich so — „wie ich ihm gesagt habe" und „es bleibt dabei." — Zehn Minuten darauf hörte er auf zu athmen. Er war todt. Ich bitte, daß Sie sich herbemühen, um die Versiegelung zu veranlassen, da Francis abwesend ist." —

James war außerordentlich erschrocken. Er raffte Alles zusammen, was er zu der in Rede stehenden gerichtlichen Handlung nöthig hatte, eilte die Treppe hinab, und stieg in den Wagen.

„Es ist noch nicht halb sieben Uhr!“ sprach er, um sich selbst zu beruhigen. „Was ist's auch weiter! Es ist ja Niemand vom Erbe ausgeschlossen. Das Testament hätte die gesetzlichen Bestimmungen fast gar nicht geändert, die Verfügungsbefugniß des Neffen ausgenommen. — Aber freilich,“ fuhr er nach mehrerem Nachdenken fort, „ich hätte früher dort sein können, wenn ich das Instrument Abends aufgesetzt hätte. Ueberdies hatte er mir gesagt, daß ich spätestens um sechs Uhr erscheinen solle. Ich hätte dort sein müssen. Und dann — Himmel und Erde! — die arme Anna! Sie kommt um die tausend Pfund. O mein Gott, daran habe ich gar nicht gedacht! O es ist abscheulich, unverantwortlich von mir, so gesäumt zu haben. Durch meine Schuld verliert sie den sicheren, durch jahrelange Bemühungen sauer erworbenen Lohn ihrer Bestrebungen!“ —

Ganz bestürzt langte der junge Mann in Goulds Hause an. Man führte ihn in das Nebenzimmer. Er fand Anna in Thränen, die beiden Mädchen in lebhafter Unterhaltung über den Trauerputz, über dessen Natur sie sich um so schwerer vereinigen konnten, weil die Eine brunett, die Andere blond, und auch die wichtige Frage: ob Madame Dochaseaux, Bondstreet, Nummer 9, oder Madame Giovanelli,

Strand, Nummer 12, geschmackvollere Desseins führe, zu entscheiden war. —

James trat zu dem Bette, worin die Leiche lag, er faßte Gould bei der Hand. Sie war bereits starr.

„Er schien sich noch mit Ihnen zu beschäftigen, „als ihm das Sprechen bereits fast unmöglich wurde, sagte Anna traurig. „Ein paar Mal nannte er Ihren Namen, und hob dann beide Hände empor, als ob er Sie dringend um etwas bitten wollte. Er hatte Sie immer sehr lieb, und sagte mir noch gestern: er habe Sie zum Executor seines Testaments ernannt, das bei Ihnen niedergelegt sei. Sie seien stets sehr pünktlich und zuverlässig, und mit seinem Willen genau vertraut."

Dem jungen Manne ging jedes Wort durch die Seele. Er konnte keine Sylbe erwiedern, und sammelte sich erst dann, als Anna von dem Geschäft anhob.

„Ich habe Sie bitten müssen, sich herzubemühen, um die Versiegelung zu besorgen," sagte sie „Mr. Francis kommt erst übermorgen zurück. Er ist heute Nacht abgereist. Ueberdies sind die Misses unmündig, sie haben keinen Vormund, da Herr Gould dies bis jetzt gewesen ist. Ich will keine Verantwortung hinsichts des Nachlasses haben, und würde mir über-

haupt wegen jeder Venrachlässigung, wodurch ein Anderer Verantwortung oder Schaden haben könnte, zeitlebens Vorwürfe machen. — Auch wegen der Anmeldung bei'm Coroner (Leichenbeschauer) wollte ich Sie bitten das Nöthige zu verfügen."

Jedes Wort, das Anna sprach, traf James wie ein Nadelstich. Welche Vorwürfe hatte er sich ihretwegen zu machen! Er eilte nur zu dem Geschäfte zu kommen, wegen dem er herberufen war.

Endlich war dieses beendigt, auch alles Andere besonders Dringende besorgt. Die Mädchen hatten sich für Madame Dechaseaux entschieden, und — wahrscheinlich um der Gouvernante zu eigen, daß ihr Reich sich seinem Ende nahe — dem Diener befohlen anspannen zu lassen, weil sie die „nöthigen Einkäufe" besorgen müßten. Anna schüttelte mit schmerzlich lächelnder Miene den Kopf, sagte aber nichts, und die jungen Damen hüpften zur Thüre hinaus.

„Sie sehen, mein Freund," sagte Jene zu James, „Mr. Gould ist kaum erkaltet, und man giebt mir bereits zu verstehen, daß ich lästig sei. — Der Verstorbene legte es mir zwar gestern noch sehr dringend an's Herz, einige Zeit bei seinen Nichten zu bleiben, ich erklärte ihm indeß offen und ehrlich, daß ich dies nicht zu thun gedächte, wenn diese es nicht dringend

wünschten. Daß daran nicht zu denken ist, sehen Sie wohl selbst. Auch Herr Gould sah es ein, daß es wohl so kommen würde, und er theilte mir noch mit, daß er mir in seinem Testamente tausend Pfund vermacht habe. Somit ist ja meine nächste Zukunft, und" — setzte sie zärtlich hinzu, indem sie dem jungen Manne die Hand reichte — „ich denke auch meine fernere gesichert."

„Ganz gewiß, theure Anna!" sagte James lebhaft. „Meine Geschäfte vermehren sich immer noch. Kann ich Ihnen auch jetzt kein glänzendes Loos bieten, so werden wir doch ohne Noth zu leiden durchkommen können. Binnen zwei bis drei Jahren — dafür glaube ich stehen zu können — wird mein Einkommen sich verdoppelt haben —

„Und bis dahin habe ich die Freude von meinem kleinen, ganz gewiß nicht mit Müssiggehen erworbenen Erbe, beizusteuern," unterbrach ihn Anna. „Wahrhaftig, blos deshalb ist mir die Erbschaft erwünscht. Sie trauen mir ohnehin wohl nicht zu, daß ich wie manche Andere meines Geschlechts ihre paar Schillinge an eine luxurieuse Ausstattung, die sich dann übel zu ihrer beschränkten Haushaltung paßt, wegwerfen würde."

James sagte seiner Braut noch einiges Zärtliche

und Verbindliche, aber — er dankte Gott, als er sich wieder auf dem Nachhausewege befand. Wie vernichtet warf er sich auf das Sopha, als er in seinem Zimmer angekommen war. Er machte sich die heftigsten Vorwürfe, ohne alle dringende Veranlassung — eine kleine Müdigkeit konnte nicht für eine solche gelten — zwei Menschen, die ihr vollstes Vertrauen in ihn gesetzt, getäuscht zu haben. Er recapitulirte sich Alles, was Anna ihm gesagt hatte. Jedes Wort fiel ihm mit Centnerlast auf's Herz. Gould hatte bis zum letzten Augenblick auf ihn gewartet. Wenn auch sprachlos, doch bei Besinnung, hatte er noch unterschreiben wollen. Es war entsetzlich.

„Und Anna! — Und die Armen! — O Gott, ich kann nicht den Gedanken ertragen, daß so Viele durch mich Verluste erdulden!“ rief er laut, und Thränen strömten über seine Wangen.

„Was wird Anna, was wird die Aermste erschrecken, wenn ich ihr sagen werde, wie die Sachen stehen, und wie Alles gekommen ist! Sie wird ihren Ohren nicht trauen wollen,“ rief er jammernd.

„Aber mein Gott,“ sagte er nach einer Weile, indem er sich ermattet in den vor dem Arbeitstische stehenden Lehnstuhl warf, „giebt es denn kein Mittel, meinen Fehler wieder gut zu machen?“

Seine Augen fielen auf die vor ihm liegende Reinschrift des Testaments, auf welcher — sonderbarer Zufall! — der Zettel lag, den ihm Gould am vorigen Tage geschrieben hatte, und den er doch ganz gewiß in ein Schubfach des Schreibtisches verschlossen zu haben glaubte. Der Zettel lag, wie absichtlich hingelegt, auf dem Platze, wo die Unterschrift Goulds hätte stehen müssen. Der Name glänzte ihm fast wie ein Stern in der Nacht in's Auge.

„Ha stündest Du doch hier!" rief er aus, mit dem Finger den Punkt berührend. „Könnte ich Dich doch auf das Papier herübertragen; das Blut aus meinen Adern gäbe ich als Dinte dazu her."

„Aber was hindert mich denn es zu thun?" sagte er und es war, als ob ein anderes Wesen ihm diese Worte zuflüsterte. „Meine Schrift ähnelt der seinigen außerordentlich. Diese paar Worte nachzumalen wäre eine wahre Kleinigkeit, und damit wäre Alles beseitigt."

„Aber nein!" sagte er sogleich, indem er zusammenschauderte. „Es wäre ein Falsum, ein Verbrechen, ein todeswürdiges Verbrechen." —

„Und dennoch," fuhr er nach einer Weile fort, „würde der Zweck nur die gänzliche Erfüllung des Willens des Testators sein. Ich kenne ihn ja ganz

genau, und ich bin fest überzeugt, daß wenn der Geist des Verstorbenen mich jetzt umschwebte, und mir ein Zeichen geben könnte, dies darin bestehen würde, jene paar Worte unter die Schrift zu setzen. Ich will doch einmal sehen, ob ich im Stande wäre, den Namen so genau hinzuschreiben, daß ihn Jeder für die Handschrift Goulds ansehen würde. Ich zerreiße sodann das Instrument."

Ohne sich eine besondere Mühe zu geben, schrieb der junge Mann den Namen, wie solcher auf dem vor ihm liegenden Zettel stand, unter das Instrument. Die Schrift glich jener so wunderbar, daß, wenn zehn Experten hätten ihr Urtheil aussprechen sollen, dies kein anderes gewesen wäre, als daß eine und dieselbe Hand Beides geschrieben habe. Es gab keinen Unterschied, der von einem menschlichen Auge zu bemerken gewesen wäre.

Dieser Umstand konnte selbst James nicht entgehen.

„Hier ist mehr als Zufall!" rief er aus. „Es ist, als ob Goulds Geist mir die Feder geführt hätte. Gewiß es ist sein letzter Wunsch gewesen, daß ich so handeln solle, und — bei Gott! — ich thue es. Die Handlung mag an sich ungesetzlich sein, aber mit dem bestimmten Willen des Testators trifft sie überein.

Wachte er vom Tode auf, er würde sie mir Dank wissen. Eine Menge Kummer und Verdruß wird dadurch verhütet. Komme es wie es wolle: ich übergebe das Testament als von Gould vollzogen."

Dies sagend, brach er es zusammen, siegelte es ein, und machte die Aufschrift. — —

Die Niederlegung so wie die Eröffnung eines Testaments ist in England und in Frankreich einfacherer Art, wie in manchen andern Ländern. Die erstere kann bei einem jeden vereideten Notar stattfinden. So behielt denn auch James das Testament bei sich, bis er in einigen Tagen Seitens Francis Goulds den Antrag zur Eröffnung erhielt. Das Herz klopfte James, als die Erben versammelt waren, er das Testament erbrach, und es vorzeigte, damit Jene die Unterschrift recognosciren könnten. Bei der Vorlesung zeigten sich auf den Gesichtern der Anwesenden sehr verschiedenartige Empfindungen. Anna weinte, die Mädchen bemühten sich gerührt zu erscheinen, ihre freudeglänzenden Augen widersprachen dem jedoch; die Blicke Francis Goulds waren düster wie die Nacht. Der Letztere nahm zuerst das Wort.

„Ich erkenne in diesem Testamente die Bestrebungen jener Personen wieder, die den Oheim stets gegen mich einzunehmen gesucht, und den Zwist ge-

flissentlich zu unterhalten getrachtet haben," sagte er giftig, indem er sein Auge von James zu Anna gleiten ließ. „Mögen sie sich überzeugt halten, daß es der glücklichste Tag meines Lebens sein würde, wenn ich Gelegenheit fände, ihnen ihre üblen Dienste wett zu machen. Glücklicherweise hat ihr Wirken seine Gränze erreicht. — Miß Anna Chalmers," setzte er, sich zu der Genannten wendend, hinzu, „meine Schwestern sind entschlossen mit mit zusammen zu wohnen. Eine geachtete Dame wird als deren Gesellschafterin morgen hier einziehen. Ich selbst werde gleichfalls mich in diesem Hause einquartiren. Sie sehen wohl, daß es uns etwas an Raum gebrechen würde. —"

„Dies darf durchaus nicht der Fall sein. Sie haben nichts zu fürchten, Sir," erwiederte Anna lächelnd. „Noch heute verlasse ich das Haus. Eine Freundin wird mich bei sich aufnehmen."

„Ich werde die Ehre haben dafür zu sorgen, daß Sie noch heute das Legat der tausend Pfund empfangen," sagte Francis frostig, und ging mit kurzer Verbeugung, ohne James nur eines Blickes zu würdigen, zur Thüre hinaus.

Schon nach Verlauf zweier Stunden erhielt Anna eine tausend Pfundnote, worüber sie sofort quittirte. Francis hatte bereits Anstalten getroffen, die

Bestimmung eines neuen Vormundes für die Schwestern, die Aushändigung der Instrumente über die Kapitalien des Nachlasses, die Aufnahme des Inventars auf's schleunigste zu besorgen, und es war natürlich, daß ihm James eben keine Hindernisse in den Weg legte. Schon des Tages darauf befand sich Anna, nach einem überaus frostigen Abschiede Seitens ihrer bisherigen Pflegebefohlenen, bei einer Freundin, deren Wohnung von James nicht weit entfernt war. — —

Sechs Monate vergingen. James drang immer mehr in Anna, daß ihre Verheirathung vollzogen werden möchte, und diese willigte endlich ein. Noch ein paar Wochen und sie waren Mann und Frau. Die Ehe begann unter den glücklichsten Auspicien. Die Geschäfte des jungen Notars nahmen von Tag zu Tage zu. Er erwarb sich nach und nach durch mehrere, mit großem Glück geführte, höchst schwierige Processe einen geachteten Namen. Es war kaum ein Jahr vergangen, als James einer der gesuchtesten Advokaten war. Besonders waren es seine Püntlichkeit und Uneigennützigkeit, die ihm einen solchen Ruf gründeten, daß seine Praxis eine der bedeutendsten der Stadt wurde. Jetzt war nicht nur jede trübe Aussicht in die Zukunft überwunden, sondern eine

komfortable Existenz, ja selbst der Erwerb eines Vermögens so gut wie gesichert. Aber nicht nur die äußern, sondern auch die inneren Verhältnisse der jungen Ehe waren höchst glücklich. James war der liebendste, der zuvorkommendste Gatte, Anna die freundlichste, die sorgsamste Hausfrau. Fehlte irgend etwas diese Ehe zur beneidenswerthesten zu machen, so war es die Geburt eines Kindes. Auch dieser Wunsch ward erfüllt, aber die Niederkunft war schwer, und das Kind — ein schöner Knabe — starb ein paar Tage nach der Geburt. Anna erholte sich nur langsam von den Folgen der Niederkunft, so wie von denen des Kummers über den Erstgebornen. Der Arzt rieth zu einer Reise in ein Seebad. Die junge Frau wollte sich nur dann dazu entschließen, wenn James einwilligte sie zu begleiten. Dies geschah. Der junge Mann hatte selbst eine Erholung von der angestrengten Arbeit nöthig. Vier Wochen in der schönen reinen Seeluft am Ufer des Meeres zu leben, war schon längst ein lieber Wunsch gewesen, um desto rascher wurde jetzt zur Ausführung des Vorhabens geschritten. In wenigen Tagen befand sich das Ehepaar an Ort und Stelle. Der Aufenthalt war für Beide höchst angenehm. Sie nahmen zwar nur wenig an dem bewegten Badeleben, den rauschenden Vergnügungen

Theil, aber desto mehr erfreuten sie sich an kleinen Land- und Wasserpartien. Zu beiden bot sich die Gelegenheit vielfältig dar. Der Ort war von einer Seite durch die See, von der andern durch ein Wäldchen begränzt, welches zu einem hübschen Park umgeschaffen worden war. Der Letztere war ein Lieblingsaufenthalt Anna's. Die alten Buchen, die dichten Boskets boten so schöne schattige Plätzchen, und die junge Frau liebte es, wenn sie sich auf einem Spaziergange ermüdet hatte, auf einem dergleichen neue Kräfte zu sammeln.

Es war in der Abendkühle nach einem heißen Tage, als Anna einst an der Seite des Gatten hier spazieren ging. Sie hatte James seit Mittag nicht gesehen. Ein Fremder aus London, mit dem er früher in Geschäften gestanden, hatte ihn aufgesucht, und James sich verpflichtet gehalten, ihm die Badeeinrichtungen zu zeigen. Die jungen Eheleute trafen, als es schon zu dämmern anfing, in dem Parke zusammen, und ließen sich endlich auf einer Bank zur Seite eines dichten Strauchwerks nieder. James war heute ungewöhnlich schweigsam.

„Du bist so ernst, mein theurer Freund," sagte Anna dem Gatten mit der Hand über die Stirn

fahrend. „Solche Falten habe ich hier noch nie bemerkt. — Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?“

„Allerdings, meine Anna,“ entgegnete der Gatte, einen Kuß auf ihre volle runde Hand drückend. „Etwas sehr Unangenehmes. Ich habe heute erfahren, daß ich in der Meinung, etwas Gutes zu thun, einem rechtschaffenen aber armen Manne zu seinem Rechte zu helfen, ein Unrecht begangen, und einem unmoralischen Menschen, vielleicht gar einem Schurken, geholfen habe, eine Schwindelei durchzuführen.“

„Du bist manchmal ein wenig hypochondrisch, und stets zu strenge gegen Dich selbst,“ erwiederte Anna lächelnd. „Die Sache ist gewiß nicht so arg, wie Du sie darstellst. Theile mir doch den Fall mit, wenn er von der Art ist, daß ich ihn zu fassen vermag.“

„Nichts ist leichter als das,“ erwiederte ihr Gatte. „Du weißt, daß mich ein Fremder heute aufgesucht. Nun gut. Der Mann heißt Thomas Wood, und ist ein Agent aus London. Ich hatte seine Sache zu führen gegen ein Handelshaus in Newcastle, und er wußte mir Alles so darzustellen, daß es mir zweifellos schien, wie man ihn hart behandelt habe. Ich spannte alle Kräfte für seine Sache an, und brachte es dahin, daß ihm der Gegner einen Vergleich

anbot. Das Gebot betrug kaum den zehnten Theil der bedeutenden Forderung, ich wollte es schon ohne Weiters zurückweisen, und theilte es, gewissermaßen nur als Notiz, meinem Klienten mit. Heute kommt er, um mir anzuzeigen, daß er es angenommen, und die Summe auch ausgezahlt erhalten habe. Dies kam mir sonderbar vor. Er hätte, wäre die Sache gewesen, wie er sie mir vorgestellt, wenn nicht das Ganze, doch unfehlbar den größten Theil der Summe erhalten müssen. Ich sage ihm heute darüber meine Ansicht, ich frage, warum er einen so elenden Vergleich geschlossen, wir gehen die Sache nochmals durch, er verwickelt sich in seinen Angaben und ich finde, daß die ganze Forderung eine Prellerei war, das Geschäft auf einer Schwindelei beruhte, und daß jenes Haus, bloß um den Kosten zu entgehen und aus dem ärgerlichen Handel zu kommen, ihm überhaupt einen Vergleich angeboten hatte. Ich war ganz empört und sagte dem Menschen meine Meinung, die er auch ganz ruhig anhörte, da ihm dergleichen schon mehrmals vorgekommen zu sein schien. Er wollte mir dann meine Bemühungen vergüten, ich wies das Geld natürlich mit Verachtung zurück. Er steckte es auch ganz ruhig wieder ein. Als ich mich von ihm trennte, ging er in den Pavillon an die Spielbank.

Wahrscheinlich hat er das Sündengeld verspielt. Ich gönne dem Bankhalter diesen Gewinn von ganzem Herzen, und es geschieht mir schon recht, daß ich umsonst gearbeitet und Auslagen dazu gehabt habe. Ich hätte vorsichtiger sein, gleich Anfangs strenger prüfen, und — was sich dann von selber versteht — die faule Sache nicht annehmen sollen."

„Dachte ich es doch gleich, und hatte ich doch Recht, als ich sagte, daß Du zu strenge gegen Dich bist," sagte Anna sanft und indem sie ihm freundlich die Hand drückte. „Der Mensch kann nichts weiter thun, als seiner besten Ueberzeugung, den edelsten Gefühlen des Herzens folgen. Dies hast Du in dem vorliegenden Falle gethan. Du hieltest die Sache für gerecht, Du dachtest einem Unterdrückten, einem Manne, dem Unrecht geschehen solle, zu seinem Rechte zu helfen —"

„Und," vollendete James bitter, „habe es dahin gebracht, daß mich dessen Gegner für einen ganz gewöhnlichen gewinnsüchtigen Advokaten, ja wohl für einen nichtswürdigen Rabulisten hält, dessen Hauptpraxis in dergleichen Sachen besteht. — Nein, nein, Anna! Deine Liebe sieht dies mit zu wohlwollendem Auge an. Unrecht abwenden, auf Grund bester Ueberzeugung, edlen Gefühlen des Herzens folgen! Alles

recht schön, und den Menschen, aber nicht auch den Juristen rechtfertigend. Dieser, wie der Richter, haben nicht zu fragen: „Was ist recht, was ist angemessen?" Sie müssen fragen: „Was sagt das Gesetz?" Dies allein muß ihre Richtschnur sein. Alles, was daneben oder darüber hinaus liegt, führt nur zu Irrthum und Verwirrung. Etwas kann an sich gut, moralisch recht, ja vortrefflich sein, aber es ist nicht gesetzlich, und der Jurist, der Richter, der nach Gefühlen, nicht nach den Gesetzen handelte, würde ein Verbrechen begehen. O, es liegt ein tiefer Sinn in dem alten Dictum: „Fiat justitia et pereat mundus."

„Ich kann mir den Fall nicht denken," versetzte Anna, „wo etwas, das vor der Moralität als Recht geltend, vor den Gesetzen ein Verbrechen sein sollte. Die Gesetze sind ja eben von der Moralität dictirt."

„Dennoch ist es der Fall, und ich kann wohl sagen, daß ich unter Tausenden darüber die beste Erfahrung gemacht habe," sagte James mit tiefem Seufzer.

„Du?" rief Anna lächelnd, „Du bist nicht im Stande gewesen, ein Unrecht, vielweniger ein Verbrechen zu begehen."

„Dennoch, meine Anna," erwiederte James.

„Ich that einst etwas, wo ich den strengsten Willen eines Klienten vollzog, wo ich überdies einem grausamen Unrecht vorbeugte, wo ich nicht den mindesten Vortheil für mich beabsichtigte, und wofür mich dennoch jeder Richter zum Tode verurtheilen würde."

„Nicht möglich!" rief seine Gattin mit Erstaunen. — „Aber nein! Ich glaube es nicht. Es ist nur einer Deiner hypochondrischen Momente, oder eine überstrenge Ansicht der Sache. Ich kann es nicht glauben, wenn ich nicht selbst darüber urtheilen kann."

„Warum dies nicht? — Du bist selbst darin verwickelt. Wenn auch nicht in das Vergehen, doch in die Angelegenheiten," versetzte James.

„Ich?" sagte Anna lachend. „Nun wahrhaftig, dies hätte ich mir nicht träumen lassen! — Du hast mich indeß so neugierig gemacht, daß ich darauf bestehen muß, daß Du mir die Sache ausführlich mittheilst."

James erzählte seiner Frau den Fall auf's Umständlichste. Er sagte ihr, welche Qual er empfunden, wenn er gedacht, daß sie um den sauer erworbenen Lohn ihrer Anstrengungen, die tausend Pfund, und die Ortsarmen um das ihnen bestimmte Legat kommen sollten. Er schilderte ihr, wie er erst als einen Versuch und mit dem festen Vorsatz, das Instrument

zu kassiren, Goulds Namen darunter gesetzt, es sodann aber als authentisch präsentirt habe. Obwohl nichts in demselben gestanden, als was der Testator ausdrücklich festgesetzt habe, obwohl anzunehmen sei, daß Gould die Schrift, wenn er nur noch einen Moment der Besinnung gehabt, ohne weiteres unterzeichnet haben würde, so sei die Handlung dennoch ein Verbrechen gewesen, und könne als ein warnendes Beispiel gelten, wie ein sonst redlicher Mann, in der Meinung eine gute That zu thun, sich hinreißen lassen könne, eine todeswürdige Handlung zu begehen.

Anna war nicht wenig bestürzt, daß es gerade ihre tausend Pfund gewesen waren, durch die ihr Gatte sich verleiten lassen, etwas, was ihm nach Jahren noch Unruhe verursachte, zu begehen, und sie war um so eifriger in dem Streben, ihn zu beruhigen. Ihr Gatte ließ sie ruhig ausreden, dann sagte er seufzend:

„Alles, was Du mir da sagst, habe ich mir selbst schon tausendmal gesagt. Ich habe nach Goulds Willen gehandelt, ich habe Unrecht zu verhüten gesucht, dennoch ist das, was ich gethan, eine verbrecherische Handlung, die ich mir nie vergeben werde, noch vergeben darf. Sie ist ein Brandmal, wenn auch ein unsichtbares, das ich an der Stirne trage.“

„Ist es damit auszutilgen, wenn ich Goulds

Erben die tausend Pfund zurückgebe?" fragte Anna rasch. „Es bedurfte dazu keiner Erklärung. Man könnte in einem anonymen Briefe sagen: es sei eine Summe, die Gould Jemandem geliehen habe."

„Nein, mein Kind," versetzte James, seiner Gattin die Hand drückend. „Ich erkenne Dein Anerbieten seinem vollen Werthe nach. Es hieße dies aber Dein wohlverdientes Eigenthum gegen Goulds Willen zum Fenster hinaus werfen. Ob Du den Erben die tausend Pfund, ob ich ihnen die fünfhundert, welche die Armen erhielten, sende, dies ändert nichts. Die freie Disposition, welche Francis durch das Testament verlor, ist diesem nicht wiederzugeben, ohne eine offene Erklärung des Factums, und eine solche hätte für mich — den Strang zu bedeuten."

Entsetzt sprang Anna von ihrem Sitze auf und beide Eheleute wandelten stumm ihrer Wohnung zu. —

Es war am folgenden Tage früh, als James, beschäftigt einen Brief zu schreiben, in seinem Zimmer sich befand, da Jemand an die Thüre klopfte, und ohne das „Herein" abzuwarten, gleich darauf eintrat. Der Eintretende war ein Mann mittlern Alters und von einer unangenehmen Physiognomie.

„Entschuldigen Sie, Sir, daß ich so unangemeldet mich nochmals bei Ihnen einfinde," sagte er mit

einem freundlich sein sollenden, doch ziemlich frechem Tone: „Sie schienen gestern nicht bei der besten Laune zu sein, ich denke indeß, daß Sie heute unser Verhältniß mit andern Augen betrachten werden.“

„Sie würden sich in dieser Voraussetzung gänzlich irren, Sir,“ erwiederte James sichtlich in Aerger. „Ich denke über jene Angelegenheit heute wie gestern, und bin also der Meinung, daß zwischen uns nie mehr ein Verhältniß statt finden kann.“

„Ei, ei, Sir!“ sagte der Mann ein wenig spöttisch; „ein Geschäftsmann — vor Allem ein Advokat — sollte das Wörtchen nie selten, oder wo möglich gar nicht brauchen. Niemand kann mit Sicherheit heute sagen, was er morgen thun wird. Hoffentlich machen wir noch manches Geschäft zusammen, wobei wir uns alle Beide nicht übel befinden werden.“

„Es thut mir leid, Sir, diese Hoffnung von vorn herein als eine grundlose bezeichnen zu müssen,“ versetzte der Notar mit frostigem Tone. „Ich sollte glauben, seit gestern Abend würden Sie selbst dieser Meinung sein.“

„Meiner Treu, Sir,“ rief der Mann mit frechem Lachen, „eben seit gestern Abend bin ich der Meinung, daß unsere gemeinschaftlichen Geschäfte erst recht angehen werden. — Um Ihnen zu zeigen, wie fest diese

Ueberzeugung bei mir wurzelt, bitte ich Sie mir fünfzig Pfund zu leihen. Man hat mich drüben am grünen Tische rein ausgeschält, ich kann ohne Geld nicht bis nach Hause kommen."

„Es thut mir leid Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können," entgegnete James nur mit Mühe an sich haltend. „Ich habe nicht mehr Geld, als ich eben selber brauche, und — offen gestanden — hätte ich welches, ich borgte Ihnen dennoch keines."

„Und warum dies, Sir, wenn ich fragen darf?" sagte Jener mit frecher Ruhe, und James starr in's Gesicht sehend.

Der Notar war ganz empört von der Art und Weise dieses Benehmens. Der Zorn überzog mit dunkler Röthe sein schönes männliches Gesicht.

„Warum, Mr. Thomas Wood?" rief er heftig. „Erstens weil ich nicht will, zweitens weil ich keinem Spieler Geld leihe, drittens weil Ihr Verfahren in der Sache, welche ich für Sie geführt habe, ein so unmoralisches, so gänzlich unehrenhaftes war, daß ich mit Ihnen auf keine Weise mehr etwas zu schaffen haben will."

„So?" sagte Wood mit Kälte und die Arme über einander schlagend. „Das also sind ihre Gründe. Sie scheinen mir indeß nicht haltbar, und ich hoffe

sie genügend widerlegen zu können. Der erste war: Sie wollen mir kein Geld leihen. Nun wissen Sie aber, Sir, der Mensch muß oft thun, wozu er keine Lust hat. Zweitens, sagten Sie, leihen Sie keinem Spieler. Ich bin indeß kein solcher, und ein Jurist sollte nicht mit Bezeichnungen so leicht bei der Hand sein, wegen deren man ihn injuriarum belangen könnte. Drittens, meinten Sie, sei mein Benehmen gegen Kooke et Compagnie ein unmoralisches und unehrenhaftes gewesen. Nun frage ich Sie aber, Sir, der Sie Jurist sind: Soll ein solcher nach seinen Gefühlen urtheilen? Soll er fragen: was ist recht? Was ist angemessen? Oder soll er fragen: was ist gesetzlich? Daß die Gesetze für mich waren, daß ich den Gegner nicht zu einem Vergleiche zwingen konnte, daß er mir solchen anbot, und ich in meinem Recht war ihn anzunehmen, wissen Sie auch. Was ist's also, daß Sie mir als Jurist vorwerfen können?"

James schrack bei der Rede Woods sichtbar zusammen. Dies waren die nämlichen Worte, die er am vorigen Abend gegen Anna gebraucht hatte. Er sammelte sich jedoch sogleich wieder, indem er dieses Uebereintreffen nur als rein zufällig betrachten mußte.

„Ich glaube, Sir," sagte James sichtlich im

Aerger, „daß zwischen den gesetzlichen und moralischen Ueberzeugungen, und meinem freien Willen, ob ich mit Ihnen ferner noch etwas zu schaffen haben, und namentlich Ihnen Geld leihen will, nicht die geringste Verbindung stattfindet."

„Dies dürfte dennoch mehr, als Sie meinen, der Fall sein," erwiederte Jener mit großer Ruhe. „Lassen wir dieß indeß. Die fünfzig Pfund sind mir jetzt ganz besonders nöthig, und so bitte ich Sie nochmals mir solche zu leihen."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich dies nicht im Stande bin," entgegnete der Notar kurz.

„Es ist keine bedeutende Summe, Sir," sprach Jener, indem er ihn fest anblickte. „Es würde Ihnen etwas Leichtes sein, sie mir vorzustrecken, wir würden dadurch wieder mit einander in ein gutes Verhältniß kommen, und es dürfte vielleicht eine Zeit eintreten, wo Sie sich sehr gratuliren würden, mir diese Bitte nicht abgeschlagen zu haben."

„Ich muß Sie sehr bitten, Sir, mich wegen dem Gelde nicht weiter zu behelligen," sprach der Notar immer verdrießlicher. „Ich habe überdies ein dringendes Geschäft —"

„Es giebt keins, das dringender wäre für mich und Sie, als das in Rede stehende," unterbrach ihn

der Vorige keck. „Sie würden mich in große Verlegenheit bringen, wenn Sie mich ohne die funfzig Pfund fortschickten, und — so wahr Gott lebt! — Sie würden es ewig zu bereuen haben."

Die Miene des Mannes nahm bei den letzten Worten einen drohenden Ausdruck an.

„Ich ersuche Sie mich diesen Augenblick zu verlassen!" fuhr James, empört von dessen Frechheit, auf.

„Sie schlagen mir also durchaus die Bitte ab?" fragte Jener mit blitzendem Auge.

„Durchaus! — Nicht einen Heller erhalten Sie;" rief James heftig. „Nochmals bitte ich Sie, sich zu entfernen."

„Was? Sie weisen mir die Thüre?" rief Wood mit grimmigem Lachen. „Nun, ich gehe, Sir! — Bedenken Sie aber, daß, wenn ich einmal hinausgehe, ich nicht wieder zurückkehre, und wenn Sie mich auf den Knieen darum bäten. — Zum letztenmale frage ich Sie noch: Wollen Sie mir die funfzig Pfund leihen oder nicht?"

„Beim Teufel nein!" schrie James auf ihn losgehend. „Fort; — Hinaus! — Ich werfe Sie die Treppe hinab!"

„Mich? — die Treppe?" schrie Jener mit grim-

migem Gelächter. „Ich werde Sie springen lassen! Eine Stufe zwar nur, aber diese wird so hoch sein, daß Sie keinen Boden unter den Füssen fühlen werden.“ —

„Hinaus Schurke! — Elender Spieler, hinaus!“ rief James wüthend, indem er Jenen bei der Brust zu packen suchte.

„Gemach! — Bemühen Sie sich nicht! — Denken Sie lieber an Goulds Testament,“ rief Wood mit Hohngelächter, und eilte zur Thüre hinaus.

James wollte ihm nacheilen, plötzlich aber blieb er wie angewurzelt stehen, schrie laut auf, und stürzte wie leblos auf das Sopha.

„Wache ich? Träume ich?“ sagte er nach einer Weile, indem er, wie aus einem Traume aufschreckend, mit der Hand über die Augen fuhr. „Sprach der Abscheuliche nicht von Goulds Testamente? — Gott, wenn er die Sache von wegen der Unterschrift erfahren hätte! — Aber das ist ja unmöglich, rein unmöglich. Dies weiß ja Niemand wie ich allein. — Nein,“ fuhr er nach einer Pause fort, „auch Anna weiß darum. — Gleichviel. Ueber deren Lippen kommt kein Wort. Sie erfuhr es auch erst gestern Abend. Sie kann keine Unvorsichtigkeit begangen haben.“

James sprang auf. Er ging eine Weile im Zimmer auf und ab.

„Wie kindisch ich bin:" sagte er dann ruhiger. „Ich muß ihn mißverstanden haben. Gott weiß, was er gesagt hat. Offenbar habe ich ihn falsch verstanden. — Oder, wenn er auch wirklich von Goulds Testamente geredet haben sollte — wer weiß, was er damit gemeint hat? Vielleicht hat er erfahren, daß ich im Testamente als Executor desselben genannt ward, ohne daß mir darin ein Legat ausgesetzt war. Sollte er dies als einen Mangel an Gewandtheit bei der Aufnahme angesehen, und mir dies haben vorrücken wollen? — Dies scheint aber auch nicht wahrscheinlich. — Nein, nein! Ich muß ihn mißverstanden haben."

James quälte sich so noch eine Weile. Er beschloß indeß Anna kein Wort von der Sache zu sagen, und als er beim Mittagessen zufällig vernahm, daß sie den ganzen Morgen nicht ihr Zimmer verlassen, ja von dem Besuche jenes Mannes nicht das Geringste gewußt habe, so schlug er sich die Sache bald aus dem Sinne. Als das Ehepaar nach einigen Tagen den Badeort verließ, um wieder in die Heimath zurückzukehren, dachte er kaum mehr an den Vorgang. —

Es mochten etwa drei Wochen seit seiner Rückkehr vergangen sein; der junge Mann war so von Geschäften überhäuft, daß er sie kaum mehr bewältigen konnte, als er eines Morgens das Haus verließ, um sich nach dem Gerichtslocal zu begeben. Er hatte kaum die Strasse betreten, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte.

„Mr. James F.," sagte eine halblaute Stimme neben ihm, „im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie, und ersuche Sie, mir in's Gefängniß zu folgen."

Erschrocken blickte er sich um, und sah einen ihm wohlbekannten Mann, der es kaum nöthig gehabt hätte, einen kleinen weißen Stab hervorzuziehen, um sich ihm als Konstabler kenntlich zu machen.

„Wie?" sprach James erschrocken. „Sie müssen sich irren, Sir. Es kann nur ein Irrthum sein."

„Leider nein!" erwiederte Jener, ein Alter mit freundlicher, aber sorgenvoller Miene. „Es liegt eine Kriminalklage gegen Sie vor, Mr. James F."

„Wohl, ich folge Ihnen! — Es findet dennoch ein Irrthum statt, der bald sich aufklären muß," versetzte der junge Mann.

Bald waren sie an Ort und Stelle.

„Führen Sie mich zu dem Oberrichter, Sir,"

sagte James ruhig zu seinem Begleiter. „Ich werde Kaution leisten und Bürgen stellen."

„Das will ich gern thun, Sir," versetzte sanft und mit betrübtem Tone der alte Mann. „Ich fürchte indeß, es wird Ihnen nichts helfen. Sie wissen — Sie sind ja selbst Advokat, und kennen die Gesetze — daß für solchen Fall keine Bürgschaft zulässig ist."

„Für welchen Fall?" fragte James bestürzt.

„Für Verfälschung gerichtlicher Urkunden. Die Sache betrifft ein falsches Testament. — Sie sind auf Tod und Leben angeklagt."

James stürzte ohnmächtig zu Boden. —

Wenige Wochen darauf stand der Notar vor den Assisen. Der Gegenstand betraf eine Klage von Seiten Francis Goulds. Dieser sagte in derselben: Der Notar F. habe ein falsches Testament verfertigt, vermöge welchem Francis der Disposition über das von seinem Oheim ererbte Vermögen beraubt worden, und dadurch als Kaufmann in großen Nachtheil gekommen sei. Jedenfalls habe der Notar die Fälschung deshalb vorgenommen, weil er dadurch seiner damaligen Verlobten tausend Pfund verschaffen wollen, eine Absicht, die ziemlich deutlich aus der bis zu diesem Zeitpunkt verheimlichten, dann aber öffentlich declarirten Verlobung hervorgehe. Er trage nun auf kriminelle

Bestrafung des Verbrechens der Fälschung an, erkläre jedoch dabei, daß er die Rückerstattung der tausend Pfund von der ehemaligen Anna Chalmers, jetzt verehlichten F., nicht verlange, weil er sich erinnere, daß sein verstorbener Oheim ihr versprochen, für ihre Ausstattung zu sorgen. Dieser Erklärung schlossen sich auch die beiden Schwestern an.

Als Zeuge gegen James erschien Thomas Wood. Dieser sagte Folgendes aus: Er habe früher mit dem Notar in Geschäften gestanden, und sei einer Schlußberechnung wegen ihm in das Seebad N. nachgereist. Nach abgemachtem Geschäft sei er Abends in dem Park spazieren gegangen, und da ihm plötzlich ein Schwindel, dem er öfters unterworfen, angekommen sei, so habe er sich, um den unangenehmen Moment vorübergehen zu lassen, hinter einem Strauche niedergelegt. Ein paar Minuten später habe sich der Notar F., welcher, wie es geschienen, mit seiner Frau gleichfalls in einem Spaziergange begriffen gewesen, auf eine Bank dicht zur Seite des Strauches und ohne ihn, Thomas Wood, zu bemerken, niedergelassen, und der Notar habe seiner Frau ausführlich mitgetheilt, daß er die Unterschrift unter dem Testament, nachdem der Kaufmann Gould bereits verstorben, nachgemacht, und das Testament als ächt präsentirt habe.

Der Notar F. sei der Sträflichkeit der Handlung bewußt gewesen, denn er habe sie „ein todeswürdiges Verbrechen“ genannt, und beigefügt, daß sie ein „unsichtbares Brandmal sei, was er an der Stirn trage.“ — Lange, so schloß Wood seine Aussage, habe er mit sich gekämpft, was er thun, ob er das Gehörte entdecken solle oder nicht, endlich aber, als er nach Erkundigungen vernommen, daß Francis Gould, der ein sehr ehrenwerther junger Kaufmann wäre, durch das Testament in großen Schaden gekommen sei, habe er es für eine Gewissenssache gehalten, diesem davon Anzeige zu machen.

James F. war zwar, als er vor dem Geschwornengericht erschien, sehr niedergeschlagen, sein Gesicht mit Todtenblässe überzogen, aber er benahm sich sonst auf würdige Weise. Als er gefragt wurde: ob er sich des Verbrechens der Fälschung schuldig bekenne oder nicht? antwortete er mit zitternder Stimme: Schuldig; doch habe er einige Milderungsgründe anzuführen.

Er erklärte nun: obwohl er beweisen könne, daß der Zeuge, von Rachsucht getrieben, sein Feind und überhaupt ein unmoralischer Mensch sei, so müsse er dennoch einräumen, daß in diesem Falle die Aussage vollkommen begründet wäre. Er setzte nun weitläufig

auseinander, wie Alles gekommen, wie er keinen Vortheil für sich beabsichtigt habe, sondern nur ein Unrecht verhüten wollen, das durch eine Säumniß von seiner Seite entstanden sei. Er sagte schlüßlich, daß Alles dieses, wie er sehr wohl wisse, nicht hinreichend sei, um von Seiten der Geschwornen seine Freisprechung zu bewirken, daß er aber die Richter bäte, ihr Urtheil so zu fällen, wie er in gleichem Falle es seinem Gewissen nach als Rechtskundiger abzugeben sich verpflichtet halten würde.

Es konnte unter obwaltenden Umständen, und nachdem James sein Vergehen offen eingestanden, nicht fehlen, daß von Seiten der Geschwornen einstimmig das: „Schuldig" über ihn ausgesprochen wurde. Er hörte diesen Ausspruch mit ruhiger Fassung an, als aber der Oberrichter nach altem Brauche die Strafe mit folgenden Worten verkündigte: „Er soll an seinem Halse aufgehangen werden bis er todt, todt, todt ist," da erröthete und erbleichte er, und schien sich kaum auf seinen Füßen halten zu können. —

Es war ein paar Tage später, als die unglückliche Gattin des Notars in tiefer Trauer, und von einer Freundin unterstützt, mit wankendem Schritt die Haupttreppe des St. Jamespallasts herabstieg. Sie

war blaß wie eine Todte, ihre Lippen zuckten krampfhaft, sie hielt ein Papier in der Hand.

Man hatte der armen Anna gerathen, sich mit einer Bittschrift an den alten guten König Georg zu wenden, indem dies der einzige Weg sei, auf dem die Todesstrafe ihres Mannes in lebenslängliche Deporation nach Botanybay verwandelt werden könnte. Die Richter hatten zwar in dem offenen Eingeständnisse des Unglücklichen Milderungsgründe gefunden, aber der Lordkanzler hatte erklärt: wie er es nicht übernehmen könne, dem Könige Begnadigung anzurathen, weil Testamentsfälschung ein so großes Verbrechen sei, daß, wenn hier Begnadigung stattfände, sich die üblen Folgen bei künftigen Fällen gar nicht würden übersehen lassen. Anna hatte nun heute den schweren Schritt gethan. Sie hatte bei Georg dem Dritten um eine Audienz gebeten. Der König, so mild er aber auch war, hatte ihr durch den Lord Oberkammerherrn andeuten lassen, daß er die Bittschrift nicht annehmen könne, indem bei einem Verbrechen dieser Art keine Gnade obwalten könne. Als Anna am Fuße der Treppe angekommen war, wurde sie so schwach, daß ihr eine Ohnmacht anwandelte. Ein mitleidiger Lakay, der eben zugegen war, eilte ihr einen Stuhl zu bringen, und ging dann, um et-

was Stärkendes zu holen. Einige Menschen hatten sich, theils aus Neugier, theils aus Theilnahme versammelt, als ein Mann von mittleren Jahren, in einfachem blauen Frack, in's Haus trat, und da er den Zusammenlauf sah, fragte, was vorgehe? Der Mann war von mittlerer Statur, hager, einäugig, auch fehlte ihm der rechte Arm. Da er seine Frage zufällig an die Freundin Anna's richtete, so sagte ihm diese mit wenigen Worten, wer die Leidende sei, so wie die Ursache ihres Grames. Der Unbekannte hörte sie aufmerksam an.

„Ich habe von der unglücklichen Geschichte etwas in den Zeitungen gelesen," sagte er sodann. „Also James F. heißt der Mann? Sagen Sie mir, Madame, hatte er vielleicht einen Bruder, der sich vor einigen zwanzig Jahren als Knabe — als Kajütenjunge — auf dem „Lowestoffe," einer Kriegsbrigg befand?"

„Er ist es selbst, Sir;" erwiederte diese. „Er begann seine Laufbahn im Seedienst. Später studirte er und ward Advokat. — O hätte er doch jene Karriere fortgesetzt!"

Der Fremde hatte einige Momente scheinbar in tiefem Nachdenken zugebracht.

„Madame," sagte er sodann, „geben Sie mir

die Bittschrift, die für den König bestimmt war. Vielleicht gelingt es mir dennoch sie in seine Hände zu bringen, oder jenem unglücklichen Manne auf andere Art nützlich zu werden."

„O Sir, wenn dies möglich wäre!" rief Jene freudig, indem sie dem Fremden die Bittschrift hinreichte. „Sie würden sich ewig dankbare Herzen —"

„Hoffen Sie nicht zu viel!" unterbrach sie der Unbekannte. „Es ist eine trostlose Sache, aber ich will versuchen, was sich thun läßt."

Mit den letzten Worten machte er eine leichte Verbeugung, warf einen mitleidigen Blick auf Anna, und stieg rasch die Treppe empor.

Anna's Freundin fragte vergeblich, wer der Fremde gewesen sei. Einige hatten ihn gar nicht bemerkt, Andere meinten, er sei ein Offizier, dessen Namen sie nicht wüßten.

Obgleich Anna's Freundin der Unglücklichen einen Strahl von Hoffnung in die Seele zu pflanzen suchte, so war ihr Bestreben dennoch umsonst. Sie jammerte entweder laut, oder saß tagelang stumm und ohne ein Wort zu sprechen da. Bei alledem schien es gut, daß sie sich keiner vergeblichen Hoffnung hingegeben hatte. Eine traurige Nichterfüllung derselben würde sie nur noch elender gemacht haben.

Wirklich erschien eines Tages folgende Anzeige im „Morning Chronicle.“

„Gestern früh sechs Uhr wurde der Notar James F. zu Newcastle mittelst des Stranges hingerichtet. — Aus Rücksicht auf seine Familie hatte Sr. Majestät gestattet, daß bei dem traurigen Act das Haupt des Verbrechers mit einem schwarzen Schleier umhüllt war.“

Kurze Zeit nach dem Tode des Notars verschwand auch dessen Witwe aus ihrer Heimath. Man sagte, daß sie nach Amerika zu entfernten Verwandten abgereist sei. — — —

Es war einige Jahre später, als eine englische Flotte von siebenundzwanzig Linienschiffen und drei Fregatten mit günstigem Winde, einige Seemeilen von der spanischen Küste entfernt, dahinsteuerte. Es war eine gar stattliche Armada. In der Mitte befand sich der Dreidecker „the Victory,“ ein herrliches Schiff. Das stolze Gebäude trug die Flagge Nelsons, jenes Banner, das nie anders als zum Siege geweht. Nicht weit davon sah man ein anderes Linienschiff, auf welchem die Flagge des zweiten Befehlshabers, des Admiral Collingwood, aufgepflanzt war. Die Sonne glänzte an dem tiefblauen Himmelsgewölbe das sich über die nahe Küste Afrika's wölbte. Eben stiegen

zwei Männer die Kajütentreppe der „Victory" herauf. Der eine war ein Mann in blauem Ueberrock und weißer Weste. Eine leichte Mütze deckte sein Haupt, das, obwohl er noch im kräftigen Lebensalter war, dennoch bereits zu ergrauen anfing. Die Züge des Mannes waren hager und sehr ernst. Ihm fehlte ein Auge und der rechte Arm. Der leere Aermel war in einen Knopf an der Brust befestigt. Der Zweite, der auf dem Deck Erscheinenden, war ein Seeoffizier in voller Uniform. Er war von kühnen, aber sehr angenehmen Zügen, und etwas jünger als der Vorige. Er zeigte, als Beide, auf dem Hinterdeck angekommen waren, schweigend nach einem kleinen Schiffe am Horizonte, das sich mit vollen Segeln zu nahen schien, und ging dann, ein Fernrohr zu holen, das auf einem Feldstuhle lag. Mehrere Minuten blickte er hindurch, dann rief er plötzlich:

„Das Avisschiff signalisirt!"

„Nun?" sagte der Andere mit dem gespannten Tone der Erwartung.

„Sie sind ausgelaufen! — Sie nahen in Schlachtordnung, und in Form eines Halbmonds! —"

„Hardy," rief der Andere, und sein düsteres Gesicht überflog ein Strahl der Freude wie ein Blitz

aus dunkler Wolke, „sein Sie versichert, wir nehmen heut wenigstens zwanzig Schiffe!“

Das heransegelnde Schiffchen näherte sich indeß immer mehr. Es trug eine solche Leinwandpyramide an den Masten, daß sie den Rumpf des Schiffes fast verschwinden ließ. In weniger als einer Viertelstunde sah man den Schaum, den der kleine Renner vor sich auftrieb, wie einen weißen Ballen vor dem Vorderste- ven einherbrausen. Jetzt befand es sich in der Nähe der „Victory,“ ein Offizier warf sich in eine Scha- luppe, und bald war er am Bord des Admiralschiffs.

Der Ankommende hatte ein sehr eigenthümliches Aeußere. Er war ein hagerer Mann, der kaum vier- zig Jahre zählen konnte, aber sein Haar war beinah gänzlich ergraut. Seine Züge waren regelmäßig, fast schön zu nennen, aber sie waren todtenbleich, man sah nicht eine Spur von Farbe. Sonderbar kontra- stirte damit das feurige lebhafte Auge. Wer längere Zeit in dieses blickte, würde den Ausdruck desselben als todesmuthig, aber zugleich als schmerzhaft be- zeichnet haben. Für die letztere Bezeichnung sprach auch ein eigenthümliches, öfters wiederkehrendes Zucken der feinen geschlossenen Lippen. Der Mann trug die Uniform und die Abzeichen eines Marinelieutenants.

„Mylord,“ sagte er, indem er sich dem Einar-

migen mit einer militärischen Verbeugung näherte, „die vereinigte französische und spanische Flotte ist ausgelaufen; in wenig Minuten muß man die Spitzen ihrer Masten erblicken. Sie naht in Schlachtordnung, halbmondförmig, in zwei Treffen. Alles deutet darauf, daß sie den Kampf anzunehmen bereit ist."

Das Gesicht des Befehlshabers klärte sich immer mehr auf.

„Die Stärke des Feindes?" fragte er.

„Drei und dreißig Linienschiffe und sieben große Fregatten;" erwiederte Jener.

„Wohl, so sind wir ihnen mehr als gewachsen. Sie haben nur zehn Schiffe mehr als wir."

„Wie es mir schien," fuhr Jener fort, „so sind die feindlichen Schiffe stark bemannt. Ich konnte es mit dem Fernrohr genau bemerken. Ihre Verdecke und Masten wimmelten von Leuten."

„Ja," sprach der Vorige, indem ein düsteres Lächeln durch seine Züge flog, „daran erkenne ich sie, das ist so ihre Art. Nun, da werden unsere Kugeln desto besser unter ihnen aufräumen. — Hardy," sagte er, zu dem Nebenstehenden gewendet, „rufen Sie die Kapitaine an Bord."

Ein Vierundzwanzigpfünder donnerte, und eine

Signalflagge stieg empor. Alle Schiffe ließen Schaluppen in's Wasser. —

„Empfangen Sie die Herren, Kapitain Hardy, und lassen Sie es mir wissen, wenn sie beisammen sind,“ sprach der Befehlshaber. — „Hier, Lieutenant Robertson, ist ein Brief an Sie,“ fuhr er zu dem Zweiten gewendet fort. „Lord Carysfort hat mir ihn aus Quebeck gesendet. Ich hoffe, daß Sie gute Nachrichten empfangen werden.“ — Er ging sodann die Kajütentreppe hinab.

Der Offizier erbrach das Schreiben zitternd vor Hast, er drückte die Lippen auf die Unterschrift, dann durchflog er den Brief. Kapitain Hardy blickte mit freundlicher Theilnahme auf den Lesenden.

„Ich kann nur den Wunsch des Admirals wiederholen;“ sagte er, als Jener das Schreiben zusammenfaltete. „Sie glauben wohl auch ohne weitere Versicherung an meine Theilnahme?“

„O Sir,“ sagte der Offizier, indem er die Hand des Kapitains mit beiden seinigen faßte, „wer müßte ich sein, wenn ich an der Theilnahme jenes großen Mannes und seines edlen Freundes zweifeln könnte! — Der Brief ist von meiner Frau. Sie lebt glücklich und zufrieden in der Familie Lord Carysforts. Sie wird wie ein Mitglied derselben behandelt. Ihr

Brief strömt über von Dankgefühl gegen den großen Mann, dem sie und ich so viel verdanken. Ich wage es nicht, dem Admiral das Schreiben zu zeigen — Sie wissen, der Edle hat es nicht gern, wenn man von seinen Wohlthaten spricht — aber ich bitte Sie, theurer Sir, sagen Sie es ihm in gelegener guter Stunde, wie tief wir seine Großmuth fühlen."

„Gut! Gut! Ich werde es thun, wenn ich merken kann, daß er bei guter Laune ist;" erwiederte Kapitain Hardy. — „Aber lassen Sie die Leute in Ordnung treten, dort kommt Admiral Collingwood. Er würde die geringste Nachlässigkeit übel aufnehmen, und meinen, es geschähe absichtlich, da er weiß, wie es bekannt ist, daß Nelson ihn nicht gut leiden kann."

„Es ist doch sonderbar," sagte Lieutenant Robertson, „daß zwei Männer, beide Helden, beide wie geschaffen sich zu achten, einander so abgeneigt sind."

„Ei," sagte Hardy lachend, „sie achten sich auch; aber fällt es Ihnen denn so auf, daß zwei Liebhaber bis auf den Tod eifersüchtig auf einander sind? Das Liebchen, um dessen Gunst sie buhlen, heißt aber Alt-England, und da will nun Jeder Hahn im Korbe sein. — Doch fort jetzt! An die Admiralstreppe, sonst setzt es ein schiefes Gesicht."

Mehrere Schaluppen mit den Kapitains der

Schiffe des Geschwaders lagen bereits dicht am Bord des Admiralschiffs, aber erst als Collingwood die seinige verließ, folgten ihm die Befehlshaber nach.

So wie der Viceadmiral das Verdeck betrat, grüßte er flüchtig die Marinetruppen und Seeleute, die ihn mit den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen empfingen; dann wandte er sich an Kapitain Hardy, der ihn an der Treppe bereits erwartet hatte.

„Wo ist Lord Nelson?“ fragte er.

„Eure Herrlichkeit und die übrigen Herren möchten die Güte haben ihn auf dem Deck zu erwarten, er wird sogleich erscheinen.“

„Welche Nachrichten hat der Adjutant Robertson über den Feind mitgebracht?“ fragte Collingwood weiter.

Der Offizier, welcher bis jetzt wie träumend dagestanden hatte, schrack bei Nennung seines Namens plötzlich zusammen und rapportirte.

„Also so stark sind sie?“ sagte der Admiral verächtlich lächelnd. „Nun ich sagte es immer, wie es gut sei, daß Sir Robert Calder uns nach dem Treffen von Finisterre noch etwas von ihnen übrig gelassen hat.“

Nun sprach Collingwood einige Worte zu den um ihn auf dem Quarterdeck versammelten Offizieren,

als auf das Waffengeklirr der salutirenden Wachen und den Ruf: „Der Admiral kommt!“ sich der Kreis der Sprechenden öffnete.

Lord Nelson — denn dies war der Mann mit nur einem Auge und einem Arm — trat in die Mitte der Anwesenden. Er war jetzt in der goldglänzenden Admiralsuniform. Zwei Sterne strahlten auf seiner Brust.

Ein Seeoffizier, der eben rasch eine der Wanten herabgestiegen war, eilte auf den Admiral zu und meldete ihm, daß die feindliche Flotte im Ansegeln wäre, und man von der Höhe der Masten bereits den Rumpf ihrer Schiffe über Wasser erblicken könne. Lord Nelson, der den Viceadmiral und die Kapitaine mit einigen flüchtigen Worten begrüßt hatte, beobachtete, mit einem Fernrohr, längere Zeit den sich mehr und mehr nähernden Feind, dann trat er mitten unter die Offiziere.

„Der Feind ist uns endlich gegenüber,“ sagte er und in seinem bis dahin so ruhigen Auge schien ein Strahl der Begeisterung aufzuzucken. „Danken wir der Vorsehung, daß sie uns eine so schöne Gelegenheit verschafft, unsere Pflicht zu thun! — Meine Herren,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, und indem er noch einen flüchtigen Blick auf das Meer

hinauswarf, „der Feind naht in zwei Treffen. Durch schachbretförmige Stellung scheint er sich decken und das Durchbrechen seiner Linie hindern zu wollen. Da erst vor Kurzem Sir Robert Calder und früher Andere“ — Nelson schien absichtlich die Schlacht von Abukir nicht erwähnen zu wollen — „ihn auf diese Weise besiegt haben, so scheint er auch heute dieses Manöver zu besorgen. Ich gründe hierauf meinen Plan. Nicht auf einem Punkte, überall wollen wir seine Schlachtordnung zu sprengen suchen. In dieser Absicht will ich ihm ein allgemeines Gefecht liefern. Wir müssen so nahe wie möglich, ja wenn es sein kann auf Pistolenschußweite, mit ihm anzubinden suchen. Sollten, wie es wahrscheinlich ist, in der Verwirrung und im Dampfe der Schlacht die Signale nicht gesehen werden, so hat dies nichts zu sagen, wenn jeder Kapitain sich nur bemüht, sein Schiff einem feindlichen zur Seite zu legen.“

„Und unsere Schlachtordnung?“ fragte kalt Lord Collingwood.

„Wir bilden zwei Treffen. Sie, Sir“ — er wendete sich zu einem der Kapitaine — „segeln sogleich mit acht unserer schnellsten Zweidecker dem Feind entgegen, und greifen damit drei oder vier seiner Linienschiffe zunächst dem Mittelpunkte des ersten

Treffens an. — Sie, Mylord, umsegeln den linken Flügel mit Ihrem ganzen Geschwader, und fassen das zweite Treffen des Feindes, vom zwölften Schiffe an gerechnet. — Ich selbst werfe mich auf das Centrum. Ein großes Schiff, ein Vierdecker wie es scheint, wird für die „Victory“ der Directionspunkt sein. — Weiter, meine Herren, habe ich Ihnen nichts zu sagen. Unsere Aufgabe ist einfach: Auszuhalten so lange noch ein Kiel unserer Schiffe auf dem Wasser treibt, und ein Geschütz losgebrannt werden kann. Der heutige Tag bestimmt für ein Jahrhundert, wer auf den Meeren des Erdballs gebieten, und ob das Lied: „Rule Brittannia“ fortan noch ein Triumphgesang sein wird.“

Nelson verbeugte sich nach den letzten Worten gegen Lord Collingwood, und wandte sich im leisen Gespräch zu dem ältesten Fregattenkapitain, der die voransegelnden Schiffe führen sollte. Der Viceadmiral versammelte die Kapitaine seiner Abtheilung um sich her.

Mit der ihm eigenen Unbeweglichkeit seiner Züge sagte Lord Collingwood:

„Sowie Jeder von Ihnen seinem Gegner gegenüber liegt, beginnen Sie das Feuer. Sie werden die Leinen los und in der Luft flattern, kein Tau wieder

aufrollen lassen, wenn wir mitten im Dickig des Feindes sind. Wir bedürfen ihrer nicht weiter."

Mit derselben Ruhe, die er bisher beobachtete, machte er dem Admiral Nelson eine militairische Verbeugung, und verließ, gefolgt von seinen Kapitainen, das Deck der „Victory." In weniger als einer Viertelstunde ging die ganze Flotte dem Feinde entgegen. —

Eine Stunde verfloß. Es waren beide Geschwader sich so nahe, daß man bereits die Mannschaften auf dem Deck und den Masten erkennen konnte. Es war ein merkwürdiger, furchtbar schön zu nennender Anblick. Die Sonne Afrika's strahlte glänzend auf die leicht gekräuselten, tiefblauen Fluthen des Mittelmeeres, auf denen sich ein, vielleicht auf Jahrhunderte einwirkender Kampf der beiden größten Seemächte der Welt entscheiden sollte. Die englische Flotte war höchst imposant, furchtbarer aber noch der Anblick der französisch-spanischen. Die Tricolore wehte zur Seite der Thürme von Kastilien, und jeder Seemann würde haben bekennen müssen, daß die spanischen Schiffe den französischen an Stattlichkeit nicht nachstanden. Besonders lag die „Santa Trinidad," ein Vierdecker, das Flaggenschiff des Admirals Gravina, wie ein Berg auf dem Wasser. Dieser Befehlshaber stand

überdies nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern auch bei den Gegnern in gutem Rufe. Er gehörte noch zu den Letzten aus jener alten Schule, die an die Zeit erinnerte, wo spanische Gallionen die Meere bedeckten und den seefahrenden Nationen Achtung vor ihren Namen einflößten. Nicht weit von dem Mittelpunkte der Schlachtlinie wehte der Wimpel des beide Flotten en Chef befehligenden Admirals Villeneuve. Er galt für geschickt und besonnen, wenn auch nicht für kühn, doch ließ sich voraussetzen, daß er heute sein Aeußerstes thun würde, um den Nachtheil, den er durch Sir Robert Calder bei Cap Finisterre erlitten hatte, wieder vergessen zu machen.

Sowie die acht englischen Schiffe, welche vorausgeeilt, in der Nähe des Feindes angekommen waren, eröffneten sie sogleich ihr Feuer. Vier französische Linienschiffe legten augenblicklich quer, und es war, als ob eben so viel Vulkane ihre Lavaströme den Fregatten entgegenspieen. Die ganze spanisch-französische Schlachtlinie reffte inzwischen den größten Theil der Segel ein, sie bereitete sich zum Gefecht. Auf allen Verdecken riefen Trommelwirbel die Leute zu den Geschützen. Die Abtheilung des englischen Geschwaders unter den Befehlen des Viceadmirals, das Flaggenschiff Collingwoods an der Spitze, brach indessen aus

der Schlachtlinie und begann langsam den Flügel des Feindes zu umsegeln. Sie antwortete mit keinem Schusse auf das furchtbare Feuer der feindlichen Schiffe des ersten und zweiten Treffens, und zog ruhig, Schiff an Schiff, die Linie des letztern bis zu dem zwölften Fahrzeuge, dem sich das Admiralschiff gegenüber legte. Plötzlich stiegen an Collingwoods Bord zwei kleine Flaggen am Mast empor, die Segel sanken zum Theil auf's Deck herab, Leinen und Taue flatterte im Winde, und volle Lagen donnerten herüber und hinüber. —

Die Hauptabtheilung der Flotte hatte inzwischen, ehe die voraneilenden Fregatten die Feinde angriffen, sich zum Gefechte vorbereitet. Eine Anzahl bunter Fähnchen waren am Bord der „Victory" als Signale auf- und abgestiegen. Es waren nur neun Worte, die sie auszudrücken hatten, aber jene neun Worte werden nie vergessen werden, so lange noch der Kiel eines englischen Kriegsschiffes die salzige Fluth durchschneidet. Wie neun Sterne strahlen diese Worte durch die Nacht der Zeiten, eine Aureole um Nelsons Namen bildend: „England erwartet, daß Jedermann seine Pflicht thue," dies war der einfache, der gewichtvolle, der letzte Tagesbefehl, der aus dem Munde des großen Mannes kam. Auf vielen

englischen Kriegsschiffen ist an einer überall sichtbaren Stelle dieser Spruch angeschrieben, aber es bedürfte dessen nicht; er ist in dem Herzen des Admirals wie des Matrosen eingegraben. — So wie Lord Collingwood sich von dem Hauptgeschwader trennte, und der Kampf nach und nach auf zwei Punkten entbrannte, war auch der Rest der Flotte vor der feindlichen Linie angekommen. Die „Victory“ drang auf das französische Linienschiff „le Redoutable“ ein. Indem es dessen Vordertheil angriff, beschoß es mit den Batterien des Hintertheils noch zu gleicher Zeit den „Boucentaur“ und die kolossale „santa Trinidad.“ Es war, als ob Nelson durch sein Beispiel den übrigen Schiffen zeigen wollte, daß jedes englische Schiff sich drei- und vierfacher Uebermacht gewachsen fühlen müsse. Der „Temeraire“, ein zur Seite der „Victory“ liegendes Schiff, schien sich nicht darum zu kümmern, daß es selbst heftig von einem feindlichen Nachbar beschossen wurde. „Nelson war mitten unter den Feinden, Nelson war in Gefahr!“ dies schien des Befehlshabers einziger Gedanke, und er überschüttete das Deck des „Redoutable,“ dem er sich auf Flintenschußweite zu nähern suchte, nun mit einem Hagel von Kugeln und Kartätschen, die wie ein kolossaler Hagel durch Tauwerk und Wanten rasselten. Die

vier Schiffe lagen während des wüthenden Kampfes so nahe an einander, daß sie in einem friedlichen Hafen sich nicht näher an einander hätten legen können, ohne fürchten zu müssen, bei aufgeregter See sich zu beschädigen. — Auf der ganzen Schlachtlinie in beiden Treffen entbrannte nach und nach der Kampf. Die englischen Schiffe waren so in die feindliche Linie eingedrungen, daß sie mit den Batterien der Backbord- wie der Steuerbordseite, ja sogar noch mit den Kanonen des Hinterdecks thätig sein konnten. Der Kanonendonner tobte unablässig aus der Höhe der wohlbesetzten Masten der französischen und spanischen Schiffe, ja von den Raaen derselben knatterte das Gewehrfeuer. Es war, als ob ein Dämonenkampf auf der von der Sonne hellbeglänzten blauen Meeresfläche stattfände. Wie aus einer brennenden großen Stadt oder aus dem Krater eines riesigen Vulkans stiegen kolossale Dampfknäuel auf und zogen, vom Winde getrieben, durch Masten- und Segelwerk der kämpfenden Geschwader den Küsten Spaniens zu.

Während aber um und auf dem Deck der „Victory“ die ganze Hölle losgelassen schien, stand Lord Nelson, mit dem einzigen Arm bald hierhin, bald dorthin zeigend, um dem Kapitain Hardy die Punkte anzugeben, wo das Feuer mit größerer Wirksamkeit hin-

gerichtet werden könnte, ruhig auf dem Hinterdeck. Ihm dicht zur Seite stand der Adjutant Robertson. Nur selten, und dann nur um irgend einen erhaltenen Befehl auszuführen, entfernte der Offizier sich von dem Admiral. So wie er wieder zurückkehrte, trat er stets dicht zu dem Befehlshaber, und zwar nach der Seite zu, von wo die Kanonenschüsse des „Redoutable" herüberdonnerten. Es verging nicht eine Minute, wo nicht eine Flintenkugel, die von der Höhe des großen Mastes des eben genannten Schiffes herzukommen schien, dicht über oder neben dem Admiral vorüberzischte. Robertson blicke ein paar Momente nach dem feindlichen Schiffe hinüber, dann sagte er:

„Mylord, die feindlichen Schützen scheinen Sie vorzüglich auf's Korn zu nehmen. Wollen Sie nicht erlauben, daß ich Ihren Ueberrock bringen lasse? Ihre Ordenssterne und die Stickerei der Uniform haben die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich gezogen."

„Nein, lassen Sie es! Wo Feinde sind, giebt es auch Kugeln," erwiederte Nelson ein wenig rauh.

Bald schien er indessen es zu bereuen, die gute Meinung des Offiziers auf solche Weise zurückgewiesen zu haben.

„Man muß den Herren doch die schuldige Ehre

anthun;" sprach er lächelnd. „Die Franzosen halten unter allen Umständen auf conventionelle Formen."

Es verging wieder eine Viertelstunde. Unablässig pfiff eine Kleingewehrkugel nach der andern in bestimmten Intervallen vom Maste des „Redoutable" herüber. Robertson blickte unwillkührlich dahin. Die Distanz war kaum sechzig Ellen, er konnte Alles deutlich bemerken. Ein kleiner, hagerer, schwärzlicher Soldat in blauer Uniform mit grünen Epauletten saß in dem Mastkorbe des feindlichen Schiffes. Er ladete sein Gewehr, zielte dann lange Zeit, schoß augenscheinlich jedesmal nach Nelson, und ladete dann wieder. Robertson stellte sich jetzt so dicht an den Admiral, daß er ihn nach jener Seite beinahe gänzlich mit seinem Körper deckte. Wieder ladete der Franzose, wieder zielte er, er drückte los und Robertson zuckte heftig zusammen.

„Sie sind verwundet?" fragte Nelson rasch.

„Ich glaube, ja;" erwiederte Robertson. Ein Blutstrom, der ihm dicht unter der Schulter aus der Uniform drang, bestätigte seine Worte.

„Heda, Jungens!" rief der Admiral ein paar Matrosen zu, „bringt den Herrn hinunter in meine Kajüte, und ruft den Doctor. — Armer Freund! Ich hoffe, Ihre Verwundung wird nicht gefährlich sein."

Robertson ging, von einem Matrosen geführt, schwankend der Treppe zu.

Die Schlacht wüthete indeß fort und fort. Schon begann sich aber das Glück auf Seite der Engländer zu neigen. Eines der größten spanischen Schiffe — der Viceadmiral Alava befand sich an seinem Bord — strich die Flagge. Bald hierauf folgte ihm ein zweites, auf dem der Contreadmiral Cisneros kommandirte. Dies Unglück schien auf die Franzosen nicht ohne Eindruck zu bleiben. Ihr Geschützfeuer ward schwächer; nur auf und um die „Victory“ tobte es noch in alter Weise. Jetzt trat aber plötzlich ein Fall ein, der für England ein Verlust war, den es in langen Jahren noch nicht verschmerzt hat. Der kleine französische Soldat auf dem Maste des „Redoutable“ hatte beinahe seine sämmtlichen Patronen verfeuert. Er hatte eben wieder geladen. Er zielte lange, und länger. Jetzt drückte er los. Der Schuß fiel. Die Kugel traf — Nelson. Sie war durch den Ordensstern in die Brust gedrungen. — Mit einem Schrekkensausruf sprang Kapitain Hardy auf den geliebten Befehlshaber zu, der zugleich sein bester Freund war.

„Still! — Kein Wort davon! — Bringen Sie mich in die Kajüte,“ stöhnte der Admiral.

Das Schlachtgetümmel auf dem Deck der „Vic-

tory" war so groß, daß nur Wenige bemerkten, daß der Admiral verwundet war.

„Um Gotteswillen! der Admiral! —" rief mit schwacher Stimme Robertson, der auf einer Matratze auf dem Fußboden der Kajüte lag; „Mylord, Sie sind verwundet?"

„Tödtlich!" stöhnte Nelson, als man ihn auf sein Lager niederlegte.

Der Arzt beschäftigte sich eifrig mit dem Verwundeten. —

Noch tobte die Schlacht. Die „Victory" gab fortwährend Lage auf Lage. Das Schiff erzitterte bis in den Kiel. Plötzlich erschallten drei Hurrahs. Das Feuer des Schiffes ward nur von den Batterien der Steuerbordseite fortgesetzt. Gepolter erschallte auf der Kajütentreppe. Kapitain Hardy stürzte herein, eine Schiffsflagge und einen Degen in der Hand.

„Die „santa Trinidad" hat gestrichen!" rief er. „Hier die Flagge und hier der Degen des Admirals Gravina!"

Bald erschien ein zweiter Offizier.

Die Schlacht ist gewonnen, Mylord!" rief er. „Mehrere Dreidecker sind schon in unsern Händen. Die übrigen Schiffe des Feindes sind aus der Linie

gewichen, einige geentert, nur wenige suchen zu fliehen."

Das Feuer begann jetzt mehr und mehr nachzulassen. Kapitain Hardy hatte sich wieder auf's Verdeck begeben.

„Wie steht es mit Ihnen, mein armer Freund?" fragte Nelson, mit Mühe sein Haupt zu Robertson wendend.

„Gut, Mylord," versetzte dieser mit schwacher Stimme. „Ich sterbe an einem Tage ewigen Ruhmes."

„Eben trat Hardy wieder ein.

„Mylord" sagte er, zu dem Admiral tretend, „die ganze feindliche Flotte ist vernichtet. Neunzehn Linienschiffe sind in unsern Händen. Von den übrigen feindlichen Fahrzeugen werden nur wenige entkommen. Admiral Collingwood läßt sie verfolgen."

„Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht gethan!" sagte Nelson, die Hände faltend, das brechende Auge aufwärts richtend und — war nicht mehr.

Er hatte wahrlich seine Pflicht gethan, der große Mann! Er hatte sie gethan, in einer Bedeutung, die er bei seinem Scheiden selbst vielleicht noch nicht geahnt. Auf ein halbes Jahrhundert hinaus war an dem Tage von Trafalgar jede Besorgniß von einer

feindlichen Landung in England beseitigt worden. Der stolze Gesang: „Rule Brittannia“ galt wieder in seiner vollsten stolzesten Bedeutung. — —

Der Kampf hatte endlich ausgetobt. Admiral Collingwood übernahm das Kommando. Kapitain Hardy konnte sich dem Schmerze über den Tod des großen Mannes, dessen Freund und Liebling zu sein ihm eine ewige Ehre war, überlassen, als ihm gemeldet wurde, daß auch Robertsons Ende herannahe. Hardy eilte zu dem Sterbenden.

Dieser reichte ihm die Hand entgegen. Sie war bereits kalt und feucht.

„Kapitain Hardy,“ sagte Robertson mit matter Stimme, „in wenigen Minuten werde ich nicht mehr sein. Ich konnte an keinem schönern Tage fallen, aber zwei Gedanken machen mir das Sterben bitter. Der erste ist: Glauben Sie, daß ich den Flecken, der auf mir haftete, durch den Tod für's Vaterland hinlänglich getilgt habe?“

„Gewiß, mein Freund!“ rief Hardy lebhaft und mit Theilnahme. „Was ein unglücklicher Augenblick einst über Sie vermocht, es ist durch Ihr späteres Leben vollständig gesühnt. Bedürfte es noch eines Beweises, so liegt dieser in dem Umstande, daß Nel-

son Ihre Geschichte kannte, daß er Sie hochschätzte, daß er Ihr Freund war."

„Ja, das tröstet, das ist viel, das ist Alles!" sprach der Sterbende. „Mein zweiter Kummer ist: Wie wird es meiner armen Anna ergehen? — Ich bitte Sie, ihr, mit der Nachricht von meinem Tode, die kleine, von meinem Gehalt ersparte Summe, die sich in meinem Koffer findet, und dies Portrait, daß sie mir an unserm Verlobungstag schenkte, und das ich wie ein Heiligthum stets an meiner Brust trug, zuzusenden."

Er zog mit den letzten Worten ein Medaillon, das ein weibliches Portrait enthielt, und auf dessen Rückseite der Name: „Anna Chalmers" mit Haaren gestickt war, hervor, und reichte es Hardy.

„Ihr Wille soll pünktlich vollführt werden;" erwiederte Hardy. „Kann Sie indeß noch etwas beruhigen, so sage ich Ihnen, daß mir Lord Nelson vor längerer Zeit schon den Auftrag gegeben hat, für den Fall Ihres Todes Ihrer Frau eine Pension zu vermitteln. Bis sie diese empfängt, erhält sie, was sie immer nöthig haben mag, aus der Hand Lord Carysforts, oder aus der meinigen."

Robertson wollte danken. Er vermochte es nicht mehr. Er hob die Hände mit Anstrengung empor,

um die des Kapitains zu ergreifen. Nach zwei Minuten war er verschieden. — —

Anmerk. des Verfassers. Fast von allen Historikern wird angegeben, daß Nelson durch eine Kugel, die von den Masten der „santa Trinidad" gekommen, gefallen sei. In der französischen Armee war man nicht dieser Meinung. Wir sahen im Jahre 1810 einen Sergeant-Major der Voltigeurs eines Linienregiments (irren wir nicht des 46sten oder 86sten), welcher uns als Der gezeigt wurde, der Nelson getödtet habe. Der Mann hatte eine Ehrenflinte für die That, späterhin auch das Kreuz der Ehrenlegion bekommen Nach der Erzählung der Offiziere, war er auf den Admiral durch den Stern des Ordens den dieser trug, aufmerksam geworden, und hatte wohl an zwanzig Schüsse auf ihn gethan. Er hatte seinen Sitz in den Marsen der „Redoutable" gehabt. — Niemand im Regiment bezweifelte das Factum, das er auch selbst, ohne einen Werth darauf zu legen, uns wiederholte. Er war sonst ein sehr unscheinbarer, kleiner Mann, der sich durch nichts auszeichnete als — durch krumme Beine

Inhalt.

Seite

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Denksteine.

Zweiter Band.

I. Die letzten Frangipani.
II. Montalto.

Tabor, 1852.

Verlag von J. L. Kober.

Denksteine.

Historische Erzählungen

von

C. von Wachsmann.

Zweiter Band.

I. Die letzten Frangipani.
II. Montalto.

Tabor, 1852.

Verlag von J. L. Kober.

Druck be Al. J. Landfraß in Tabor.

Die letzten Frangipani.

Motto:

„O, welche Schmerzensthränen fließen hier
Auf Erden, wie viel Tode sterben wir!
Wir trauern um gebrochner Freundschaft Band,
Um unsre Jugendliebe, die verschwand.“

Byron.

Stolz und mächtig, mit Wall und Graben, Eckthürmen und stattlichen Zinnen, das Ganze von einem Hauptthurme überragt, lag, von niedrigen Hütten in einiger Entfernung umgeben, das ungarische Schloß Tersacz, der Wohnsitz der Grafen Frangipani. Eine Doppelallee, die sich von dem Schlosse her, durch einen lieblichen, von Gebüschen durchschnittenen Wiesengrund erstreckte, welcher nur in der Nähe des ersteren, durch einige von der Kunst geschaffene Anlagen, das Ansehen eines, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit etwas geschnörkelten Gartens gewonnen hatte, bot einen angenehmen, vor der Hitze des Hochsommers schützenden Spaziergang dar. Der Schloßherr, Graf Peter Frangipani, ein Greis von hoher Gestalt, doch schon etwas von den Jahren gebeugt, durchwandelte ihn — es war an einem Sommerabende in den

sechziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts — an der Seite eines Mannes von gleichem Alter, doch von weit rüstigerem Aeußern, dessen glänzende Kleidung, so wie der klirrende Säbel in silberner Scheide, den vornehmen Magnaten bezeichnete. Der Ausdruck des Gesichts des Schloßherrn war sehr sanfter Art; man sah, daß bittre Lebenserfahrungen tiefe Spuren in diese wohlwollenden Züge gegraben hatten, aber dennoch blickte das helle blaue Auge wohlwollend und mild. Das Antlitz des Magnaten Nicolas Södenffi — so hieß der Gefährte Frangipani's — zeigte dagegen ein Bild von Schroffheit und stolzer Härte, mit dem der heisere rauhe Ton der Stimme, so wie die Gewohnheit, sich den mächtigen Schnurrbart unaufhörlich aufwärts zu drehen, oder auf lärmende Weise mit dem Säbel zu spielen, auf ganz besondere Art übereinstimmte. Das Gespräch beider Männer, welche von Zeit zu Zeit still standen, ward lebhaft, doch, von Seiten Frangipani's, mit sanfter, von der seines Gefährten aber, mit lauter, tönender Stimme geführt. Es betraf einen Proceß, den Beide gegeneinander geführt hatten, und der erst vor wenig Monaten durch einen Vergleich beendigt worden war.

„Ihr mögt recht haben, Herr von Tersacz,“ hob Södenffi, nachdem ihm sein Begleiter gutmüthig, doch

kopfschüttelnd angelächelt hatte, zu sprechen an, „Ihr mögt recht haben, und mein Sohn Stephan redet so wie Ihr, es war mir aber nicht um den Plunder von einem Dutzend Bauern und ein Stück Land. — Gott sei Dank! Die Güter in dieser Gespannschaft, die an die Euren grenzen, und die ich, wie Ihr wißt, seit dem Tode meiner seligen Elisabeth gestern zum erstenmale betreten habe, sind kaum der zehnte Theil der Habe des alten Nicolas Cödenffi. — Es war mir um mein gutes Recht, und dieses — nehmt's nicht übel — glaube ich nicht verloren, sondern freiwillig aufgegeben zu haben, weil Stephan mich so dringend darum bat, weil ich die Sache satt hatte —"

„Und nicht auch," fiel Frangipani freundlich ein, „weil Ihr Euch erinnertet, daß der, gegen den Ihr den Proceß begonnen hattet, einst der Freund Eurer Jugend, Euer Nachbar, und sein Weib die innigste Freundin Eurer Gemahlin gewesen war? — Ach, lieber Nicolas, erinnert Ihr Euch nicht zuweilen der glücklichen Tage, der traulichen Abendstunden, die wir einst dort in den Hallen des alten Steinhaufens —" er zeigte nach der Gegend des Schlosses — „oder drüben in Eurem freundlichen Schlosse verlebten? — Gedenkt Ihr nicht mehr der Zeiten, wo Ihr meinen Christoph, meine Therese

auf Eurem Schooße hieltet, und die kecken Kleinen Euch mit den fleischigen weißen Händen ungestraft in dem Barte wühlen durften? — Habt Ihr die Zeiten vergessen, wo wir als rüstige Jäger diese Wiesen, jene Höhen und Wälder durchstreiften? Wo wir den Tag für verloren achteten, den wir nicht zusammen verlebt? Die Stunden, die Ihr unter diesen Eichen zugebracht, wo Ihr Theresen und die Knaben im Flintenschießen unterwiesen, das Mädchen gelobt, die Knaben getadelt? — Es waren," schloß Frangipani mit leiser Stimme und schwimmendem Auge, „es waren glückliche Zeiten."

„Wohl waren sie das, Peter Frangipani," entgegnete der Magnat, indem seine Stimme weniger hart und rauh als vorher ertönte. „Still und friedlich lebten wir auf unsern Schlössern, und nachbarlich und friedlich wie wir, lebte der ganze Adel der Magyaren. Durch vielfache Verwandtschaft verschwägert, durch die treue Meinung eines redlichen Herzens verbrüdert, lebten alle wie eine große Familie. Der Magnat, wie der Obergespan, die Nobiles possessionati (Ritterschaft) wie die niedern, aber edelgebornen, Armalistae (Edelleute) hatten und liebten nur einen Herrn — er war in Wien — sie hatten nur einen Feind — es war der Türke; — ha! und er-

scholl dann der Kriegsruf des ersten, ertönte das Allah! des letztern, mit welcher Kraft, mit welcher Freudigkeit erhob sich alles! welch' kriegerisch reges Leben durchtobte die Hallen der Schlösser der Magnaten und Barone, welche Lebendigkeit zeigte sich in dem bescheidenen Hause des Ritters, in der Strohhütte des freien Edlen! Wie die heilige Oriflamme der Kreuzzüge, schwebte der Doppeladler des Kaisers dem Zuge voran. Vorrückend nach Südost, strömten unter vaterländischen Bannern die treuen Heerhaufen der Magyaren ihm freudig zu. Alle Augen waren auf das geliebte Zeichen gerichtet, es galt uns für Konstantin's Labarum. Begeistert flogen dann die ungarischen Säbel aus der Scheide, und hell und freudig übertönte das: „Moriamur pro nostro rege" das ersterbende Angriffsgebrüll der Barbaren." —

„Ihr habt recht Födenffi!" sprach Graf Frangipani, und sein milder Blick begann zu glänzen. „Es war eine schöne Zeit, die Zeit unserer Jugend. Wir fochten zwar gegen den Erbfeind mit wenigem Glück, und der Tag vom St. Gotthard hat die alte Schuld erst wieder wett gemacht, aber Einigkeit, Liebe und Vertrauen war unter uns, und das ließ uns selbst das Unglück leicht ertragen. Sie ist dahin die schöne Zeit!" — —

„Und wer ist schuld, daß sie dahin ist?" rief der Magnat mit rauhem Ton, und indem er wild den klirrenden Säbel gegen den Boden stieß. „Wer ist schuld als jene Rotte der Ragoczy, Nadasdy, Zryni und wie sie alle heißen. Auch Euer Sohn — nehmt es mir nicht übel Herr von Tersacz, aber es muß heraus — auch Euer Sohn gehört zu den Unruhstiftern, zu jenen Menschen, die, wie der Feind bei Nachtzeit, Unkraut unter den Waizen säen, zu den Brauseköpfen, die neue Ideen an's Licht bringen, und am Ende, wenn es nach ihnen ginge, jede Gespanschaft zu einem unabhängigen Fürstenthume, das Ganze aber zu einem Staatenbunde machen, und endlich unter den Schutz des Turbans stellen möchten. — Doch bei Gott" — hier stieß der Magnat den gräßlichen ungarischen Nationalfluch aus — „ehe es dahin kommt" —

„Ich bitte Euch, sprecht, wer denkt daran?" fiel Graf Frangipani lebhaft dem Vorigen in das Wort. „Der ehrvergessene Ungar, der das Reich zerreißen, den Christenstaat unter den Schutz des Erbfeindes stellen wollte, ihm wäre besser, er würde nach altmagyarischem Brauch, wie der, der sich des Vatermordes schuldig gemacht, mit Hund, Hahn, Katze und Eidechse in einen ledernen Sack gesteckt, und lebendig in's

Wasser geworfen! — Nein, Esödenski! ein solches Verbrechen ist noch nie einem Ungar in den Sinn gekommen, mit Ausnahme des Nichtswürdigen, der vor einigen Jahren die kleine Veste Székélyhid verrathen und den Türken in die Hände spielen wollte, und der deshalb, wie Ihr wißt, zu Kállo lebendig am Spieße gebraten wurde. — Ha! käme es je dahin, jeder redliche Magyar würde auf den Verbrecher Jagd machen, nicht das eigne Dach, nicht das Vaterhaus, würde den Landesverräther schützen, ja der Vater selbst, wäre er ein treuer Unterthan des Königs, müßte den Sohn dem Rächer überliefern, als Richter ihn zum Tode verurtheilen."

„Ich glaube Euch — nein ich bin überzeugt —" verbesserte der Magnat, „daß Ihr es so meint, wie Ihr sprecht — dennoch —" dies sagte er mit ganz eigenthümlichem Blicke auf den Grafen — „solltet Ihr in dieser Angelegenheit nicht so entschieden aburtheilen."

„Und warum nicht Herr Obergespan?" fragte Frangipani, indem eine leichte Röthe sein Gesicht überflog, und die milden Züge sich ernster zusammenzogen. „Hat man in Wien wieder eine neue Konspiration ersonnen, und bin ich etwa einer der Rädels-

führer? oder haftet sonst ein Flecken auf dem Namen Frangipani?"

„Auf dem Euren nicht; gewiß nicht!" versicherte der Magnat; doch einen ganz besondern Nachdruck auf das Wort „Euer" legend. „Uebrigens werdet Ihr nicht läugnen können, daß eine nicht geringe Anzahl Mißvergnügter sich unter unserm Adel befinden."

„Und haben sie etwa dazu nicht Ursach?" sprach der Graf mit trübem Blick. „Offen, Freund! ist je wohl die Konstitution so schwer verletzt worden, wie in unsern Zeiten? — Ich spreche nicht davon, daß, durch unüberlegt angefangene und unglücklich geführte Kriege, blühende Landschaften vom Reiche abgerissen, und in die Hand des Feindes gegeben wurden — das ist ein Unglück, dem alle Völker früher oder später einmal unterlegen sind, und Völker wie Menschen haben eine Zeit, wo sie, vom Glück verwöhnt, durch's Unglück geläutert werden müssen — ich rede vom offenen Bruche der Verfassung; oder nennt Ihr es keinen, wenn der König am siebzehnten September des Jahres vierundsechzig sich verpflichtete, alle Besatzungen aus Siebenbürgen zu ziehen, und seinem Wahleide gemäß in seine deutschen Lande zurück zu führen,

statt dessen aber die ungarischen Städte und Festungen damit erfüllte, und sie bis heut darin ließ?“ —

„Ich billige es nicht, daß er es gethan hat!“ sagte der Magnat sich unwillig den Schnurrbart empor drehend. „Ihr wißt es, daß ich am letzten Reichstag hart dagegen gekämpft. — Klug mochte die Maßregel sein — ein Italiener und ein Deutscher, Portia und Lobkowitz, hatten sie ja ausgeheckt — aber groß war sie nicht. Er hätte der Redlichkeit des Volks vertrauen, der Hand des Magyaren es überlassen müssen, die des Verräthers, die ihm nach der heiligen Krone greifen wollte, vom Rumpfe zu hauen.“ —

„Also wirklich, Nicolas Csödinski, der kluge Staatsmann glaubt an solche Mährchen? der mächtige Magnat, der Magister Tabernicorum (Erzschatzmeister) Ungarns ist der Meinung, daß einige Unbesonnene wirklich etwas Bedeutendes unternehmen könnten?“ sagte Frangipani lächelnd, und indem er mit dem Kopfe schüttelte.

„Ich glaube daran, weil ich weiß, daß es so ist!“ entgegnete fest der Magnat.

„Und was wißt Ihr?“ sagte der Graf, den Vorigen fest in's Auge fassend. — „O, seid nicht blos ein Unglücksrabe!“ fuhr er unruhig fort. „Ihr habt etwas auf dem Herzen! Sprecht es aus; laßt

es mir einen Beweis sein, daß es Euch Ernst ist unser altes Verhältniß wieder herstellen zu wollen."

„Daß ich dieß will," sprach der Magnat, „davon gab ich Euch den besten Beweis, als ich unsern Rechtsstreit fallen ließ, und für meinen Stephan um die Hand Eurer Therese anhielt. — Doch laßt mich frei und offen sprechen. Man weiß in Wien, daß es unter einem großen Theil unsers Adels zuckt und gährt; man weiß, daß allerhand Pläne gesponnen werden, und geheime Vereine gebildet worden sind. Als Häupter derselben nennt man Ragoczy, Nadasdy, Zryni, Tettenbach und — Euern Sohn."

„Unsinn! höllischer, verdammter Unsinn!" fuhr Frangipani auf. — „Doch warum ereifere ich mich? welch tolles Zeug ist nicht schon von Hofschranzen erdacht worden, wenn es darauf ankam, dem Herrn die Herzen eines wackeren Volkes zu entfremden! — Mein Sohn, der unbefangene Jüngling! es ist unglaublich. — Zählen sie mich, mit einem Fuße in der Grube stehenden Greis, nicht auch etwa zu den Verräthern?" —

„Euch glaubt man der Sache fremd. — Wäre ich auch sonst etwa hier? hätte ich Euch einen Antrag zu einem Familienbündnisse gemacht, wenn dem nicht so wäre?" erwiederte stolz der Erzschatzmeister.

„Der Name Södenffi hat seit Jahrhunderten einen zu reinen Klang, als daß er mit etwas Beflecktem in Berührung ommen sollte. — Nein, Graf Frangipani! Von Euch war nicht die Rede und Euekern Sohn betrachtete man als einen jungen Brauskopf, den Euer, und wenn die Verbindung zwischen meinem Stephan und Eurer Tochter zu Stande gekommen ist, auch mein Ansehn auf den rechten Weg zurückbringen wird. Daß diese Verbindung aber recht bald statt finde“ —

„Niemand kann dies sehnlicher wünschen, wie ich!“ sagte der Graf dem Magnaten herzlich die Hand schüttelnd; „dennoch —“

„Dennoch?“ fragte Södenffi mit Schärfe im Tone.

„Dennoch wünschte ich, daß Ihr den jungen Leuten etwas Zeit ließet, sich wieder näher zu befreunden!“ sprach Frangipani. „Ihr werdet mir zwar sagen, daß sie sich einst wie Bruder und Schwester liebten, daß Eins nicht ohne das Andere leben konnte, und dies ist wahr! aber damals waren sie Kinder, es sind zehn Jahre seitdem vergangen, und das Herz des Menschen ist ein wandelbares Ding.“

„Mein Stephan hängt heute wie damals an

Theresen," sagte der Magnat, „und dies ist es auch vorzüglich" —

„Was Euch bewog mir die Versöhnungshand zu reichen?" fiel lächelnd Frangipani ihm in die Rede. „Ich glaub's Euch, Freund, und habe daher nicht weniger feurig die Rechte des Vaters ergriffen, die von der des Sohnes unterstützt ward. — Indeß giebt es einen Umstand, der — schon um des Wohls Eures Sohnes wegen — verdient gar reiflich erwogen zu werden. Ihr wißt es, Nicolas, ich liebte mein Weib von Herzen, es liebte mich wieder, dennoch waren wir nicht ganz glücklich. Der Grund lag in den Charakteren. Dieselbe Verschiedenheit scheint mir in denen Eures Sohnes und meiner Tochter statt zu finden. Therese ist feurig, aufbrausend, leicht bewegt wie ihre Mutter, Euer Stephan ruhig, kalt, besonnen, wie ich es war. Rechnet nun dazu, daß Therese die Mutter früh verlor, daß sie eine, ich möchte sagen fast männliche Erziehung erhalten hat, daß sie in jenem einsamen Schlosse aufwuchs, ohne je in den Kreis junger Männer zu treten, und nun urtheilt selbst, ob es wohl gerathen, eine für die Lebenszeit abzuschließende Verbindung zu übereilen."

„Ihr mögt recht haben Peter Frangipani!" sprach der Magnat mit etwas erkünstelter Ruhe, doch düster-

blickenden Auges. „Einige Tage lasse ich Eurer Tochter Zeit, den Antrag zu bedenken; es geschieht dieß der Sitte und dem Gebrauch zu Ehren. Demungeachtet erlaubt mir den Wahn, daß manche Magnatentochter unseres Landes eine Bedenkzeit überflüssig halten würde, wenn der einzige Erbe des Namens und der Güter des alten Geschlechts der Csödenffi um ihre Hand zu werben käme."

„Jede der Töchter unsers magyarischen Adels würde stolz auf eine solche Werbung sein!" entgegnete mild der Graf, und die Falten in dem Antlitze des Erzschatzmeisters fingen an sich auszuglätten. „Demungeachtet glaube ich, daß es besser für die jungen Leute ist, wenn die Sache nicht übereilt wird. Ich habe, durch meine eigenen Erfahrungen gewarnt, Theresen oft mein Wort gegeben, daß Niemand als sie selbst, vorausgesetzt, daß ihre Wahl auf einen würdigen, ihr ebenbürtigen Freier fiele — über ihre Hand verfügen solle, und dies Wort will ich auch halten. Ueberdies," schloß Frangipani lächelnd, „ist keine Gefahr dabei. Therese hat seit ihrer Kindheit kaum zwei oder dreimal unsere Einsamkeit verlassen. Sie kennt nicht die Welt und ihre Freuden. Die Flinte in der Hand die Schluchten des Tatragebirges zu durchstreifen, war ihre einzige Lust. Alle jungen Män-

ner ihres Standes sind ihr gänzlich fremd. Jetzt wirbt der Gespiele ihrer Jugend, der Gefährte ihrer Kinderjahre, ein wackerer, edler Jüngling, um ihre Hand; es ist nicht denkbar, daß sie nicht mit Freuden einwilligen sollte."

„Ich zweifle gleichfalls nicht daran!" sagte der Magnat freundlicher als vorher. „Es ist mir nur meines Stephans wegen, und ihm hätte ich gern frohe Botschaft nach Hause gebracht. Ihr glaubt nicht, Herr von Tersacz, wie sich der junge Mensch verändert hat. Wie Ihr wißt, war er von jeher etwas düster und träumerisch, sah alles schwarz. Jetzt aber, vorzüglich seit unserem verdammten Prozeß ist vollends alles aus. Unaufhörlich spricht er von Theresen, an ihrem Besitz nur hängt jeder seiner Gedanken, und dennoch behauptet er unaufhörlich, dieser sei ihm nicht beschieden."

„Der gute Stephan! der wackere Junge!" sprach Frangipani. „Durch Beilegung unseres Rechtsstreites ist, denke ich, jedes Hinderniß, das seinen Wünschen im Wege stand, bei Seite geräumt."

„Ich sagte ihm dieß auch!" fiel Ködenffi heftig ein; „und dennoch — werdet Ihr es glauben — rief er noch gestern: Vater! glaubt es mir, Therese wird nie mein Weib; ich habe eine Unglücksahnung." —

„Ich spreche noch heute mit meiner Tochter!" rief der Graf. „Das konnte ich nicht ahnen, als ich vom Aufschub sprach, daß unser Stephan, den ich wie einen Sohn geliebt, so trübe Gedanken hegen würde."

„Also Euer Wort?" — fragte freundlich der Magnat, dem Grafen die Rechte reichend.

„Wie könnt Ihr fragen?" entgegnete dieser, die dargebotene Rechte ergreifend. „Wem könnte ich lieber mein Kind in die Arme führen wie Eurem Sohn?"

„Nun wohl!" sagte Csödenski. „Ich reise heute noch mit Stephan nach einem meiner Güter bei Oedenburg; in wenigen Tagen sind wir zurück. Dann Freund —"

„Dann kommt Ihr und holt Euch freundliche Antwort!" erwiederte der Graf.

„Das will ich!" sprach freundlich der Magnat, indem er einem Diener winkte, der einen prachtvoll aufgezäumten, am Gebisse kauenden Schecken herbeiführte. „Und das sage ich Euch, Peter Frangipani," schloß er lachend, „daß, wenn wir kommen, die Brautsuppe auf dem Tische raucht, so wie unser Nationalgericht das Gulyás-hus oder jedenfalls eine Schüssel Kocsonya, die man sonst bei Euch besser traf, wie in irgend einem Schlosse in ganz Ungarn."

„Ihr sollt sie haben, und ein gutes Glas To-

kayer oder Meneser dazu!" entgegnete der Graf während sich der Magnat mit der Rüstigkeit eines Jünglings auf's Pferd schwang, und, nach einem Griff an die Mütze, über das Blachfeld sprengte. —

Ungefähr eine Stunde nach dem eben geschilderten Gespräche, kam ein junger Mann mit eiligen Schritten von der Gegend des Schlosses her, die Allee herauf, und blieb, mit ungeduldig spähenden Blicken in der Gegend umherschauend, am Ende derselben an eine Eiche gelehnt, stehen. Der Graf Franz Christoph Frangipani — denn dieser war es — stand in der Blüthe seines Lebens. Wuchs, Haltung des schlanken Körpers, Gesichtszüge, alles schien vereinigt, den Grafen zu einem der schönsten jungen Männer zu machen. Aber so malerisch auch die ungarische Nationaltracht die schöngeformten Glieder umschloß, so wenig man in jeder Bewegung der letzteren den in allen ritterlichen Uebungen geübten Jüngling vornehmen Geschlechts verkennen konnte, so anmuthig auch das glänzend schwarze Haar die gewölbte Stirn umringelte, so hinterließen dennoch die sonst regelmäßig schönen Gesichtszüge des Grafen, bei dem, der mit ihm verkehrte, keinen wohlthuenden Eindruck; das dunkle Auge des Jünglings, in dem ein gewisser Ausdruck von List, wenn nicht von Falschheit, vorherr-

schend war, rollte unstät umher, und dieses so wie ein sonderbar fieberhaftes Zucken des Mundes, vereint mit einer leisen lispelnden Stimme, verscheuchte bei dem Zuhörer das Vertrauen.

Lange hatte der Jüngling in den Wiesengrund hinausgeblickt, endlich erschien auf einem Fußwege, der die zerstreut liegenden Feldbüsche durchschlängelte, eine weibliche Gestalt, von einer männlichen gefolgt, und rasch eilte ihnen der Graf entgegen.

Die Wandelnden kamen indeß näher. Es war die Tochter des Schloßherrn, gefolgt von einem alten eisgrauen Jäger, aus dessen Jagdranzen der Schweif so wie die Hinterläufe eines frischerlegten Fuchses herausragten. Therese Frangipani trug im Allgemeinen die Züge ihres Bruders, doch war der Ausdruck derselben edler, offner, wohlthuender, ja selbst kühner zu nennen. Der dunkelgrüne Jagdanzug, der kleine befiederte Hut, der ihr Ringelhaar bedeckte, so wie das leichte Jagdgewehr, das sie auf der Schulter trug, gaben der schönen schlanken Gestalt noch etwas besonders Eigenthümliches, Interessantes. Bei Annäherung des jungen Mannes reichte ihm das Mädchen schon von weitem eine Hand entgegen, welche mit dem Schnupftuche, durch welches Blutflecke leuchteten, leicht umschlungen war, während auf ihren

Wink der alte Jäger mit entblößtem, fast kahlem Haupte, an dem Grafen vorbei nach dem Schlosse eilte.

„So spät, Du wilde Jägerin?" hob der Graf zu sprechen an. „Ich habe schon lange auf Dich gewartet; aber, was ist das? Du blutest?"

„Nichts! nichts!" entgegnete Therese. „Es ist kaum des Erzählens werth. Ich hatte den Fuchs geschossen, wollte ihn aufnehmen, und büßte meine Voreiligkeit mit einer guten Schramme; er hatte noch nicht verendet. Aber was trieb Dich mir entgegen?" setzte sie lachend hinzu, indem sie den Grafen scherzend beim Arme faßte, und endlich den ihrigen in den seinen schlang.

„Diese Aufmerksamkeit — Du bliebst so lange aus" — lispelte der junge Mann.

„Sieh mich an Christoph!" rief Therese lachend, indem sie still stand. „Nein, gerade ins Gesicht! — Siehst Du wohl; Du kannst es nicht! Prahle deshalb nicht mit Artigkeiten, durch die Du mich sonst eben nicht verwöhnt hast."

„Ich weiß nicht, woher Du stets diese muntere Laune nimmst!" erwiederte Christoph mit leicht gerunzelter, doch eben so leicht sich wieder glättender Stirn. „Allerdings wollte ich Dir noch außerdem

etwas mittheilen; ein Gespräch, das ich mit dem Vater gehabt, das Dich betrifft." —

„Und wolltest mir dann sagen, was ich antworten soll, wenn ich gefragt würde!" rief das Mädchen fortwährend scherzend. — „Bon, Bruder Christoph! studire mir meine Antwort ein, und ich werde so sprechen, wie Du es haben willst — vorausgesetzt, daß es mir eben gefällt, und ich inzwischen es nicht vergesse."

„In der Stimmung, in der Du Dich jetzt befindest, werde ich meine Mittheilung heute noch verschieben müssen!" sagte lauter wie gewöhnlich, und mit Unwillen der Graf.

„O, sei nicht böse, Bruder!" entgegnete, schnell ernst werdend, Therese. „Gönne mir meine fröhlichen Augenblicke! — Diese Laune und die Jagdlust, sind ja Alles, was sich mir bietet, und was ich mir wünsche in unserer Einsamkeit. — Gott weiß es, was ohnehin mir die nächste Zukunft bringt."

„Diese war es eben, von der ich mit Dir sprechen wollte!" sagte der Graf schnell, mit dem Ausdrucke der Freundlichkeit. „Der alte Eödenski ist eben hier gewesen. Du weißt, daß ich ihn nicht liebe, ich kam deshalb auch nicht zum Vorschein; er sprach aber lange und dringend mit dem Vater" —

„Und weißt Du?" — fragte Therese aufmerksam.

„Der Vater theilte mir die Unterredung mit!" erwiederte jener. „In wenig Minuten erfährst Du sie aus seinem Munde, und eben deshalb wollte ich Dich sprechen, damit Du einen Entschluß fassen könntest."

„Und was sagte der Magnat?"

„Er drang auf eine Erklärung hinsichtlich Deiner Verbindung mit Stephan!" erwiederte der Jüngling. „Nur mit Mühe erlangte der Vater einige Tage Bedenkzeit."

„Ich sehe nicht, was es da so zu übereilen giebt!" sprach lächelnd und kopfschüttelnd das Mädchen. „Stephan ist mit uns aufgewachsen, er weiß, wie gut ich es mit ihm meine, wir waren lange durch den erbärmlichen Prozeß getrennt, jetzt sind wir wieder vereinigt, wir sehen uns täglich, er ist überzeugt, daß ich ihm gut bin — wie gesagt, ich begreife das Drängen und Treiben zu einer so schnellen Verbindung nicht." —

„Stephan's gewöhnliche trübe Stimmung scheint der Grund zu sein!" erwiederte Christoph. „Wie der Vater sagt, hat ihn der Alte trostlos, ja fast an Deiner Einwilligung verzagend, hinterlassen. Beide, der

Magnat und Stephan, reisen heute noch auf die Oedenburger Güter, und wollen in einigen Tagen, wenn Du zu einem Entschluß gekommen, Deine Antwort holen."

„Wenn Stephan sich wegen dieser so beunruhigt fühlen sollte, so hätte sie der Vater dem Alten gleich eröffnen müssen; er ist ja längst von meiner Meinung unterrichtet;" entgegnete Therese unbefangen.

„So hast Du schon einen Entschluß gefaßt?" fragte unruhig der junge Mann.

„Was ist da lange zu überlegen?" erwiederte das Mädchen mit voriger Ruhe. „Du und der Vater, Ihr sagt mir unaufhörlich: ich müsse heirathen. Unter den wenigen jungen Männern, die mir die Ehre erwiesen, meine Hand zu verlangen, ist nicht Einer, der mir nicht im höchsten Grade gleichgültig, wo nicht gar zuwider wäre. Mit Stephan ist es etwas anderes. Er ist mit uns aufgewachsen, ist sanft, von nicht unangenehmem Aeußern, übersieht meine Fehler mehr, als er es vielleicht thun sollte, an Herkommen und Vermögen überragt sein Vater den unsern." —

„Und Du liebst ihn?" unterbrach der Graf die Schwester, indem er seine Augen fest auf den ihrigen haften ließ.

„Ja — ich glaube, daß ich ihn liebe;“ erwiederte Therese leicht erröthend; „Ich kenne wenigstens keinen jungen Mann unserer Bekanntschaft, den ich nach Dir — noch lieber hätte als ihn.“ —

„Therese!“ sprach Graf Christoph nach einigem Schweigen. „Ich habe Dich oft im Stillen beobachtet, seitdem unser Verhältniß mit den Csödenyi's wieder hergestellt ist. Ich sah Dich stets freundlich, und eben so unbefangen in Stephan's Nähe. Du warst ruhig bei seinem Kommen, und eben so ruhig bei seinem Gehen; Du sprachst von ihm, wie Du von mir sprechen würdest, wenn ich lange entfernt gewesen wäre, und plötzlich wieder erscheine. Aus allem ward mir klar, daß Du ihn wie einen zweiten Bruder liebst, doch mehr nicht.“

„Und ist dieß nicht genug zu einem ruhigen häuslichen Glück?“ fragte Therese.

„Ich glaube nicht!“ sagte der Jüngling; „vielmehr bin ich der Meinung, daß gerade die Mehrzahl jener Ehen, wo beide Theile sich von Kindesbeinen an gekannt hatten, und in der sichern Voraussetzung einer Heirath, solche Ehen auf eine solche Liebe gegründet, unglücklich ausgefallen sind.“

„Und dennoch,“ sprach Therese ihren Bruder aufmerksam anblickend, „erinnere ich mich noch sehr

wohl, daß Du vor wenig Wochen mich ernstlich ermahnt, die Bewerbungen Stephan's nicht abzuweisen."

„Allerdings that ich das!" entgegnete der Graf, ohne Theresen anzublicken, doch auch ohne in Verwirrung zu gerathen. „Ich that es, weil es der Vater wünschte, so wie wegen des Ansehns und des Reichthums des alten Edbenffi, dessen einziger Erbe Stephan ist; auch, glaubte ich, wäre es nicht gleichgültig für die Sache des Vaterlandes, wenn, wie es dereinst gewiß der Fall ist, der Kampf mit unsern Unterdrückern begönne, die mächtigern Familien Ungarns sich immer fester verbänden. — Von dieser Seite ist indessen nichts zu hoffen, denn der Magnat ist auf der Seite Oestreichs, Stephan aber zu ruhig, zu besonnen, und — erlaube es mir nur gerade heraus zu sagen — zu schwach, zu weibisch, um ihm in dieser Hinsicht nur das Mindeste zuzutrauen."

„Christoph!" sagte nach längerem Schweigen das Mädchen mit ernster Miene, das dunkle Lockenhaupt schüttelnd. „Liebte ich Dich weniger, so würde ich schweigen, aber, es muß heraus, ich lerne Dich heute von einer Seite kennen, die mir nicht gefallen will. Du weißt es, welchen Theil ich an der Sache des Vaterlandes stets genommen, wie warm ich Dich ver-

treten, wenn der Vater anderer Meinung war, wie Du; demungeachtet kann ich nicht begreifen, was mein Lebensglück, meine Hand, mit Deinen politischen Combinationen zu schaffen hat." —

„Du mißverstehst mich gänzlich, Schwester!" fiel lebhaft der Graf dem Mädchen in die Rede. „Mir, als Ungar, könnte es gänzlich gleichgültig sein, auf welcher Seite, wenn es zum Bruche kommt, Graf Stephan Eödenffi steht, als Mensch aber würde ich es schmerzlich fühlen, den Gatten meiner Schwester, in einem Kampfe auf Tod und Leben unter den Gegnern zu wissen. Schon jetzt, Du weißt es, giebt es Zwietracht in den Familien. Die Einen halten zu den Deutschen, weil sie von ihnen Ansehen und Ehrenstellen hoffen, die Andern hassen sie, wie jeder Magyar den Fremden haßt, doch mehr noch haßt er den Verräther, der ihn in fremden Fesseln halten will; soll ich mich freuen, meinen Schwager in den Reihen der Feinde zu erblicken?"

„Stephan liebt das Vaterland!" erwiederte nach kleiner Pause Therese. „Wie oft beseufzt er die Bedrückungen."

„Ja, er beseufzt sie!" sagte der Graf nicht ohne Hohn. „Das thut er allerdings, und weiter wird wohl nie etwas von ihm geschehen. — Wohl-

an!" fuhr der junge Mann nach einer Pause fort; „ich sehe, ich habe mich getäuscht. Du liebst Stephan Ködenffi wirklich mehr als ich gedacht! dennoch ist es mir lieb, daß ich meine Pflicht gethan, damit meine Schwester sich nicht einer Täuschung hingeben möge, die sie sonst ewig beweinen könnte. Diese Besorgnisse sind jetzt gehoben, und ich habe nun nur daran zu denken, ein fatales Zusammentreffen von Umständen auszugleichen, welches sonst manche Inconvenienzen herbeizuführen gar wohl geeignet wäre. —"

„Ein Zusammentreffen von Umständen?" fragte Therese aufmerksam.

„Ja wohl!" erwiederte der Graf leichthin. „Indeß, es wird sich wohl beseitigen lassen, und zwar um so eher, als Du einen festen Entschluß gefaßt zu haben scheinst."

„Also ich bin dabei betheiligt?" sagte das Mädchen mit immer gesteigerter Aufmerksamkeit. „Du machst mich wirklich neugierig."

„Hm! die Sache ist im Grunde erledigt;" sprach der Vorige mit gleichgültigem Tone, indem er mit der Schwester die Allee hinab dem Schlosse zuging. „Eigentlich sollte ich derselben gar nicht erst erwähnen; indeß Du willst es. — Sage mir Schwester! Hat

unter den jungen Magnaten, die Du voriges Jahr in Presburg gesehen, keiner Deine Aufmerksamkeit auf sich gezogen?"

„Ich war nur wenige Tage dort, wie Du weißt;" erwiederte Therese in leichter Verwirrung. „Der Vater hatte seine Geschäfte schnell beendet; er liebt nicht das Geräusch der Städte. Wir wohnten nur einem Festgelage bei, welches Graf Palffi gab."

„Ganz recht! beim Grafen Palffi;" sagte der junge Mann, doch mehr wie vor sich hin. — „Und keiner der jungen Männer dort ist Dir besonders aufgefallen? — Besinne Dich Therese! — Hast Du mit keinem derselben Dich vorzugsweise unterhalten?" —

„Mit meinem Tischnachbar habe ich viel gesprochen!" antwortete das Mädchen, und eine leichte Röthe, die der Graf aber nicht zu bemerken schien, da er eben seitwärts blickte, überflog Theresen's schönes Gesicht.

„Wie hieß er? — wie gefiel er Dir?" fragte der Graf im gleichgültigsten Tone, indem er mit den schweren Silberquasten seines Dollmans spielte.

„Die Gesellschaft war sehr zahlreich, alle Anwesende mir fremd, ich scheute mich nach seinem Namen

zu fragen;“ antwortete Therese in sichtbarer Verwirrung.

„Ich wiederhole die Frage: wie gefiel er Dir?“ sprach Christoph, auf die Schwester blickend, die das Auge sogleich zu Boden schlug.

„Er war ein feiner artiger Mann, im beginnenden Mannesalter!“ antwortete Therese erröthend. „Er schien die Aufmerksamkeit der anwesenden Damen besonders erregt zu haben; denn ich belauschte manches schöne Frauenauge, das auf ihm ruhte. Uebrigens war er allerdings der schönste Mann in der Gesellschaft, und ich gestehe aufrichtig, noch wenig junge Männer gesehen zu haben, deren Aeußeres mit dem seinigen in Vergleich kommen könnte.“

„Würdest Du ihn wieder erkennen, wenn Du ihn unverhofft erblicken solltest?“ fuhr der Graf zu sprechen fort.

„Welche Frage!“ entgegnete Therese lebhaft. „Unter Tausenden würde ich ihn erkennen. — Die hohe Gestalt, das stolze Auge, die kühnen Züge, lassen sich nie vergessen, wenn man sie einmal gesehen hat.“

„Du meinst also, seine äußere Erscheinung, vielleicht auch seine Unterhaltung, machten im Ganzen einen imposantern und angenehmern Eindruck, als

die Stephan's Eödenffi?" sagte der Graf mit einigem Hohn.

„Wenn das ein Scherz sein soll, Bruder Christoph," erwiederte Therese mit Unwillen, „so muß ich Dir gestehen, daß er mir wenig gefallen will. Es ist unzart, und ich möchte sagen lieblos, auf diese Weise über Jemand zu scherzen, den wir fast wie einen Bruder zu betrachten gewohnt sind."

„Ich wollte weder Dich, noch Stephan beleidigen, wenn ich zwischen ihm und einem Dritten einen Vergleich anstellte; was ist auch Schlimmes dabei?" sprach Christoph freundlich. „Indeß freilich, Du hast recht, wie immer. Stephan kann nichts dafür, daß sein Aeußeres auf die meisten Menschen einen unangenehmen Eindruck macht. Ich habe selbst oft seine Partei genommen, wenn die jungen Leute unseres Standes sich über ihn aufhielten, und mitunter, hinter seinem Rücken, geringschätzend von ihm sprachen. — Aber siehe da! — kommt dort nicht ein Wagen? — Richtig! wir bekommen Besuch." — —

„Laß uns in diese Laube treten, Bruder!" rief lebhaft Therese. „Wir können nicht ausweichen, und ich lasse mich nur ungern im Jagdanzuge sehen."

Beide begaben sich in eine, neben dem Wege be-

findliche Gitterlaube, das Lieblingsplätzchen des alten Frangipani; sie war dicht mit Jelängerjelieber bekleidet, doch erlaubten einige, hier und da befindliche Oeffnungen, einen Blick in's Freie.

Eine Jagdchaise rollte jetzt heran. Sie war mit fünf langmähnigen Rennern, drei vornan, zwei hinter diesen, bespannt. Wagen, Rosse, und die in Heidukkentracht gekleideten Lakaien, starrten von Gold und Silber. In dem Wagen befand sich ein Mann von einigen dreißig Jahren. Die ungarische Nationaltracht, ein dunkelbrauner Dollmann, eben so wie der kostbare, mit podolischem Fuchs besetzte Pelz, beide beinah über und über mit Silberschnuren bedeckt, hatten wohl noch nie einen stattlichern Körper bekleidet. Das kühne Auge blitzte wie das des Kriegsgottes. Muth und Entschlossenheit schien auf der gewölbten, von dunkeln Haarlocken nur wenig bedeckten, Stirn zu thronen. Züge und Haltung des Fremden deuteten auf den vornehmen Mann, der sich seiner Würde vollkommen bewußt ist.

Eben bog das Fünfgespann nach dem Schlosse, und donnernd rasselte der Wagen über die Brücke und durch das Schloßthor.

Therese hatte nur zwei Blicke auf den Fremden geworfen, und plötzlich überflog eine Röthe ihr Ge-

sicht, welche sich bis über die Stirn ergoß. Unwillkührlich hatte sie den Arm des Bruders ergriffen, und eben so schnell ihn wieder fahren lassen.

„Dieser Fremde“ — stammelte sie endlich.

„War Dein Tischnachbar zu Presburg, ich weiß es;“ erwiederte Christoph kalt. „Es ist einer der edelsten, reichsten, mächtigsten Magnaten Ungarns, mein edler Freund, der Oberlandhofrichter von Ungarn, Graf Franz Nadasdy.“ — — —

Therese überhörte beinahe den Namen des Fremden, als ihn der Mund des Bruders aussprach. Der Tag, die Stunde, die Umgebungen, in denen sie ihn zu Presburg gesehen, standen lebhaft vor ihrer Seele. Sie sah die weite Halle vor sich, die kaum die Zahl der Gäste fassen konnte, sie sah die edle stolzblickende Gestalt ihres Tischnachbars, auf welcher die Augen der jungen Männer mit Neid, die der Frauen mit Bewundrung ruhten, sie hörte die Schmeichelworte seines Mundes, so sanft, so einnehmend, wenn er seine Rede an die Damen richtete, so stolz, so tönend, wenn er von den Vorzügen der Magyaren, und den Bemühungen der Freunde des Vaterlandes sprach. — Stumm, in Gedanken verloren, und ohne weiter die geringste Frage an den Bruder zu richten, ging sie

an der Seite desselben, welcher still vor sich hin lächelte, dem Schlosse zu. — — —

Mehrere Tage vergingen. Graf Nadasdy hätte schon, vermöge seines berühmten Geschlechtsnamens, so wie wegen des Ranges, mit dem er, trotz seines jugendlichen Alters, bekleidet war, bei dem Schloßherrn die günstigste Aufnahme gefunden, wenn re auch nicht, was dem alten Manne sehr schmeichelhaft war, unaufhörlich versichert hätte, daß er sich zu dem Grafen Christoph, wegen Gleichartigkeit ihrer Empfindungen und Neigungen, seit dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft unwiderstehlich hingezogen fühle. Die Achtung, mit der er jedes Wort des Alten der größten Aufmerksamkeit würdigte, die Geduld, die er bei Erzählung der Begebenheiten längstvergangener Zeiten bewies, brachten in kurzem diesen dahin, daß er seinen Kindern wiederholt die Versicherung gab, wie Graf Nadasdy einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, und des hohen Postens, mit dem man ihn, trotz seiner Jugend, bekleidet, überaus würdig sei. Auch Therese fühlte sich von dem schönen, geistreichen, und durch den Glanz der Geburt, so wie des Ranges, ungemein imponirenden jungen Manne, außerordentlich angezogen. Zwar konnte er ein gewisses heftiges aufbrausendes Wesen nicht verläug-

nen, aber wie leicht erklärte sich dieses an dem reichen, schon im Jünglingsalter zu einer der höchsten Würden des Reichs gelangten Magnaten, an dem Manne, der nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er die erste derselben, die des Palatinus von Ungarn für erreichbar, und für ihn nicht unter seinem Werthe halte! — Und blitzte nicht nur dann sein Auge, wenn er von den Lobkowitz, den Portia und andern seinem Vaterlande feindlich gesinnten Fremden, von der Heiligkeit der Constitution, von dem, selbst durch Ungarns Grundvertrag mit König Andreas gebotenen Widerstand gegen Unterdrückung sprach? Ward der Löwe nicht zum Lamme, glätteten sich nicht augenblicklich die geschwollenen Adern der gewölbten Stirne, blickte das stolze Auge nicht sogleich freundlich und mild, wenn Therese, da sie wußte, wie ungern der Vater, bei seinen milden versöhnlichen Grundsätzen, von Widersetzlichkeit gegen den kaiserlichen Herrn sprechen hörte, das Wort nahm, und die Worte des Grafen auf eine glimpflichere Weise kommentirte? Allerdings mochte auch das sichtliche Bestreben ihr zu gefallen, die unaufhörlichen kleinen Aufmerksamkeiten, die Nadasdy Theresen bewies, dazu beitragen, daß das Mädchen sich einst bei dem stillen Geständniß überraschte, daß der Graf nicht nur der schönste und geist-

reichste, sondern auch der liebenswürdigste Mann sei, den sie bis dahin noch gesehn, und daß dereinst das Weib seiner Wahl ein sehr glückliches sein würde. Kaum hatte sich Therese aber dieß Geständniß abgelegt, als sie betroffen zusammenschauderte. Der Gedanke schien ihr im ersten Augenblicke ein Treubruch gegen Stephan — aber, sagte sie sich im zweiten, würde der Bescheidene sich selbst nur mit jenem glänzenden, Macht und Hoheit strahlenden Manne, vergleichen wollen? Und dann — fragte sie sich im dritten — kann ein Treubruch begangen werden, wo noch keine Treue gelobt worden? — —

So vergingen einige Tage. Obgleich Graf Nadasdy mit Theresen noch kein Wort von Liebe gesprochen hatte, so war es dieser doch ein außerordentlich beängstigender Gedanke, daß der alte Ecödenski mit dem Sohne jeden Augenblick zurückkehren, zu Schloß Tersacz erscheinen, und eine Erklärung in Beziehung auf die vorgeschlagene Verbindung fordern könnte. Es war ihr unerträglich, sich ihren künftigen Gatten, der allerdings Jenem, mit so viel Vorzügen Begabten gegenüber, sehr zurückstehen mußte — den guten, aber etwas ängstlichen, und deßhalb oft linkischen Stephan, in der Nähe Nadasdy's zu denken. „Nein!“ rief Therese unwillkührlich, „nimmer würde

ich mich in seiner Nähe für Stephan's Braut erklären, nimmer den mitleidsvollen Blick des stolzen Auges, das halbversteckte ironische Lächeln bei seinem Glückwunsch, am wenigsten die Vernachlässigung, wohl gar Geringschätzung des Mannes, dem ich meine Hand zu reichen gelobt, ertragen können!" — —

So vergingen mehrere Tage, als zu Schloß Tersacz die Nachricht erscholl, daß der alte Ecödenski, bei seinem Aufenthalt in der Nähe Oedenburgs, plötzlich erkrankt sei, und obwohl sein Zustand keineswegs gefährlich, er dennoch eine Reise nicht ertragen würde. — Theresen fiel eine Bergeslast von der Brust. Sie hatte nun die Gewißheit, daß Stephan nicht mit Nadasdy zusammentreffen würde. — — Letzterer hatte indeß den alten Frangipani gänzlich für sich eingenommen.

So oft der Alte mit seinem Sohne bei Unterhaltungen über die politischen Zustände des Tages, vorzüglich wenn die Rede auf die Angelegenheiten Ungarns kam, in Streit gerieth, so wenig war dieß mit Nadasdy der Fall. Zwar verläugnete dieser seine Gesinnungen nicht, aber er sprach nicht von Widersetzlichkeit, von Behauptung der Rechte des Reichs mit dem Schwerte, wie Christoph, sondern nach Einwendungen, die, wie es den Anschein hatte, von dem

Alten siegreich widerlegt wurden, kam er zuletzt mit diesem stets darin überein, daß man das Beste von der Geduld und von der Zeit erwarten müsse. —

Graf Christoph, so selten er auch in dieser Zeit mit seiner Schwester allein war, erwähnte mit keiner Sylbe ihres Verhältnisses mit Stephan, geschah es indeß von ihrer Seite — und dieß war mehrmals der Fall, besonders als sie dessen Rückkehr von einem Tage zum andern zu befürchten hatte — so beantwortete er ihre besorgten Fragen stets dahin: daß ihr ganzes Geschick, ihr Lebensglück, allein in ihrer Hand ruhe, daß, wenn sie sich einmal entschlossen habe, Stephan ihre Hand zu reichen, alles Uebrige, was damit in Verbindung stehe, als Nebensache betrachtet, und ertragen werden müsse; sei sie indessen damit noch zu keinem festen Entschluße gekommen, so könne er nicht begreifen, was ihr Kummer erzeugen möge, sie sei frei, bei der Passivität des Vaters gänzliche Herrin über Herz und Hand, und so lange sie Stephan noch keine Zusage gethan, könne sie über Beides verfügen, ohne daß nur ein Schein irgend eines Unrechts auf sie fallen könne. —

Vierzehn Tage waren seit Nadasdy's Ankunft indeß verflossen, doch erst in den letzten derselben hatte sich der Graf Theresen näher angeschlossen. In ihrer

und des Bruders Gesellschaft machte er kleine Streifzüge in das Tatragebirge und bewies sich dabei als einen kühnen und geschickten Jäger. Oft sprach er dann von der Jagdlust, die man auf seinen in der Ebene liegenden Gütern, bei der großen Menge des Wildes, besser als in den wildarmen Gebirgen genießen könne, und Therese mußte ihm zusagen, in Kurzem dort in Begleitung des Vaters und des Bruders zu erscheinen, um sich von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen. Nadasdy pries dann mit Begeisterung die Jagdlust, und klagte mit scherzhafter Uebertreibung alle Männer, die die Freuden der Jagd nicht zu schätzen wüßten, strafbarer Trägheit oder unmännlicher Schwäche an. Auch in dieser Beziehung fiel die im Stillen von Theresen zwischen dem Grafen und Stephan gezogene Parallele sehr zum Nachtheil des letztern aus. Oft schon hatte sie ihm Vorwürfe gemacht, wenn er unter diesem oder jenem Vorwande sich einer beschlossenen Jagdpartie entzogen, und diese dadurch wohl gar vereitelt hatte; auch hatte Christoph ihn oft damit geneckt, daß er nicht im Stande sei, das Blut eines Rehes oder Wolfes fließen zu sehen. Wie sehr stand der stille oft trübgestimmte, die Einsamkeit suchende Jüngling, dem muthigen, lebensfrohen Manne nach, der, bekleidet mit

prächtig enganschließendem Jagdkleide, die Flinte in der Hand, durch das dichteste Dickicht brach, sich muthig dem knirschenden Keiler entgegen stürzte, und mit freudigem Halloh! die muntere Meute anfeuernd, das Echo des Gebirges weckte! — — —

Bei Jagdzügen dieser Art, die der alte Frangipani, wenn ihm auch seine Jahre und öftere Kränklichkeit verboten sie mitzumachen, dennoch zur Freude der jungen Leute fast täglich veranstaltete, befand sich Nadasdy mit Theresen oft allein. Hier hatte das Mädchen dann Gelegenheit den hellen Verstand, den sichern Takt, der sich in allen seinen Gesprächen kund gab, zu bewundern, und nicht selten kam dann wohl Theresen der Gedanke, daß auch die edelste der Töchter Ungarns dereinst mit Stolz an der Seite dessen, den Rang, Geburt, Schönheit, und alle Vorzüge des Geistes zum Ersten unter seines Gleichen machten, erscheinen könnte. —

War es dem Zufall oder den von Christoph getroffenen Einrichtungen zuzuschreiben, aber fast beständig traf es sich, daß der Graf beim Treibjagen seine Stelle neben Theresen angewiesen erhielt. Freunde, und noch mehr Freundinnen der Waldlust, werden den Werth eines Nachbars, der die langen Pausen einer Jagd dieser Art, mit angenehmen Gesprächen

auszufüllen weiß, zu schätzen wissen, und auch mit Theresen war dieß der Fall; ja wer bemerkt hätte, wie lebhaft von ihrer Seite die Unterhaltung geführt ward, wie die sonst so eifrige Jägerin dann und wann ein munteres Häslein innerhalb der Schußweite unbemerkt entkommen ließ, hätte der Meinung werden können, daß nicht grausame Lust des Tödtens, sondern eine weit friedlichere sie über Berg und Thal, durch Wald und Feld geführt habe. — —

Es war gerade einer jener herrlichen Herbstmorgen, wo die reine und klar aufgehende Sonne, die dünn und fein daher streichende Morgenluft, der auf allen Grashalmen wie unzählige Diamanten funkelnde Morgenthau das Gemüth des lebensfrohen Jägers so heiter, so erwartungsvoll, zu stimmen gewohnt sind. Auch Graf Christoph Frangipani war heute lustiger, und, dem Anscheine nach, offener seine Meinung gegen die Schwester aussprechend, wie gewöhnlich. Während die Schaar der Treiber lärmend, die Koppeln der Hunde klaffend und heulend vor Lust und Begierde, von rüstigen Jägern begleitet, voraus nach dem Walde eilten, standen Therese und Christoph in stiller Unterhaltung auf der Schloßbrücke, um den Grafen, der die Stunde des Aufbruchs verschlafen hatte, oder wie Christoph meinte, mit der Wahl seiner

Toilette nicht zu Stande kommen könne, zu erwarten. Theresen's Bruder war heute ungewöhnlich heiter. Es war das erstemal, daß er das Mädchen mit den Aufmerksamkeiten neckte, die ihr von dem Grafen in, wie er behauptete, sich täglich verdoppelnder Zahl, bewiesen würden, und er zählte ihr dann an den Fingern alle die Rehe und Hasen auf, die, nach seiner Versicherung, unangefochten ihre Schießstände passirt hätten. So lebhaft sich auch Therese vertheidigte, so konnte man dennoch bemerken, daß die Scherze des Bruders sie eben nicht unwillig machten, und dieser behauptete endlich, mit Sicherheit annehmen zu können, daß nicht blos die Jagdlust zu Schloß Tersacz, den Besitzer so vieler wildreicher Wälder in das Tatragebirg gelockt hätte. — Die Bemerkung des Bruders stimmte Theresen ernster, doch schien sie nicht unwillig zu werden, und sie bestritt blos die Gründlichkeit seiner Behauptung. Christoph erwiederte gelassen, und halb scherzend, halb ernsthaft: daß er nur zwei Worte aussprechen dürfte, um jeden Zweifel daran zu beseitigen, daß er aber diese Worte für sich behalten werde, damit Therese ihm nicht den alten Vorwurf: er bemühe sich ihr Schicksal zu machen, zu wiederholen im Stande sei. —

Das Mädchen schien den Scherz nur als einen

solchen aufzunehmen, doch widersprach dem eine hohe, ihr Antlitz überfliegende Röthe. Bald setzte indeß Therese das Gespräch fort.

„Ich muß Dir das Lob ertheilen Bruder Christoph," sagte sie lachend, „daß seitdem der Graf hier ist, Du an Verschwiegenheit und Delikatesse erstaunend zugenommen hast. — Sonst theiltest Du mir Manches über Deine politischen Pläne mit, von dem ich leider nur wenig verstand, jetzt schweigst Du mäuschenstill; ehedem erschöpftest Du Dich in Kombinationen von nützlichen oder vornehmen Familienverbindungen, wo Deine arme unbedeutende Schwester immer als Hauptperson zu figuriren bestimmt war, und jetzt enthälst Du Dich aus außerordenlicher, ganz ungewohnter Delikatesse jedes Wörtchens, was sie betrifft."

„Ah so!" erwiederte Christoph trocken. „Du willst wissen, was der Graf über Dich zu mir gesprochen hat?"

„Und wenn ich es wollte?" — erwiederte Therese ärgerlich. „Du hast mir ja sonst dergleichen sehr bereitwillig mitgetheilt, ohne Dich viel darum zu kümmern, ob es mir angenehm zu hören war oder nicht."

„Es ist mir aber auch häufig schlecht bekommen!" erwiederte Christoph im vorigen Tone; „ich hätte

jetzt Lust, zu Deiner Bestrafung es einmal mit dem Schweigen zu versuchen. Indeß Du willst es! Nun so höre denn: er fragte mich, ob Dein Herz noch frei sei, und setzte hinzu, daß seitdem er Dich in Presburg gesehn, der Gedanke, um Deine Hand zu werben, ihn nicht einen Augenblick verlassen habe. Zuletzt bat er mich, Dich darüber auszuforschen."

„Und Du?" sprach mit kaum hörbarer Stimme Therese, indem sie ihre Pulse bis in die Schläfe pochen fühlte.

„Ich lehnte die Zumuthung ab!" erwiederte kalt der Graf. „Ich erwiederte ihm, daß Du es ungern sähest, wenn ich mich mit Deiner Zukunft beschäftigte. Was Dein Herz anbelangte, setzte ich hinzu, so wisse ich nichts davon, daß es versagt sei."

„Sagtest Du ihm nichts von meinem Entschlusse wegen Stephan?" fragte das Mädchen leise und lispelnd.

„Hast Du einen gefaßt?" fiel Christoph mit gleichgültigem Tone ein. — „Ich konnte ihm nichts davon sagen, da Du, so viel mir bekannt ist, Dich gegen die Södenffi's noch nicht entschieden erklärt hast; willst Du es aber, so sage ich es ihm heute, gleich nach der Jagd." —

„Nein! Nein! — laß es lieber!" rief Therese

lebhaft; „aber still! kein Wort mehr! — dort kommt Nadasdy." — —

Der Graf kam eben raschen Schrittes über die Schloßbrücke. Er war heute schöner, liebenswürdiger als je. Die leichte Flinte auf der Schulter, das hellgrüne, reich mit Gold besetzte Jagdkleid, die Mütze mit der kleinen Reiherfeder, schmückten auf's glänzendste den stattlichsten der Diener Dianen's. Nach scherzenden Begrüßungen, womit die Geschwister den Langschläfer neckten, bestiegen alle Drei den bereitstehenden Jagdwagen, und rasch eilten die vier schnaubenden Hengste mit ihnen dem Walde zu. — — —

„Hier bleibt stehen, und seid aufmerksamer wie sonst!" sprach Christoph Frangipani zu den Gefährten, nachdem er ihnen, wie gewöhnlich, ihre Plätze unfern von einander angewiesen hatte, und Nadasdy bedeutungsvoll anlächelte. „Hier ist das Rendezvous der Hasen der ganzen Herrschaft Tersacz. — Therese weiß es, daß ich nicht Jedermann hierher geleite, aber unser Nadasdy ist uns in jeder Beziehung ein lieber Freund, und muß durchaus als zu uns gehörig betrachtet werden." —

Der Blick, mit dem Christoph die letzten Worte sprach, war fest auf den Grafen gerichtet, doch ent-

ging er Theresen, welche die Augen niederschlug, und sich eifrig mit ihrem Gewehr zu beschäftigen schien.

„Darf ich die Worte Ihres Bruders," sagte Nadasdy, als Christoph sich entfernt hatte, und indem er zärtlich und ehrerbietig Theresens Hand ergriff, „darf ich die Worte des Grafen auch in Ihrem Namen gesprochen betrachten?"

„Das dürfen Sie allerdings, Herr Graf!" erwiederte das Mädchen, die Sache zum Scherze verkehrend. „Sie dürfen es aus zweierlei Ursachen; einmal: weil mein Bruder, wie Sie bemerken werden, die Sorge für mich zu sprechen und zu handeln stets so bereitwillig übernimmt, und dann — dann — weil ich weiß, daß Sie sein Freund sind, und den Werth kennen, den er auf Ihre Freundschaft legt."

„So sehr ich auch den zweiten dieser Gründe zu schätzen weiß," erwiederte der Graf mit Feinheit, „so möchte ich doch lieber dem ersten derselben einen andern unterlegen, und dann überstiege er an Werth für mich selbst noch den zweiten."

„Und der wäre?" fragte Therese: „Sie machen mich recht neugierig."

„Wenn Therese Frangipani," sagte der Graf mit Wärme, „mich auch als zu den Ihrigen gehörig betrachten wollte." —

„Der Freund meines Bruders, der Mann, den mein Vater hochschätzt, steht ebenfalls hoch in meiner Achtung!“ erwiederte das Mädchen leise und erröthend.

„Achtung! — Achtung! — theure Therese, das ist ein kaltes Wort!“ rief der Graf mit großer innerer Bewegung. „Was birgt sich nicht hinter diesem Worte, so wie es im Gewühle der Welt wohl ausgesprochen wird! — Da ist der Lobkowitz, und noch ein Anderer — ja noch ein Anderer! ich achte sie beide, und dennoch hasse ich sie bis zum Erschlagen.“

„Ich gebrauche das Wort in einem sehr — sehr freundlichen Sinne!“ sagte das Mädchen, „in einem Sinne, wie es nur gegen einen Freund gesprochen wird;“ setzte sie kaum hörbar hinzu.

„Sie nennen mich Freund, und ertheilen mir mit diesem Worte ein Recht;“ hob Nadasdy mit immer steigender Wärme an. „Wohlan, so erlauben Sie auch, daß ich von diesem Rechte Gebrauch mache; beantworten Sie mir, ernst und aufrichtig eine Frage. — Lieben Sie Stephan Csödenffi?“ — —

„Nein! — Ja! ich liebe ihn, wie einen Bruder; nach Christoph“ — stammelte Therese in voller Verwirrung.

„Nach Christoph lieben Sie ihn am meisten?“

rief Nadasdy und sein Auge blitzte. — „Antworten Sie mir, Therese! ja oder nein! ich bitte dringend.“ ——

„Ich habe ihn sonst wie einen Bruder geliebt, ich achte ihn noch —“ sprach Therese verwirrt. „Aber mein Gott, die Jagd! hören Sie nur, man beginnt das Treiben! Wir müssen auf unsern Stand“ — —

„Ein Wort noch, theure Freundin!“ rief Nadasdy. „Haben Sie Stephan Ihre Hand zugesagt?“ —

„Nein! — niemals werde ich ihn heirathen! nie!“ — rief Therese wie bewußtlos. „Aber fort jetzt Graf! ich bitte Sie, sprechen Sie jetzt nicht weiter!“ —

Nadasdy verbeugte sich ehrfurchtsvoll, aber mit Triumph in seinen Blicken. Mit geflügelten Schritten eilte Therese einer alten Eiche, dem ihr bezeichneten Jagdstande zu. — —

Mehrere Minuten stand sie hier. Das Halloh der Treiber, das Klaffen der Hunde, einzelne in der Ferne fallende Schüsse ertönten. Therese hörte kaum etwas von dem Allen. Die Worte Nadasdy's, mehr noch die, ihren eigensten Sinn erklärenden Blicke des schönen Mannes erfüllten ihr ganzes Inneres, ertönten in ihrem Herzen, brannten in ihrem Haupte. —

Inzwischen näherte sich die Jagd, der Lärm verdoppelte und verdreifachte sich. Man unterschied Christoph's helltönende Stimme in der Ferne, und das dumpfe Bellen zwei mächtiger Rüden ward jetzt laut. Es schien ein bedeutenderes Wild, als ein unschuldiges Häslein ins Treiben gerathen zu sein, obgleich bereits mehrere der Letztern, und zwar ohne bemerkt zu werden, vor Theresen vorübergeeilt waren. — —

Der Jagdlärm ward inzwischen immer stärker, und näherte sich mehr und mehr; es hatte fast eine Stunde gedauert; der zur Aufmerksamkeit mahnende Ruf: „Achtung!“ erscholl nun von der Linie der Treiber her, und lief an der der Schützen herab. Das Rüdengebell war verstummt, aber ein kurzer rauher, eigenthümlicher Schrei tönte aus dem nahen Dickig, und bald knickte, knarrte und brach es in dem Unterholze, als ob ein führerloser Wagen, oder ein scheugewordenes Zugthier dasselbe durchstürme, und die krachenden Gesträuche rings um sich her zu Boden träte.

Jetzt ward Therese aufmerksam, sie spannte den bis jetzt in Ruhe gebliebenen Hahn, und schaute aufmerksam um sich her. Nadasdy näherte sich ihr um einige Schritte. — Auf einmal theilte sich, ungefähr dreißig Schritte von Theresen, das Gebüsch, die Aeste

stoben umher, und ein mächtiger Eber stürzte heraus. — Mit Anstrengung schien er vorwärts zu eilen, aber zwei stattliche schwarze Doggen hingen ihm rechts und links am Gehör. Die Hunde winselten, als der Keiler sie vorwärts schleifte, aber die glänzend weißen Zähne hielten die Ohren des Unthiers fest, wie eben so viel elfenbeinerne Zangen.

Therese betrachtete mit Schauder das ihr gegenüberstehende Thier, welches jetzt mehr im Freien angekommen sich auf's eifrigste bestrebte, seine Feinde loszuschütteln. Der Keiler war größer, als das Mädchen noch je einen erblickt. Die Borsten des Rückens, insoweit sie nicht durch Schlamm und Harz der Bäume zu einem festen Panzer gekittet waren, erschienen, besonders in der Gegend des Halses, geradeauf gerichtet. Das kleine, tiefliegende geröthete Auge des Thieres funkelte vor Wuth, der Rachen war größtentheils geöffnet, doch wenn ihn das Unthier schloß, so ertönte ein ganz eigenthümliches widriges Knirschen, welches am besten dem des Wetzens einer stumpf gewordenen Sense zu vergleichen war. — —

Eben eilte ein Jäger, mit dem Hirschfänger in der Faust herbei, er wollte sich auf den Keiler stürzen, doch dieser, die Zahl seiner Feinde sich vermehren sehend, nahm alle Kraft zusammen, und suchte die

Hunde abzuschütteln. Bis jetzt hatten diese tapfer widerstanden, doch eben als der Jäger dem Thiere das Eisen in die Seite bohren wollte, riß das eine Ohr des Ebers in Fetzen, und scheu sprang der Jäger nun zurück. —

„Auf ihn! nieder mit ihm! Bist Du ein Magyar?" — rief jetzt mit kräftiger Stimme der Graf und die Flinte an den Boden werfend, griff er nach dem Waidmesser; doch der Jäger stand vor Schreck wie angemauert.

Mit Wuth arbeitete nun der halbbefreite Eber; er war nur zwanzig Schritte noch von Theresen, die die Flinte an den Backen nahm — und nach kurzem Kampfe flog der, bis jetzt seiner Pflicht treugebliebene Hund, mit aufgeschlitztem Leibe und hervorquellenden Eingeweiden von den furchtbaren Waffen des Keilers getroffen, heulend in das Gras. Das Unthier stand schäumend vor Wuth und blickte uem sich her.

„Um Gotteswillen schießen Sie nicht!" schrie der Graf, als er bemerkte, daß Therese die nur mit leichtem Schrott geladene Flinte abdrücken wollte.

Dennoch hatte das Thier Theresen bereits in's Auge gefaßt, eben wollte es auf das zitternde Mädchen zustürzen, da sprang der Graf, das blitzende

Jagdmesser in der Hand, ein paar Schritte vorwärts, der donnernde Jagdruf: „Ho! Sau!“ — das gewöhnliche Signal den wüthenden Eber anzulocken — ertönte, und augenblicklich nahm das Thier den neuen Widersacher an. — — —

Bleich und fast ohne Bewußtsein lehnte Therese an der Eiche, als sie den knirschenden Keiler mit verdoppelter Wuth auf den Grafen zustürzen sah; sie wollte um Hülfe rufen, aber die Stimme versagte ihr, stumm und mit Ensetzen blickte sie auf den Kampf, der nun beginnen sollte. —

Nadasdy hatte indeß nicht im Geringsten die Fassung verloren. Kaum hatte er bemerkt, daß das Thier ihn in's Auge gefaßt, als er sich auf ein Knie niederließ, und den doppelschneidigen Hirschfänger vor das zweite stemmte; die ruhige Haltung des Jägers, der seiner Sache gewiß ist, das Bewußtsein überlegener Kraft, war in seinen Bewegungen nicht zu verkennen. Ruhig blickte sein Auge auf das borstige Ungeheuer, das mit offenem, von Schaum triefenden Rachen, aus dem zwei furchtbare Hauer hervorragten, wie ein Pfeil heranjagte. —

Jetzt war der Keiler bei dem Grafen angekommen. Schon wendete er das gewichtige Haupt zu einem Schlage, der, wenn er geführt worden wäre,

und den Widersacher getroffen hätte, diesen bis auf den Tod verwundet haben würde; aber der geübte Jäger hatte mit ruhigem Auge und fester Faust bereits den einzigen Punkt ausgewählt, wo das hülfebringende Messer nimmer fehlen konnte. Die Spitze des letztern war gerade gegen die Mitte der Brust des Thieres gerichtet, und dieses stürmte mit aller Kraft, die die rasende Wuth, die entsetzliche Körperschwere, und der beflügelte Lauf ihm geben konnten, in das scharfe Eisen, das ihm bis zu dem elfenbeinernen Griff in die Brust drang. — —

So glücklich aber auch von dem Grafen der tödtliche Fleck ausgewählt worden, so viel Kraft der stattliche Jäger dem Thiere entgegengesetzt hatte, so war dennoch der Stoß des anstürmenden Ebers zu mächtig gewesen, als daß ihm sein Feind hätte aufrecht widerstehen können. Der Graf fiel bei dem Anprallen des Thieres rücklings zu Boden, und der noch im Todeskampfe um sich hauende Eber ihm zur Seite; er fühlte sich von dem sterbenden Thiere mit Blut überströmt, und auch das seinige träufelte aus einer leichten Wunde an der Hand. —

Kaum sah Therese den Grafen fallen, als sie das Gewehr wegwarf, und mit einem durchdringenden

Schrei zu ihm hinstürzte. Das erste, was sie erblickte, war dessen bluttriesende Hand, und auch das die Kleider des Grafen bedeckende Blut hielt sie für das seinige.

„Hülfe;“ rief sie wie außer sich dem noch in der Ferne unthätig stehenden Jäger zu. „Laufe nach dem Wagen! nach meinem Bruder! — Graf Nadasdy ist verwundet!“ —

„Beruhigen Sie sich, theuere Therese!“ sagte der Graf sich erhebend. „Kommen Sie dem verendenden Thiere nicht zu nahe! Ich bin nur unbedeutend an der Hand verletzt.“

„Nein! nein! Sehen Sie, wie Ihr Blut fließt!“ rief das Mädchen, noch immer in höchster Angst, indem es ein Tuch sich vom Halse riß, und Nadasdy's Hand damit umwand. — „Und auch hier, und dort und überall Blut!“

„Es ist der Schweiß des Ebers, theure Therese!“ erwiederte der Graf beruhigend.

„Nein! es ist das Ihrige!“ rief Therese. — „O, es wäre entsetzlich, wenn Sie, in dem Bestreben mich zu retten, von dem wüthenden Thiere gefährlich verwundet worden wären.“

„Gäbe es wohl eine Gelegenheit, wo ich lieber mein Herzblut vergießen möchte?“ sagte schmeichelnd

der Graf. „O, Therese lassen Sie dieß Blut den Kitt sein, der unsere Verbindung auf immer befestigt.“

„Nimmer,“ sagte Therese verwirrt, „werde ich Ihre Großmuth, Ihre edle Selbstaufopferung vergessen.“

„Ich bin nicht großmüthig, Therese!“ sagte Nadasdy zärtlich, indem er das Mädchen mit dem Arm umschlang. „Ich will behalten, was ich mir gerettet.“

„Nein Graf, Sie sind nicht großmüthig!“ stammelte Therese, doch sich nicht seiner Umarmung entziehend. „Diese Sprache, in diesem Augenblicke“ — —

„Ich spreche nur aus, was sich mir schon, als ich Sie in Presburg sah, über die Lippen drängen wollte!“ sagte Nadasdy immer dringender. „Ja, Therese, das ganze Glück meines Lebens ruht in Ihrer Hand. Sie sind noch frei; ich weiß es. Werden Sie die Meinige! schenken Sie mir Herz und Hand! — Glauben Sie mir, Therese,“ setzte er stolz hinzu, „noch nimmer hat Franz Nadasdy eine Werbung dieser Art ausgesprochen; sie würde vielleicht nicht überall zurückgewiesen worden sein.“ —

„Nirgends innerhalb der Grenzen Ungarns wäre

sie abgewiesen worden!“ lispelte Therese. „Sie sind des edelsten Weibes werth; dennoch — ich habe einen Vater, einen Bruder — Beide nur sind im Stande unsere Verhältnisse“ — —

„Darf ich mit ihnen sprechen?“ rief der Graf feurig — „Ja ich darf! — nicht wahr, Therese, ich darf?“

„Sprechen Sie!“ sagte das Mädchen kaum hörbar.

„Und Ihr Wort!“ — rief Nadasdy, Theresen an seine Brust drückend.

„Wenn mein Vater einwilligt!“ — sagte sie leise, das glühende Gesicht an der Schulter des schönen Mannes verbergend. —

„Ei! hier sieht es ja ganz anders, und besser aus, als ich besorgte!“ rief auf einmal eine helle Stimme, und Christoph Frangipani arbeitete sich durch's Gebüsch. „Der Einfaltspinsel von Jäger sprach von Verwundung durch den hauenden Eber, ich bemerke aber nur, daß Amor's Pfeil Schaden angerichtet hat!“ — —

Therese hatte sich, während der Rede des Bruders, aus den Armen Nadasdy's losgemacht.

„Sage mir nur Schwester,“ sprach Christoph neckend weiter, „sage mir nur, warum Du so verle-

gen bist, so erröthest? Bedurftest Du etwa erst der Todesangst, um ein Wörtchen auszusprechen, was Deinem Geschlecht sonst nicht so überaus schwer ankommt? — aber wahrhaftig!" setzte er ernst hinzu, indem er des Grafen verwundete Hand erfaßte. „Der Zahn des borstigen Feindes ist dennoch thätig gewesen! — Die Verletzung ist doch nicht gefährlich?" —

„Nur unbedeutend! Ein kleines Andenken. Eine Fleischwunde! rief Nadasdy lächelnd, indem er sich niederbeugte, und das vom Blute rauchende Jagdmesser dem Thiere aus der Brust zog. — „Graf Frangipani!" rief er sodann, und hob das bluttriefende Eisen hoch empor. „Mögen alle unsere Feinde so am Boden liegen, und möge ihr Blut von unsern Degen träufeln, wie das Blut dieses Keilers!" — — —

„Amen! — Dem geschehe also!" rief Christoph beistimmend, und indem er Nadasdy die Hand reichte. „Noch allzuviel Ehre aber wird ihnen geschehen, wenn sie, wie dieses tapfere Thier, auf grüner Haide fallen" —

Therese konnte sich bei den Worten des Grafen, so wie bei denen ihres Bruders, eines sehr unheimlichen, ihr Herz beengenden Gefühles nicht erwehren. — Sie fühlte ihr Herz noch schlagen, ihre Pulse waren noch erregt von den Liebesworten, der Werbung

eines Mannes, der, als kaum diese Worte seinen Lippen entflohen waren, mit drohender Stimme und zuckender Lippe Verwünschungen gegen seine Widersacher ausstoßen konnte. Zwar war es nur ein Thier, auf welches er den Fuß setzte, ein Thier, welches noch vor wenig Augenblicken ihr Leben bedroht hatte, und dessen Blut jetzt von seinem Stahle träufelte, aber es war, als ob ein finsterer Geist ihr zuraunte: Der Stolze, Eigensüchtige, der in zwei Augenblicken von dem süßesten Gefühle, das die Menschenbrust bewegt, zu dem feindlichsten übergehen konnte, würde mit eben der Kälte auf Jeden, der sich ihm gegenüber stellte, den Fuß setzen, mit demselben grimmigen Triumphe den von Feindesblute triefenden Stahl empor heben. — —

Still und nachdenkend bestieg jetzt Therese den herankommenden Jagdwagen, Nadasdy betrachtete noch einen Augenblick den erlegten Eber, und stieß den Hirschfänger, nachdem er ihn an der borstigen Haut desselben vom Blute gereinigt, in die Scheide, Christoph gab Befehle, das erlegte Wild fortzuschaffen, und so fuhr die Gesellschaft dem Schlosse Tersacz zu. — — —

Kaum hatte Therese, von den körperlichen und geistigen Anstrengungen des Tages ermattet, auf dem

Sopha ihres Zimmers Platz genommen, als ihr Bruder hereintrat. Seine Züge glänzten von Selbstzufriedenheit. Man las in ihnen die Freude über einen gut angelegten und mit Erfolg ausgeführten Plan.

„Du bist also mit Nadasdy einig? Du hast ihm Dein Wort gegeben, und ich bringe Dir die Einwilligung des Vaters!“ hob er an, indem er sich neben Theresen niederließ. „Alles kommt jetzt darauf an, ein unangenehmes Zusammentreffen mit den Södenffi's zu vermeiden.“ —

Daran hatte Therese noch nicht gedacht; sie schrack sichtbar zusammen.

„Beunruhige Dich nicht!“ sprach Christoph dieses bemerkend. „Ich habe schon alles überlegt. Ich schreibe im Auftrage des Vaters an den Reichsschatzmeister einen mit Höflichkeiten vollgepfropften Brief, ich sage in diesem, daß Graf Nadasdy schon längst um Deine Hand geworben, daß wir indeß aus alter Liebe zu Stephan zu keiner Entscheidung hätten kommen können, daß Du lange geschwankt, daß aber endlich Dein Herz für Nadasdy entschieden habe. — Schon der Umstand, daß das Zünglein der Wage sich erst nach langer Zeit und Schwanken zwischen dem unbedeutenden Stephan und dem schönsten, reich-

sten, glänzendsten Manne des Reiches dem letztern zugeneigt, wird dem Alten die Pille vergolden. — Aber, sag' mir, was hast Du?" rief Christoph, als er bemerkte, daß heiße Thränen über das Antlitz der Schwester flossen. „Du liebst, Du wirst geliebt, der Mann Deiner Wahl wird Dir von hundert Mädchen Deines Standes beneidet werden, und — Du weinst! — —"

„Ich bitte Dich, Schwester, sprich, was Dich so ergreifen kann!" fuhr der Graf fort, als Therese schluchzend das Antlitz in die Kissen des Sopha's barg. „Diese Thränen sind nicht Freudenthränen, und dennoch begreife ich nicht, was sonst im Stande wäre sie Dir auszupressen. — Reuet Dich Deine Wahl; oder liebst Du Nadasdy nicht?" —

„Nein!" rief Therese, das glühende Antlitz gegen den Bruder kehrend. „Nein Bruder! meine Wahl reuet mich nicht, und erst seitdem ich Nadasdy kennen lernte, ja seit dem Augenblicke, wo ich ihn zu Presburg sah, weiß ich, was Liebe ist, dennoch glaube ich nicht, daß ich in seinen Armen glücklich sein werde. — Ich habe mich," setzte sie dumpf hinzu, „an Stephan zu sehr vergangen." —

„So hast Du mir etwas verheimlicht? Du hast von Liebe zu ihm gesprochen?" fragte Christoph hef-

tig, indem sich seine Stirn in Falten zog. „In diesem Falle freilich“ — —

„Wie kannst Du dieß von Deiner Schwester glauben?“ erwiederte Therese schmerzlich.

„Du hast nicht?“ fragte schnell erheitert der Graf. — „Du hast ihm auch nicht Hoffnung gemacht? Nicht bestimmte Aeußerungen“ —

„Weder Eins noch das Andere!“ fiel Therese ein. „Dennoch habe ich eine schwere Schuld auf mir: ich habe ihn nicht geliebt, und dennoch geduldet, daß er hoffte. — Daß ich jetzt erst mit Bestimmtheit weiß, daß das Gefühl, welches für ihn in meinem Herzen lebte, nur das Gefühl der Freundschaft war, ist nicht hinreichend, mich freizusprechen von aller Schuld.“

„Dachte ich es doch, daß es etwas ganz Sublimes, wenn nicht am Ende — nur eine Mädchengrille sein würde!“ rief spöttisch lächelnd der Graf. — „Nun! sei nicht böse, Schwester;“ setzte er begütigend hinzu. „Aber immer bin ich nicht im Stande Dinge dieser Art ernsthaft anzuhören.“

„Du fühlst nicht meine Worte, Bruder, folglich kannst Du sie nicht verstehen!“ sagte Therese trübe; „glaube mir indeß: es giebt Fälle, wo man treulos sein kann, ohne zur Treue verpflichtet gewesen zu sein,

wo man sein Wort brach, ohne es je gegeben zu haben, und wo die Strafe um so weniger säumt, die Rache um so sicherer in den Fußtapfen des Verbrechens schleicht, weil dieses gegen ein Vertrauen begangen wurde, das selbst des Wortes nicht bedurfte."

„Nun wahrhaftig! Du bist sinnreich Dich zu quälen," sagte lächelnd und mit dem Kopfe schüttelnd der Graf. „Welche Falten giebt es doch in einem Mädchenherzen! — Wie ich sehe, habe ich immer noch zu lernen; dennoch dachte ich, ich hätte hübsche Studien bei Dir gemacht."

„Ich fürchte Bruder," sagte Therese ernst, „Du hast die Herzen der Menschen allzuviel, und vielleicht zu Deinem und fremden Nachtheil nur studirt! Du rechnest und berechnest und das Facit trifft wohl auch häufig zu, dennoch fehlt endlich eine kleine Zahl, ein Punkt, doch dieser Punkt ist gerade hinreichend, die ganze Rechnung in Verwirrung zu bringen, und selbst den Rechner zu verderben." —

„Nein, das ist allzuarg!" rief Christoph halb lachend, halb verdrießlich. „So ernsthaft-komisch, oder komisch-ernsthaft, hat wohl noch selten eine Braut raisonnirt. — Wer sollte es glauben, daß der kleine Mund, der erst vor wenigen Stunden ein zärtliches:

„ich liebe!“ ausgesprochen, jetzt von versteckten Vorwürfen gegen Freund und Bruder überfließen sollte.“

„Vorwürfe?“ sagte Therese, das lockige Haupt auf die schöne Hand gestützt. „Ich mache Dir keine. Ich würde Unrecht haben, wenn ich es thäte! Frei habe ich gehandelt; ich würde, dieß fühle ich innig, auch in diesem Augenblicke, ja nach jahrelangem Bedenken eben so handeln, wie ich gethan. Mein Schicksal ist mit dem Nadasdy's für immer verbunden, dennoch lebt tief im Innern mir ein Gefühl, welches mir deutlich zuruft, daß dieß Geschick kein freudiges sein werde.“

„Ich will Deine trüben Ansichten heut nicht zu widerlegen suchen,“ sagte Christoph mit gewöhnlicher Ruhe und Freundlichkeit; „sie sind ohnehin nur das Ergebniß momentaner Seelenstimmung. Auch ich bin manchmal solchen Ahnungen unterworfen, die wie Blasen im Gehirn aufsteigen, doch eben, wie sie ohne äußere Veranlassung aufgestiegen waren, zerplatzen und verschwinden. Es wäre auch wohl lächerlich einem Mädchen, welches liebt und geliebt wird, ja von dem schönsten, reichsten, vornehmsten Manne ihres Landes geliebt wird, an dem Tage, wo dieser ihr seine Liebe erklärte, und das Geständniß der ihrigen empfing, durch ausführliche Gründe beweisen zu wollen,

daß es eben nicht ganz unglücklich und bemitleidenswerth sei. — Der Grund meines Kommens, Schwester, war, wie ich Dir schon gesagt habe, mit Dir zu überlegen, ob es nicht wohlgethan sei, noch heute, ja wo möglich noch in dieser Stunde an die Ködenski's zu schreiben, und sie von Deinem Entschlusse zu unterrichten. Der Alte soll wie ich höre wieder hergestellt sein, er kann jede Stunde hier eintreffen. Du kennst seine Heftigkeit. Ich fürchte sie zwar nicht, denn was wäre geschehen, worüber er oder Stephan sich zu beklagen hätten? auch werden" — dieß sagte der Graf mit spöttischem Lachen — „nicht alle Grenzprocesse damit beigelegt, daß sich die Kinder der streitenden Parteien durchaus heirathen müssen, indeß wäre ein Zusammentreffen nach dem, was vorgegangen, und worüber jetzt mündliche Erklärungen folgen müßten, gewiß Allen höchst unangenehm. Zudem — Du bist klug, Therese, und kennst meine Ansichten — zudem vermeide ich gern Aufsehen, und, wenn ich es haben kann, mag ich das Ziel lieber in der Stille, als mit Geräusch und Lärm erreichen."

Die Züge, das Auge des jungen Frangipani nahmen bei den letzten Worten ganz besonders entschieden jenen Ausdruck der List an, der überhaupt in seinem Antlitz vorherrschend war.

„Du hast recht Bruder!“ rief Therese, von den Vorstellungen Christoph's ergriffen, mit Heftigkeit. „Ein Zusammentreffen Stephan's mit Nadasdy, besonders heute, in dieser Stunde, würde mich der Ohnmacht nahe bringen. Darum eile! schreibe bald! noch heute muß der Bote fort.“

„Ich thue es sogleich!“ sprach rasch der Graf. „Sobald ich den im Auftrage des Vaters geschriebenen Brief vollendet, hole ich den Deinigen.“ —

„Wie meinst Du das?“ fragte Therese erschrokken.

„Willst Du nicht auch an Stephan schreiben?“ erwiederte Christoph im ruhigsten, unbefangensten Tone. „Da er sich, als er um Dich anhielt, schriftlich an Dich wendete, so wird er erwarten, daß Du ihm antwortest.“

„Nimmermehr!“ rief Therese in höchster Unruhe. „Ich wüßte keine Worte zu finden, um dem guten Stephan auf seinen so liebevollen, sein redliches Gemüth zeigenden Brief, eine Antwort zu geben, die ihm nicht jedenfalls schmerzlicher wäre als gänzliches Schweigen.“

„Wie Du willst, liebe Schwester!“ entgegnete ihr Bruder in voriger glatter Freundlichkeit. „Indeß, meine ich, wäre es eine gute Gelegenheit gewesen,

ihm einige Trosteswerte, auf die er — mag sein Schmerz so groß sein wie er will — einen bedeutenden Werth legen würde, zukommen zu lassen; auch wäre es gut, wenn Du schriebst, blos um dem Alten zu beweisen, daß bei Deinem Entschlusse weder Zwang noch Ueberredung statt gefunden, keine Hinterlist gewaltet hat; ohnehin ist er immer geneigt, mir die Schuld dessen, was ihm hier Unangenehmes begegnete, zuzuschreiben, wenn er auch damit oft meinem Herzen ein großes Unrecht, meinem Kopfe aber eine allzugroße Ehre angethan hat. — Handle indeß in dieser Angelegenheit ganz wie Du denkst, und nimm auf mich nicht die mindeste Rücksicht; ich bin gewohnt, verkannt zu werden.“ —

„Ich werde schreiben, Bruder!“ sagte Therese nach längerem Sinnen, und ihre Lippen zitterten. „Wird dies aber dann auch der letzte bittre Tropfen aus diesem Kelche sein?“ —

„Gewiß, theure Therese!“ rief Christoph, indem er sich erhob, und die Schwester auf die Stirn küssend umarmte. „Post nubila Phoebus! — Du verdienst es den Freudenbecher nur zu leeren!“

Rasch schritt er sodann zur Thür hinaus. — —

Es war einige Tage darauf, als Schloß Tersacz von Gästen wimmelte. Alle Mitglieder der Familien Frangipani, Nadasdy, Zriny (die letztere ohnehin mit den erstgenannten vielfach verschwägert) hatten sich eingefunden, um die Feier der Verlobung Theresen's begehen zu helfen. Auch der ehrwürdige Bischof von Erlau, ein Greis aus dem Geschlechte der Zriny, war erschienen, eben so der Statthalter von Steiermark, Graf Tettenbach, der, wie es hieß, dem Bräutigam Theresen's von Jugend auf eng befreundet war.

Die Ceremonie war bereits vorüber, und die Verlobten nahmen in dem glänzenden, von vielen Lichtern erleuchteten Saale, die Glückwünsche an. Nadasdy strahlte heute in männlicher Schöne. Die kurze schwarze Nationaltracht, Dollmann und Pelz, umschloß ohne ein Fältchen die hohe stattliche Gestalt. Die Halbstiefeln von Korduan mit Silber gestickt, die roth sammetne Mütze mit schwarzen Astrican-Lammfällen ausgeschlagen, die goldene Pelzkette (Mente kötö), von goldener Filigranarbeit, der türkische, kunstreich verzierte Säbel, kurz alles stimmte überein, um das kräftige, gebietende Aeußere des Grafen hervorzuheben. — Eben so schön geschmückt erschien Therese. Ihr lockiges Haupt zierte ein von Gold und Edelstein gearbeitetes, sonst Gyöngyös Párta ge-

nanntes Diadem. Ein reich mit Perlen besetztes Mieder umfing den schlanken Leib, von dem ein dunkles Sammetkleid, reich mit Gold verziert, herabfloß. Die ganz von Spitzen zusammengesetzten, mehrmals mit Perlenschnuren unterbundenen Hemdärmel, so wie unten am Mieder eine Leibbinde, von sehr großen orientalischen Perlen (ein Brautgeschenk Nadasdy's), gaben dem Ganzen ein fremdartiges, von der damaligen deutschen Hoftracht verschiedenes Ansehen. — Auch die übrigen Anwesenden waren im höchsten Staate, doch ähnelte mit Ausnahme des kleinen ungarischen Häubchens, und des schwarzen golddurchwirkten Schleiers (eine Zierde der verheiratheten Damen) der weibliche Putz mehr oder minder der Tracht Theresen's, so wie nur die ältern Männer durch lange seidene Pelze, kurze und schmale silberne Säbelchen, und eine Art Schnürschuhe (Topanka), von der Tracht der Jüngern abwichen.

Auf dem Gesichte der Braut war heute keine Spur mehr von der Unruhe, den Besorgnissen der frühern Tage zu erblicken. Ein Brief des alten Csödenffi hatte die letztern sämmtlich verscheucht. Das Schreiben war kalt aber höflich gewesen. Der Magnat sagte darin: wie er einsehe, daß sich Stephan in keiner Weise mit Nadasdy messen könne, daß er

der Meinung sei, daß die jungen Leute durch die Verheirathung nicht glücklich geworden sein würden, und — so schloß er bedeutungsvoll — daß eine Verbindung zwischen den Familien Nadasdy und Frangipani, besser als zwischen den Frangipani's und Ködenffi's an ihrem Platze wäre.

Nadasdy und Therese waren fast allein mit sich beschäftigt. Eins schien nur in dem Andern zu leben. Unaufhörlich umschwärmte der Graf die geliebte, und wie eine Fürstin an Glanz und Schönheit unter den übrigen Damen hervorstrahlende Braut. Auch Christoph schien heiterer, zufriedener wie je; ein gewisser stolzer Triumph lächelte aus seinen Blicken, als Therese an der Hand ihres Bräutigams die Glückwünsche der Menge empfing. So artig, so zuvorkommend er aber auch jeden Wink der anwesenden Damen beobachtete, so sah man doch, daß er es vorzog, mit mehreren der anwesenden jüngern Männer, besonders mit dem Statthalter von Steiermark, ernste Gespräche zu pflegen. Graf Frangipani, der Vater, war freundlich, mild und ernst, wie immer; mit väterlicher stiller Freude ruhten seine Blicke auf der ganz sichtlich sich hochbeglückt fühlenden Tochter.

Alle Vorbereitungen, den heutigen Abend mit einem festlichen Mahle zu beschließen, waren indeß

getroffen worden. Zwar gehörten die Unzahl der Speisen größtentheils der französischen Küche an, aber auf ausdrücklichen Befehl des alten Frangipani, waren auch die ungarischen Nationalspeisen, wiewohl in etwas vervollkommneter Zubereitung, nicht vergessen worden, und so wurden neben den ausländischen Fricot's und Ragout's, auch die Fischsuppe (Halász-lèv) das geschmorte Rind- und Lammfleisch, und die Kocsonya (Rindsgallerte) zubereitet. Ein Wald von Flaschen, doch größtentheils nur vaterländische Weine, den feurigen Ruster, den schmackhaften Oedenburger, vor allen den König des ungarischen Weingebirges, den edlen Tokayer enthaltend, schmückten die Tafel und ließen zwischen sich nur so viel Raum, um, nach alter Sitte, einige, wie kleine Berge emporragende, mächtige Brode auf die Tafel zu legen.

Eben hatte der Hausmeister gemeldet, daß die Tafel bereits angerichtet sei, als ein schnell fahrender Wagen über die Schloßbrücke donnerte.

„Gewiß noch ein freundlicher Gast!“ rief der alte Frangipani. „Sei es wer es wolle, er ist willkommen, und gern wollen wir das Mahl um seinetwillen ein Viertelstündchen aufschieben.“

„Vielleicht ist es Franz Ragoczy!“ sagte Nadasdy, indem er Christoph und den Grafen Tettenbach be-

deutungsvoll anblickte. „Meinen Brief kann er erhalten haben, und ich wäre hocherfreuet, wenn er an diesem Tage hier einträfe.“ —

„Ich bedaure sehr, Herr Oberlandhofrichter, wenn Ihr, durch die Ankunft von zwei weniger willkommenen Gästen, Euch in dieser Hoffnung getäuscht finden solltet!“ rief in diesem Augenblicke eine starke Stimme vom Eingange des Saales her. „Es ist blos der alte Ködenffi und sein Sohn, welche dem Brautpaare ihre Glückwünsche darbringen, und dem Herrn des Hauses Vorwürfe machen wollen, daß er unter allen Nachbarn und Bekannten sie allein bei der Einladung vergessen konnte.“ — —

Wäre in diesem Augenblicke ein Theil der Decke des Saales eingestürzt, so hätte dieser Umstand auf die Braut und ihre Angehörigen keinen größern Schreckenseindruck machen können, als die Ankunft der beiden Ködenffi's. Es war ganz augenscheinlich, daß der Alte durch seine und seines Sohnes unerbetene Gegenwart einen Beweis ablegen wollte, welchen geringen Eindruck die Ablehnung der projectirten Verbindung auf ihn gemacht habe, ja daß solche ihm vielmehr ganz erwünscht gekommen sei. So sehr er aber sich auch bemühte diese Gesinnungen durch Unbefangenheit des Benehmens und der Sprache dar-

zustellen, so sehr widersprach doch diesen Anstrengungen ein stiller Grimm, über den der Ton der Stimme, die trotzige Haltung, und die nicht recht glückenwollende Freundlichkeit, keinen Zweifel ließ.

Der Magnat trat indessen in den Kreis der Anwesenden; sein Sohn Stephan an seiner Seite. Letzterer war ein schlanker junger Mann von einigen zwanzig Jahren. Man würde ihm Unrecht gethan haben, wenn man seine äußere Erscheinung hätte eine durchaus unangenehme nennen wollen. Obgleich sein blasses Antlitz nicht mit der geistreichen schönen Gesichtsbildung Nadasdy's, ja kaum mit der des jüngern Frangipani in Vergleich kommen konnte, so würde doch der Ausdruck seiner Züge wohlthuend gewesen sein, wenn nicht eine gewisse Aengstlichkeit, eine Schüchternheit, die vielleicht von der harten Erziehung, die der Jüngling genossen, ihnen aufgeprägt worden, darin zu lesen gewesen wäre. Ueberhaupt gab die Zusammenstellung dieser Gesichtszüge vereint mit dem über sie gebreiteten Schleier von Trübsinn oder Melancholie, ein so trauriges Bild, wie wir es zum Glück nur auf wenigen Menschengesichtern wiederfinden. Der Leser, welcher, gewohnt auch mit dem innern Auge zu schauen, einst dem Bilde Karls des Ersten von England sinnend gegenüber gestanden, und der

weniger auf das zierliche, mit Perlen gestickte Wamms auf die goldene Halskette, die affectirt zierliche Haltung, den unmännlichen Perlenschmuck im Ohr, als auf das stille, klagende Auge, die leicht, doch schmerzlich verzogenen schmalen Lippen, die kummervolle Stirn gesehn, wird gern gestehen, daß es Gesichtsbildungen giebt, auf welche ein unsichtbarer Finger schon im Augenblicke der Geburt tief und lesbar die Geschichte eines unglücklichen Lebens, oder eines frühen Todes gezeichnet. —

So wie der Magnat seine Anrede geendet hatte, trat der Hausherr auf ihn zu, und entschuldigte sich in Betreff der ermangelnden Einladung damit, daß er seinen Nachbar und Freund noch in der Nähe von Oedenburg geglaubt.

„Laßt es gut sein, Herr von Tersacz!“ fiel Derselbe ihm jetzt in die Rede; „ich habe keinen Zweifel darrin gesetzt, daß Ihr nicht gute Gründe gehabt, uns, auf die Gefahr etwas vergeßlich zu scheinen, nicht einzuladen, habt nun aber auch die Güte dafür anzunehmen, daß eben so triftige Gründe uns veranlaßten, ungeladen zu erscheinen. Der beste derselben aber ist“ — hier wandte er sich an das Brautpaar — „daß der alte Reichsschatzmeister und sein Sohn nicht unterlassen wollten, dem Herrn Oberlandhofrichter —

in Zukunft vielleicht unsern würdigen Palatinus — und seiner liebenswürdigen Braut das beste Glück zu den Folgen, die eine Verbindung der Häuser Nadasdy und Frangipani unfehlbar bringen wird, zu wünschen."

Der Magnat hatte diese Worte mit einer gewissen Ironie, jene aber, wo er der Palatinswürde gedachte, mit einem so auffallenden Hohne gesprochen, daß Nadasdy es durchaus bemerken mußte. Er suchte sich jedoch zu beherrschen, und erwiederte nur trocken: daß ihm die Meinungen des Reichsschatzmeisters schon seit zu langer Zeit genau bekannt wären, als daß er sie nicht gehörig zu würdigen wissen sollte.

„Aber wie?" hob Födenffi auf's Neue, und zwar jetzt zu seinem Sohne gewendet zu sprechen an. „Du hast noch kein glückwünschendes Wörtchen zu dem werthgeschätzten Fräulein Braut gesprochen, und doch bist Du, so zu sagen, mit ihr aufgewachsen, ihr seid Spielgefährten gewesen, ja ich weiß mich noch recht gut des Tages zu erinnern, wo Du beinahe draußen im Wallgraben ertrunken wärest, da Du eine Wasserlilie holen wolltest, die Fräulein Therese zu besitzen wünschte; Du warst damals kaum zehn Jahre alt, und wußtest ganz anders mit ihr zu schwatzen. — Geh'! Du bist ein schlechter Gratulant." — —

Stephan hatte bis jetzt geschwiegen. Seine Lippen zitterten.

„Fräulein Therese Frangipani" — hob er an, aber die Stimme versagte ihm. Eben fiel sein Auge auf das Antlitz der Braut; Theresen's Wange war blaß, in ihrem Auge zitterte eine Thräne. Stephan schien sich zu ermannen, er ergriff die Hand der Braut.

„Therese!" stammelte er endlich. „Gott schenke Dir Freude und Frieden!"

Die Angeredete war keines Wortes mächtig; stumm blickte sie in Stephan's klagendes Auge; es sprach lauter als der schreiendste Vorwurf. — —

Zum Glück wurden die eben geschilderten peinigenden Momente durch die Bewillkommnungen der Umstehenden, die dem Magnaten mehr oder minder bekannt und befreundet waren, unterbrochen. Ueberdieß war der alte Ködenffi der Ueberbringer verschiedener Neuigkeiten, die ihm, wie er versicherte, erst heute von Wien zugekommen waren. Sehr weitläufig ließ er sich besonders über die Gefangennehmung eines verdächtigen Reisenden aus, bei dem man, wie er ganz unbefangen äußerte, eine ziemlich zweideutige Correspondenz nach Belgrad und Widdin gefunden haben solle, doch meinte er, es seien dieß alles nur

Tagesgerüchte, auf die man keinen besondern Werth zu legen habe, und die nur wegen der Unverschämtheit, mit der man bedeutende Namen hineinverflechte, wozu natürlich nicht der mindeste Grund vorhanden sei, einigermassen zu beachten seien. Der alte Magnat blickte bei diesen Worten lachend auf Einen oder den Andern der Anwesenden, und schien sich an deren ernsten und aufmerksamen Mienen auf's Innigste zu weiden. —

Der größere Theil der Anwesenden, besonders der jungen Männer, schien den Worten des Alten eine große Aufmerksamkeit zu widmen; sie gruppirten sich um ihn her, und mehrere bestürmten ihn mit Fragen, die er mehr durch Andeutungen, als mit bestimmten Worten beantwortete. Auch Christoph und Nadasdy mischten sich in das Gespräch, und so traf es sich denn, daß Therese allein und von den widerstrebendsten Gefühlen beängstigt in einer der entferntesten und dunkelsten Fensterbrüstungen des Saales sich befand. Das Mädchen fuhr erschrocken zusammen, als Stephan Ködenffi unvermuthet herbeitrat.

„Du scheinst erschrocken Therese!“ sagte er sanft, doch mit leisem Vorwurf im Tone; „so war es sonst nicht, wenn ich mich Dir nahte.“

„Verzeihe mir theurer Stephan!“ erwiederte das

Mädchen verwirrt. „Der heutige Tag — unser Verhältniß“ — — .

„Du hast recht,“ sagte Stephan mit schmerzlichem Tone, doch ohne Bitterkeit, „wenn Du meine Gegenwart an diesem Tage unpassend und belästigend findest. Ich habe dieß nur allzuwohl gefühlt, und ich würde, obwohl, wie Du weißt, sonst gewohnt, der Heftigkeit meines Vaters in allen Stücken nachzugeben, dennoch mich heute unserm Hiersein, welches ein Jeder nicht nur höchst unzart, sondern selbst beleidigend finden muß, widersetzt haben, wenn es nicht die einzige Gelegenheit gewesen wäre, Dich in diesem Leben noch einmal zu sehn.“

„Unmöglich kann Dein Vater ein freundliches Verhältniß, welches sich zwischen unsern Häusern kaum erst wieder gebildet, auf diese Art zerreißen wollen!“ rief Therese erschrocken. „Selbst sein Besuch am heutigen Tage“ —

„Er will, wie er sagt,“ sprach Stephan leise und schmerzlich, „dem Schimpfe, der ihm seiner Meinung nach mit Ueberlegung angethan worden, die Stärke der Verachtung entgegensetzen. Er that einen fürchterlichen Eid, daß dieß das letztemal sein solle, daß er einen Fuß über die Schwelle des Schlosses

Tersacz setze. — Er gebot mir, bei Strafe seines Zornes Dich nimmer wieder zu sehen."

„Und Du, Stephan," sagte Therese, indem ihr ein paar Thränen über die bräutliche Wange rollten, „und Du denkst dieß Gebot zu halten? Auch Du siehst da Hohn und Schimpf, wo — wo" —

„Wo Dein Herz entschieden, zu Gunsten eines Mannes entschieden hat, der alle jene Vorzüge besitzt, die mir abgehn?" sagte Stephan mit düsterm Lächeln. „Nein Therese, so bethört bin ich nicht. Ich kenne mich selbst nur allzuwohl, als daß ich es nicht für Unsinn halten müßte, mit einem Manne, von allen Verhältnissen so begünstigt wie Nadasdy, um den Preis zu ringen. Du würdest mich verkennen, wenn Du meintest, daß darum, weil Du meine Hand ausschlugst, sich meine Gesinnungen gegen Dich nur im Mindesten geändert haben könnten. Siehe, ich zweifle nicht im geringsten an Deiner Freundschaft, ja ich bin überzeugt, daß es Dir selbst einen Kampf gekostet, mir die Schmerzen, die ich leide, nicht ersparen zu können. Du achtest mich, Du sahest in mir einen Bruder, aber — lieben konntest Du mich nicht; dieß ist Alles. — Dieses Wort enthält Deine Vertheidigung, Deine Rechtfertigung. Ich müßte ein

Thor, noch mehr, ich müßte schlecht sein, wenn ich sie nicht für genügend hielte. — Demungeachtet kann ich nicht umhin der Meinung meines Vaters: daß wir uns nie mehr wiedersehen dürfen, beizupflichten. Selbst die von Tage zu Tage feindlichere Stellung, die die beiden Parteien unsers Adels gegen einander angenommen haben, hätte eine innigere Verbindung unserer Familien vielleicht unmöglich gemacht, und sie ist es, die jedes freundliche Verhältniß unserer Häuser auf immer trennt. Von Tage zu Tage vermehrt sich der Haß jener Partei, deren Mitglieder sich ausschließlich Patrioten nennen, und der Dein Bruder und Dein künftiger Gatte angehören, gegen die des Hofes. An der Spitze der letztern steht, wie Dir bekannt ist, mein Vater und die ältern Magnaten; sie vergelten Haß mit Haß. Schon jetzt hört man in den Versammlungen, wo Ruhe und Weisheit den Vorsitz führen sollten, abscheuliche Beschuldigungen ausstoßen, die Schimpfworte: „feile Sklaven," oder „freche Rebellen," zwischen den Zähnen murmeln. Macht die Weisheit des Kaisers, oder ein unvorhergesehener Zufall, nicht diesen drückenden Verhältnissen ein Ende, so werden wir einen Brand entstehen sehen, in dem die ersten Häuser Ungarns in Asche versinken werden, und der nur mit Blut gelöscht werden kann."

„Du siehst zu schwarz, lieber Stephan!“ erwiederte Therese. „Dein Vater“ —

„Seine Meinung ist auch die meinige!“ unterbrach sie der Vorige. „Vielleicht,“ setzte er trüb lächelnd hinzu, „sind wir nur in diesem einen Punkte gleicher Ansichten. — Glaube mir: in wenigen Jahren werden wir zwei mächtige Parteien in blutigem Kampfe begriffen sehen. Dein künftiger Gatte, Dein Bruder, alle die Anhänger Ragoczy's werden einen Kampf gegen das mächtige Oesterreich wagen, einen Kampf, der nur mit Sieg oder Vernichtung endigen kann. Beginnt aber dieser Streit, so muß, dieß wissen beide Theile nur allzugut, die Scheide weggeworfen werden, und dann — wehe dem Besiegten. — — Versprich mir, Therese,“ setzte Stephan mit Wärme hinzu, indem er des Mädchens Hand ergriff — „versprich mir, daß wenn die Deinigen ein Unglück träfe, wenn Du Rath, wenn Du Hülfe brauchest, Du Dich dann an niemand Anderen wenden willst als mich.“ —

„Ich weiß nicht, mein theurer, mein edler Freund,“ — sagte Therese zaudernd.

„Wie ich auf diese Meinung komme?“ erwiederte Stephan mit steigender Wärme. „Eine Ahnung, eine düstre, furchtbare Ahnung sagt mir, daß es dereinst so kommen wird. Ich sehe den Kelch des

Leidens erst halb geleert, er wird getrunken werden bis auf die Hefen. — Noch einmal Therese, meine einzige Freundin, meine Schwester, versprich mir mich anzurufen, wenn das Unglück Dich erfaßt, und — ich dann noch lebe. Siehe, noch entsetzlicher als der Gedanke, daß ich Dich verloren, ist mir der, daß Du dennoch nicht so glücklich sein solltest, als ich es wünsche. Ich sehe Dich heute vor mir, so blühend, so schön, so edel, wie ich Dich gekannt seit unsern Kinderjahren; Du bist die Braut eines Mannes, mit dem nur wenige — in unserm Lande vielleicht nicht Einer — sich messen können. Dennoch kann ich einer entsetzlichen Angst, die mich bedrückt, nicht Meister werden. O, könnte einst dieses glänzende Auge die Thräne des Kummers füllen, die blühende Wange von Trauer erbleichen! — Aber nein! es ist nicht möglich! Du wirst, Du mußt glücklich sein! Versprich mir, Therese, daß, auch wenn wir uns nimmer wiedersehen sollten, Du der Freundschaft unserer Kinderjahre treu gedenken, und — grünt dereinst mein Hügel, diesen wenigstens einmal im Leben besuchen willst." —

„Stephan! Stephan!" rief Therese erschüttert, „nicht einen Abschied wie diesen! Unsere Lebenswege trennen sich zwar, aber immer werde ich Deine Freun-

bin, Du mein zweiter Bruder bleiben. — Nicht wahr, auch Du wirst freundlich meiner denken?" —

„So möge Gott mir helfen in meiner letzten Stunde," sprach Stephan, feierlich die Hand erhebend, und in höchster Erregung, „so möge Gott mich richten, wie ich Dir verspreche, bis zum letzten Athemzuge Dein zu denken, Dich über alles hoch zu achten, als Freund Dich zu lieben, bis zu meinem frühen Tode. — Nimmer soll diese Hand, die jetzt die Deine zum letztenmal ergreift, die Hand eines andern Weibes berühren, an Dir, der Gespielin meiner Jugend, will ich ewig hängen, nie will ich dem Bilde, das mir als Knabe schon die Seele füllte, untreu werden und Fluch, ewiger Fluch" — —

Sein Auge funkelte wie das eines Wahnsinnigen.

„Stephan!" stammelte Therese erschrocken, ja fast entsetzt. „Stephan, nicht diese Sprache. — Ich kann, ich darf sie nicht hören; sie würde uns beide elend machen." — —

„Beide?" sagte Stephan mit einem Lächeln, gleich dem des Wahnsinns. „Beide nicht! — Eins ist es schon." —

Eben ertönte der Name des jungen Eödenffi aus dem Munde des Vaters. Stephan fuhr zusammen, warf noch einen langen, schmerzlichen Blick auf The-

resen, und trat, nachdem er ihr, ohne ein Wort zu sprechen, die zitternde Hand gereicht, still zur Gesellschaft.

Letztere war zu vertieft im Gespräch, als daß man die Braut vermißt hätte; auch wäre es Theresen nicht möglich gewesen, in diesem Augenblicke die Aufregung ihres Gemüths zu verbergen. Ein Strom von Thränen rollte über ihre Wangen, als sie zum Fenster hinausstarrend in die Nacht, auf die vom Monde hell erleuchteten Umgebungen des Schlosses blickte. Dort unter jenen alten Eichen, in der dunkeln Jelängerjelieberlaube, auf dem freundlichen Wiesenplane, hatte sie mit Stephan und Christoph in ihren Kinderjahren so unzähligemal gespielt. So störrisch sich der Bruder den wechselnden Launen der lebhaften Schwester widersetzt, so sanft hatte sich Stephan stets ihnen gefügt. Darum war er auch stets das Wild gewesen, das von dem Pfeile der Jägerin getroffen, dahin sank, das geduldige Lamm, welches, obwohl mit einem Bande Stunden lang gefesselt, dennoch keine Spur von Widerspenstigkeit zeigte.

Therese erinnerte sich an jeden kleinen Umstand aus jenen Zeiten. — „Wie gut, wie freundlich er war,“ sagte sie zu sich selbst, „wie geduldig, wenn ich ihn durch Launen so oft gequält! Wie er alles auf sich zu nehmen gewohnt war, was ich verschul-

det hatte! Und wie fröhlich er lächelte, wenn er mich fröhlich sah! — Aber er konnte es auch sein," setzte sie dumpf hinzu, „denn damals war er noch nicht elend — so sagte er ja — nicht elend durch mich, durch gebrochene, wenn auch nicht gelobte Treue!" — — —

Eine lebhafte Bewegung in der Gesellschaft mahnte Theresen, daß man im Begriff sei, zur Tafel zu gehen, und rasch trocknete sie ihre Thränen. Am Arme ihres Verlobten betrat sie den Speisesaal. Es war eine weite gewölbte Halle. Die Wände waren von Familienbildern bedeckt. Mehrere Generationen der Frangipani's waren hier, die Männer im Panzer, in Lederkoller, in Hof- und Hauskleidung, die Damen in spanischer, oder der ungarischen Nationaltracht abgebildet. Ein Bild vor allen machte sich bemerklich. Es war der Ahnherr des Geschlechts. Er allein war in ganzer Figur gemalt. Ein altmodischer Kettenpanzer bedeckte den stattlichen Bau des altersgrauen Ritters, dessen weißer Bart lang über den Brustharnisch herabfloß. Das nackte Schwert in der Hand des Alten, drei türkische Roßschweife, von dem in Stahl gehüllten Fuße darnieder getreten, bezeugten die Thaten des Aeltesten der Frangipani.

Therese nahm an der Seite ihres Bräutigams am obern Ende der Tafel Platz. Sie athmete etwas freier, als sie bemerkte, daß Stephan sich in weiter Entfernung niederließ, dennoch fühlte sie sich von der Nähe des alten Eödenffi beängstigt; da sie dessen Widerwillen gegen Christoph kannte, der ihm leider schräg gegenüber saß. Ueberdem wußte sie nur allzuwohl aus der Erfahrung früherer Zeiten, daß, wenn der Wein die Geister der eben Genannten belebte, der Magnat nicht gewohnt war, seine Worte besonders abzuwägen, so wie daß jeder Streit, besonders am dem heutigen Tage, den milden Sinn ihres Vaters höchst schmerzlich berühren würde. Zu Anfang des Mahles wurde die Unterhaltung von allen Seiten sehr gemessen, ja fast einsilbig geführt. Nadasdy, Frangipani der Sohn, und die Mitglieder ihrer Partei, fühlten sich durch die Anwesenheit der Eödenffi zu beengt, als daß sie sich über Gegenstände des Tagesinteresses hätten aussprechen können, über Familienangelegenheiten zu reden aber, vermied der Magnat auf alle Weise. Vielleicht wollte er durch diese erkünstelte Gleichgültigkeit andeuten, wie wenigen Antheil er nach Lage der Dinge daran zu nehmen habe. Am meisten belebte noch die Rede des Bischof's von Erlau, der dicht zur Seite der Braut saß,

die matte Unterhaltung, und erst als der feurige Ruster und Meneser ihre Wirkung äußerten, kam dieselbe in kräftigern Schwung. Nun kam aber auch die Politik an die Reihe.

„Sagtet Ihr nicht, Domine Magister tabernicorum,“ sprach der Bischof zu dem Magnaten, „daß ein verdächtiger Reisender mit Briefschaften aufgefangen worden? — Ei! ei! das wird wieder etwas zu reden, zu berathschlagen, zu untersuchen geben! — Und dann der Zorn des Kaisers, die Folgen desselben für das arme Land! Omne trahit secum Caesaris ira malum! wie Ovidius nicht mit Unrecht sagt.“

„Hm! er mag nicht Unrecht haben, der winselnde römische Maulheld!“ sprach Graf Zriny, indem er langsam ein Glas alten Ruster austrank, und höhnisch lächelnd, den geleerten Kelch wieder bis zum Rande füllte. „Wer aber denken sollte, daß wir, möge kommen was da wolle, mit dem lächerlichen wedelnden Greiner: Flendo diffundimus iram! ausrufen werden, möchte sich ganz verteufelt irren. — Täusche ich mich nicht, so sagt der alte Virgil irgend wo: Indomitas dolor excitat iras! der Spruch gefällt mir besser, und er scheint mir auch viel practischer zu sein.“

„Ich bin ganz Eurer Meinung, edler Herr!“ sagte der Reichsschatzmeister; „nur möchten wir das Sprüchlein vielleicht etwas verschieden interpretiren. — Jedenfalls aber ziemt es einem freien Magyaren mehr, was er im Schilde führt, gerade herauszusagen, als etwa Juden, Zigeuner und dergleichen Gesindel zu seinen Briefträgern und Abgesandten zu machen.“

„Wie es scheint,“ sagte Nadasdy, nicht ohne Bitterkeit, „spricht der Herr Reichsschatzmeister von einer längst vergangenen oder einer zukünftigen Zeit, falls er nicht mit dem Ausdrucke: freie Magyaren, etwa einen Scherz treiben wollen. — Allerdings hat es einmal freie Magyaren gegeben, im Jahre 1222 zum Beispiel, wie wir in der Declaration Königs Andreas des Zweiten lesen können, aber das ist lange, lange her. Es ist überhaupt gar ein närrisches Ding um diese Declaration, man traut seinen Augen kaum, wenn man sie liest.“

„Ja wohl, ja wohl!“ rief Zriny vom Weine erhitzt. „Die drei Vorrechte, von denen sie handelt, werden uns bald blos noch als eine fabelhafte Tradition erscheinen. Der Edelmann — so heißt das erste — soll weder Contribution noch irgend eine

andere Abgabe von seinen Gütern noch Insassen entrichten.“ —

„Und das ist auch der Fall!“ fiel der ältere Frangipani ein.

„Ganz recht!“ rief Zriny; „denn wir werden auf andere Art dermaßen ausgebeutelt, daß ich wohl wissen möchte, wie es gehen wollte, wenn wir noch überdieß besteuert würden. Der zweite Punkt sagt: der Edelmann kann mit seinen Gütern und Insassen nach Willkür schalten. Nun habe ich aber voriges Jahr einen miserabeln Wilddieb niedergeschossen, und — kaum wird man es glauben — ich habe Umstände gehabt, als ob, wer weiß was, vorgefallen wäre. — Was den dritten Punkt anbelangt: daß kein Reichsstand gefänglich angehalten, oder gar verurtheilt werden soll, er sei denn gehörig vorgeladen, und durch Urtheil und Recht überwiesen worden“ —

„So tragen wir,“ fiel Nadasdy ein, „einen guten Säbel an der Seite, um uns dieses Vorrecht zu bewahren. Bis jetzt hat Ungarn noch immer Männer gehabt, die Muth hatten sich gegen Unrecht zu schützen.“

„Ja wohl, Herr Oberlandhofrichter!“ rief der alte Csödenffi, vom Weine immer mehr erhitzt. „Männer, die sich und Andere und ihren Oberherrn vor

Unrecht schützten, und die auch den Muth hatten, den Verbrecher, stände er noch so hoch, vor Gericht zu ziehen, ja die, wenn es Noth that, selbst den Magnaten, ja den Palatinus des Reichs, wenn er ein Verräther gegen Constitution und König wäre, vor die Septemviraltafel gezogen hätten."

„Gott verhüte, daß das Land des heiligen Stephan's ein Unglück dieser Art erlebe!" rief erschrocken der Bischof.

„Es wird es aber erleben, hochwürdiger Herr," entgegnete im vorigen Tone der Magnat, „es wird es erleben, wenn nicht das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet wird! — Jetzt schleicht der Verrath freilich nur im Finstern, jetzt wird nur noch gesprochen, berathschlagt, Boten gesendet, Unzufriedenheit verbreitet, aber das wird dereinst anders werden; das was jetzt im Finstern gesponnen wird, wird dann an das Licht der Sonne treten, die Verräther, die jetzt um die Huld des Königs buhlen, die sich nicht genug vollstopfen lassen können mit Gold und Ehrenstellen, sie werden, wer weiß wie bald mit nacktem Säbel, jedoch bedeckt mit den empfangenen und erschlichenen Gnadenketten, als Feinde dem königlichen Herrn gegenübertreten — und, möge dieß bald ge-

schehen! dann erst wird man den pflichtgetreuen Ungar von dem Verräther unterscheiden können."

„Es ist ganz sonderbar hier zu Lande!" rief hohnlachend der Statthalter von Steiermark. Seitdem ich die Grenze überschritten, höre ich immer nur von gefährlichen Anschlägen, von Plänen, die Constitution zu untergraben, wohl gar von Aufruhr und Verschwörungen reden. Fragt man nun aber: wo sind denn die Verschwörer? wo ist der Aufruhr? wo steckt denn die Gefahr? so weiß Niemand eine Antwort darauf zu geben. — Freilich! entsetzlich, gefährlich muß es sein, denn alle Festungen sind gefüllt mit kaiserlichen Soldaten."

„Das ist es eben," sagte lachend der jüngere Frangipani. „Man will die Festungen in der Hand haben; da dieß aber dem Krönungseide entgegen wäre, so braucht man einen Aufruhr, und wie kann man wohl besser zu einem kommen, als wenn man ihn selber macht."

„Ich weiß nicht, junger Herr," sagte mit stechendem Blicke der alte Ecödenffi, „ob Ihr wohlthut, über solchen Gegenstand in diesem Tone zu reden. Der aufbrausenden Jugend verzeiht der strengste Richter leicht; den heimlich schleichenden, das Vergehen läugnenden, das Beginnen des Kampfes auf

den Gegner wälzenden Sünder, wäre er auch den Jahren nach noch Kind, müßte er verurtheilen. In solchem Falle ist der Baum zu faul, er ist verderbt bis auf den Kern, ein Ausschneiden kommt dann zu spät, er ist zum Feuer reif. Jedoch vergebt" — hier nahm der alte Magnat eine stolze, verächtliche Miene an — „mit Euch nicht wollte ich streiten. — Was die Besetzung der Festungen anbelangt" —

„Sie ist gegen den Krönungseid!" fiel der ältere Frangipani ein. „Ich glaube der König hat mit dieser Maßregel nicht wohlgethan. Sie hat ihm einen großen Theil der Herzen unsers Volkes entfremdet."

„Das ist es, Vetter!" rief Graf Zriny. „Ihr trefft den rechten Fleck. Er hat nicht Wort gehalten."

„Wie könnt Ihr dieses sagen, Graf?" fuhr heftig Ešdenffi auf. „Hat er bis heute nicht sein Wort erfüllt, erfüllen können, woher wißt Ihr, daß er es nicht morgen erfüllen wird? — Schreibt ihm der Eid etwa Tag und Stunde vor? — Soll er das Messer denn selbst seinen Mördern überliefern? — Dennoch wollte ich, er hätte es gethan, er thäte es noch! Tausend treue Herzen würde es geben, bereit, das seine mit ihrer Brust zu decken. Er sollte

die Festungen herausgeben, sie, wenn es sein muß, von seinen Feinden, von den Landesverräthern besetzen lassen, dann einen Reichstag zusammen rufen, und mit Jenen, die dessen Satzungen nicht im Nu gehorchten, ohne Weiteres den Kampf auf Tod und Leben wagen. In diesem Sinne habe ich stets gesprochen, und werde es thun, so lange ich die Zunge regen kann; dennoch verkenne ich die Absicht des Königs nicht. Sein milder Sinn denkt von der Zeit zu erhalten, was er durch Kraft erlangen müßte. Sein edles Herz betrügt ihn, er sieht nur Verirrung da, wo Bosheit ist. Weil er sich keiner bösen Absicht bewußt ist, so meint er, daß ihm Beschuldigung derselben nicht schaden könne. Es wäre nicht zu verwundern, wenn er sein Wort nicht hielte, da man ihm die Erfüllung desselben immer schwerer, ja fast von Tage zu Tage immer unmöglicher macht. Jeder, der den Monarchen näher kennt, weiß wie sehr ihn der Zustand des Landes schmerzt."

„Er hat sein Wort nicht gehalten!" sprach Zriny kalt.

„Er wird es halten müssen; bald halten müssen!" fiel Nadasdy ein, indem er ein großes Kelchglas feurigen Weins hinunterstürzte, und das Gefäß mit Heftigkeit auf den Tisch stieß.

„Und wer, Herr Oberlandhofrichter, wer wird ihn dazu zwingen?“ rief spöttisch der alte Magnat.

„Kennt Ihr dieß Thier?“ erwiederte mit höhnisch stolzem Lachen Nadasdy, indem er mit der Gabel in eine vor ihm stehende Schüssel mit Krebsen fuhr, und einen davon anspießte.

„Es ist ein Krebs!“ sagte Jener, über die sonderbare Frage verwundert.

„Nun wohl!“ rief Nadasdy hitzig. „So wißt Ihr auch, daß es ein Feld in Ungarn giebt, welches von dem Krebse (rak; ung: der Krebs) den Namen hat.“

„Das Feld von Rakosz, wo unsere Könige gewählt wurden?“ rief Södenffi, „was soll aber diese Bemerkung.“

„Sie soll sagen,“ rief Nadasdy mit immer steigender Heftigkeit, „daß die Declaration des Königs Andreas besagt, daß wenn eins der drei darin enthaltenen Vorrechte des Adels verletzt würde, dieser befugt ist, sich dem Könige ungestraft, und ohne des Verbrechens der Majestätsbeleidigung beschuldigt zu werden, zu widersetzen.“

„Vielleicht auch einen andern König zu wählen?“ schrie hitzig der Vorige; „denn das wolltet Ihr doch

damit sagen, als Ihr des Feldes von Rakosz erwähntet."

„Hätte ich es sagen wollen, so hätte ich es auch ausgesprochen!" antwortete Nadasdy mit stolzem Hohne.

„Und hättet Ihr es gethan, so hättet Ihr es als ein Feind des Vaterlandes und ein Verräther gesprochen," schrie Ctödenffi.

„Ich bitte Euch, lieber Freund und Nachbar" — fiel der Hausherr ein.

„Vater bedenkt doch" — bat Stephan aufspringend, und zu dem Alten eilend.

„Auf Deinen Platz, Knabe!" schrie der Vater, nur um so aufgebrachter, je mehr man ihn zu begütigen trachtete. „Niemand soll mir wehren, meine Meinung zu äußern."

„Und auch Ihr sollt uns das nicht wehren, Herr Reichsschatzmeister!" rief Graf Zriny, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Ich behaupte: der König hat sein Wort nicht gehalten, und so sind wir nach dem Buchstaben der Constitution im gerechten Widerstande."

„Das ist nicht wahr!" schrie Ctödenffi. „Keiner der drei Hauptpuncte ist in der That verletzt."

„Fremde Soldaten erfüllen unsere Festungen!“ rief Nadasdy.

„Weil einheimische Verräther dieß nöthig machen!“ entgegnete Ködenffi.

„Die gegen den Wahleid uns aufgedrungenen Deutschen überschwemmen das Land!“ rief Zriny.

„Schande für uns, daß der König fremde Arme zum Schutze der Festungen brauchen muß!“ erwiederte Jener.

„Auf dem Felde von Rakosz wollen wir deshalb Abrechnung halten!“ schrie der Vorige in voller Wuth. „Lieber türkisch als deutsch!“ —

„Ihr habt recht, Vetter!“ fiel Christoph Frangipani ein. „Es lebe der Sultan! — Ich sehne mich auch nach der Stunde, wo ich die Mütze mit dem Turban vertauschen, und den verhaßten Deutschen die Köpfe herunterschlagen lassen kann!“ — — —

Die tolle Aeußerung des Jünglings, wiewohl augenscheinlich vom Weine hervorgebracht, schien auf einen Augenblick alles in Erstarrung zu setzen. Eine momentane Stille folgte, dann brach der Lärm noch ärger los als vorher.

„Schweig Christoph! schweig Unbesonnener!“ rief der Hausherr.

„Welche Aeußerung! welcher Frevel!“ sagte der

Bischof. „Ei, ei, junger Herr! Ihr seid äußerst zu tadeln. Cogitationis poenam nemo patitur, sagt wohl das Sprichwort, doch wohlverstanden, nur dann, wenn ein heilsames Schweigen beobachtet wird; dagegen caedem cogitare ist bereits eine große Sünde, die nur durch aufrichtige Reue wieder gut gemacht werden kann. — Aber freilich! o vinum! vinum! Du böser Wein."

„In vino veritas!" schrie Zriny. „Ich denke eben so wie mein Vetter Christoph. — Es lebe der Sultan! Hole der Henker alle, die etwas dagegen haben."

„Stehe auf Stephan!" rief Ctödenffi in diesem Augenblicke. „Stehe auf mein Sohn! Nach diesen Reden ist für uns hier kein längeres Verweilen." — Rasch erhob sich der Alte.

„Lieber Nachbar! werther Freund!" rief der alte Frangipani. „Ihr werdet doch nicht — diese unsinnigen Reden" —

„Ihr wißt wohl," sagte begütigend der Bischof, „der Pole und der Magyar nehmen beim Weine es mit der Rede nicht so genau, darum Herr Reichsschatzmeister" —

„Ich bitte Euch dringend, theurer Herr" — sagte Therese, doch Thränen erstickten ihre Worte.

„Ich gehe, und mein Sohn geht mit mir!"

sprach Tödenski kalt und fest. — „Lebt wohl, Herr von Tersacz, auch Ihr, Fräulein Braut, desgleichen Ihr, hochwürdiger Bischof, nebst allen den Herren. — Was ich in dieser Stunde hier gehört, vernahm ich als Gast! es ist vergessen, sobald ich die Schwelle des Hauses überschreite! Doch Ihr, junger Herr" — hier streckte er den Arm drohend gegen Christoph aus, und schob den Stuhl heftig zurück, so daß er den Rahmen des Ahnherrnbildes, welches dicht hinter ihm hing, berührte. — „Ihr junger Herr, hütet Euch, daß Ihr nicht derrinst vor der Septemviraltafel mir gegenüber steht. Ich könnte vergessen, daß Euer Vater nur einen Sohn hat, und daß mit Euch der Name der Frangipani erlischt!" — —

Rasch schritt der Alte, von Stephan, der nur noch einen Schmerzensblick auf Theresen werfen konnte, gefolgt, zur Thür hinaus; Christoph lachte laut und höhnisch, doch in diesem Momente stürzte das Bild des Ahnherrn, früher von dem Stoße des Magnaten locker geworden von der Wand, und dessen Rahm brach krachend in Stücke. — — —

So einfach der eben geschilderte Vorfall an sich war, und so klar die Veranlassung desselben Jedem vor Augen lag, so trug er doch fast noch mehr als die so trotzige und plötzliche Entfernung des Magna-

ten dazu bei, daß der Rest des Abends stiller, als es sonst wohl geschehen wäre, zugebracht wurde. — — —

Wenige Wochen nach dem Verlobungstage ward die Vermählung Theresens mit aller der Pracht gefeiert, wie es die Sitte jener Zeit und der Rang beider Familien, die durch diese Verbindung inniger vereinigt wurden, forderte. — —

Ein Jahr verfloß. — Hätte Ansehn, Macht, Reichthum, Schönheit des geliebten Gatten ein Weib allein beglücken können, so müßte Therese die Glücklichste ihres Geschlechts gewesen sein. Dem war indeß nicht also. Zwar liebte Therese ihren Gemahl auf's Innigste, zwar wußte sie sich geliebt, aber es gab dennoch Augenblicke, besonders dann, wenn, wie es häufig der Fall war, Nadasdy ganze Wochen zu Pesth, Presburg, und in den entferntesten Theilen Ungarns zubrachte, wo ihr eine Centnerlast des Kummers auf dem Herzen lag. Es wollte ihr dann bedünken, als ob ihr Gemahl nur in dem Gewühle der Welt, dem Getreibe der Leidenschaften, die durch den Parteigeist so heftig aufgeregt wurden, in der Anlegung und Verfolgung von ehrgeizigen ihr unbekannten Plänen, Nahrung für seinen Geist, seine rastlose Thätigkeit fände, und er überhaupt wenig, oder gar keinen Sinn, für ein häusliches Glück, für stilles Fa-

milienleben hege. Zwar ließ es Nadasdy, wenn er daheim war, nie an tausend kleinen Aufmerksamkeiten, die er als Zeugnisse seiner Liebe geltend zu machen suchte, fehlen, demungeachtet schien es Theresen oft, als ob er bei ihrer Verbindung mehr auf die Tochter eines alten Geschlechts, die würdige Repräsentantin des Hauses, die ihm ebenbürtige Mutter des künftigen Geschlechts, als auf die liebende Gattin, die theilnehmende Hausfrau, gesehen hätte. Dem natürlichen, scharfen Verstande Theresen's entging auch die Leidenschaftlichkeit nicht, mit welcher er alles verfolgte, was seinem Ehrgeize seiner Sucht zu glänzen, neue Nahrung geben konnte, und eben so wenig blieb ihr die Rücksichtslosigkeit verborgen, mit der er jedes, ihm im Wege stehende Hinderniß zu überwältigen suchte. Die Heftigkeit, der durch nichts zu bändigende Stolz Nadasdy's, trat, so sehr er auch Beide in Gegenwart Theresens zu bemeistern suchte, dann besonders hervor, wenn er auf einen unvorhergesehenen Widerstand stieß, und selbst der Unbefangenste würde die Veränderung, die in solchen Augenblicken mit ihm vorging, nicht mißverstanden haben. Die zusammengezogenen Augenbrauen, die aufgeworfene Oberlippe, verriethen dann die Gewohnheit des unbeschränkten Willens, und der eben so eigenwilligen Macht. Selbst seine sich

selten verläugnende Höflichkeit schien in solchen Momenten ein Bewußtsein seiner Wichtigkeit durch sorgsam gewählte Worte anzudeuten, und der finstere Blick, das düster und immer düsterer werdende Auge, zeugten dann nicht minder für seine aufbrausende, stolze und vielleicht rachsüchtige Gemüthsart, wenn man ihm auch zugestehen mußte, daß er sie gut zu beherrschen wisse. —

Im ersten Jahre ihrer Ehe hatte Therese immer gehofft, daß sich der Sinn ihres Gatten dem Familienleben zuwenden würde, wenn ihr der Himmel die Freude gewähren sollte, ihrem Manne einen Erben zu schenken. Ihre Erwartungen wurden getäuscht; sie gebar zwar einen Sohn, und Nadasdy schien erfreut, aber in wenigen Wochen starb der Knabe, und Theresen's Gatte war stets der nämliche. Fortwährende Zusammenkünfte mit Franz Ragoczy, Zriny und ihrem Bruder, häufige Reisen in die verschiedensten Gegenden des Landes, hielten ihn fortwährend entfernt, und erschien er ja auf wenige Tage daheim, so war er zerstreut, beschäftigt, übelgelaunt, und Therese machte dann ihrem Kummer oft in heimlichen Thränen Luft. Bemerkte Nadasdy indeß die trübe Stimmung Theresen's, so erreichte seine üble Laune den höchsten Gipfel. Mit rauhen Worten warf er ihr dann vor,

daß sie ihre Stellung als die Gattin des angesehensten, des mächtigsten Magnaten Ungarns nicht zu begreifen wisse. Er sprach dann mit Unzufriedenheit von ihrer Neigung zur Einsamkeit des Landlebens. Das regste Gewühl des öffentlichen Lebens, meinte er, der Hof des Kaisers, der Zirkel der ersten Frauen des Kaiserreichs, dies sei der angemessenste Platz für die Gattin eines Mannes, dem die Würde eines Palatins des Reichs, vielleicht noch eine höhere nicht entgehen würde. — Nur mit Schmerz hörte Therese jede Rede ihres Gatten, die sich auf die Befriedigung seines unmäßigen Ehrgeizes bezog. Nicht nur ein dumpfes Vorgefühl, sondern auch ihr Verstand sagte ihr, daß der Stolz die Klippe wäre, an welcher über kurz oder lang das Schiff seines Glückes scheitern müsse, auch ward es ihr von Tage zu Tage klarer, daß ihr Gemahl über der Ausführung der gefährlichsten Pläne brüte. Fortwährend sah sie unbekannte Männer ankommen oder abgehen, mit denen Nadasdy Stundenlang im geschlossenen Zimmer verkehrte, und sie erschrak nicht wenig, als sie einst einen derselben mit ihrem Gatten in einer ihr unbekannten Sprache reden hörte, und dieser ihr auf Befragen lächelnd erwiederte, daß dieß die türkische Mundart sei. Ein Blitzstrahl hätte Theresen nicht ärger erschüttern können, als diese

Erklärung. Manches dunkle Wort Nadasdy's, oder ihres Bruders, ward ihr jetzt deutlicher. Weinend warf sie sich an die Brust ihres Gemahls, und beschwor ihn unter heißen Thränen, sich nicht in strafbare Pläne einzulassen, die ihn und die Ihrigen dereinst sicher verderben würden; aber mit Härte wieß sie Nadasdy zurück, und befahl ihr, bei Verlust seiner Liebe, nie wieder ein Wort über Dinge, die den Horizont des Weibes überstiegen, zu verlieren. —

Kurze Zeit nach dem eben geschilderten Auftritte, war Nadasdy längere Zeit als gewöhnlich daheim. Er war diesmal besser gelaunt als sonst, ja man hätte seine Stimmung eine fröhliche nennen können. Mit vieler Redseligkeit sprach er zu Theresen von großen Hoffnungen, die er habe, von einer fröhlichen Nachricht, die er von Stunde zu Stunde aus Wien erwarte, deren Gegenstand er aber der Gattin nicht nennen wolle, um die Freude, die sie mit ihm theilen werde, nicht zu schwächen. Endlich — es war an einem schönen Sommermorgen, und der Graf befand sich eben im Zimmer seiner Gattin — meldete ein Diener, daß ein Bote aus Wien mit einem kaiserlichen Handschreiben angelangt sei. Jubelnd wie ein Kind sprang Nadasdy aus dem Gemache, nachdem er Theresen versichert hatte, daß er in zwei

Minuten ihr eine höchst angenehme Nachricht überbringen werde. Dieser Zeitraum verstrich indeß, ohne daß der Graf zurückkehrte. Aengstlich klopfte Theresen das Herz; endlich hörte sie seinen dröhnenden Schritt auf der Treppe, seine donnernde Stimme im Vorsaal „Gregor! He Gregor! Hölle und Verdammniß!“ rief er in wüthender Ungeduld. Eben trat er in's Zimmer. Die höchste Leidenschaft sprach aus seinen Zügen, und selten sah man ein Antlitz, auf dem diese so deutlich geredet hätte. Alle Muskeln seines Gesichts waren angeschwollen, seine Nasenlöcher schienen erweitert, sein Auge glühte, er blickte wild wie ein Besessener. In diesem Zustande hatte ihn Therese noch nie gesehen, und auch jetzt schien Nadasdy diesen Paroxismus von Leidenschaft mit Gewalt unterdrücken zu wollen doch die Anzeichen von Wuth brachen immer wieder von Neuem hervor, und zeigten nur um so deutlicher den Kampf, der den ganzen Menschen erschütterte. — Eben stürzte der gerufene Diener in den Vorsaal.

„Laß anspannen Gregor!“ schrie er ihm entgegen; „einen — nein drei Wagen — die Gräfin wird mich begleiten. Wir reisen anf meine Güter nach Pottendorf in Oberöstreich. — Fort! laß anspannen!

sogleich, sag' ich!" Und krachend schlug er die Thüre hinter sich zu. —

Therese war indeß erschrocken aufgesprungen, und eilte ihrem Gatten entgegen. Nadasdy winkte ihr mit der Hand nach ihrem Platze, dann warf er einen offenen Brief, den er in der Hand hielt, zu Boden, und trat ihn unter die Füße.

„Ich weiß nicht, was mich abhält," schrie er wüthend, „das Schwert zu ziehen, den Turban aufzusetzen, und die Roßschweife auf dem Markte zu Pesth und Ofen aufzupflanzen! — O, Zriny! Zriny! Du hattest wohl recht! Und auch Du, redlicher Christoph, als Ihr sagtet, man müsse damit anfangen, den Deutschen den Kopf vor die Füße zu legen. Aber zum Teufel mit meiner Mäßigung! Ich werde sie noch tausendmal verfluchen, und alle Narren, die sie mir angerathen haben, obendrein. — Aber ich sehe Therese, Du hältst mich für verrückt! Da lies den Brief!" — er hob ihn vom Boden auf. — „Mag alle Welt seinen Inhalt wissen; es soll die Strafe meines Zauderns sein!"

„Du hast um die Palatinswürde angehalten, und der Kaiser hat sie Dir, aus wichtigen Gründen, wie er sagt, abgeschlagen!" erwiederte Therese den Brief still zusammenfaltend.

„Aus wichtigen Gründen?“ schrie Nadasdy. „Hölle und Teufel! konnte es einen Grund geben, sie zu versagen, nachdem ich — ich sage ich — darum angehalten? — Ich war es, dem er es verdankt, daß Ungarn bis jetzt ruhig blieb; ich, der Ragoczy aufhielt in Siebenbürgen den Halbmond aufzupflanzen! — Wahrhaftig ich sollte meinen, es wäre nichts Unbilliges gewesen, mich dafür zum Palatin zu machen, und wäre es, so hätten sie hierbei ein Uebriges thun müssen. — Aber ich verspreche Dir, Therese, sie werden wider den Stachel lecken, und mir eine ganz andere Würde als die des Palatinus zusichern müssen, und sollte ich sie mit der Spitze meines Degens dazu zwingen!“ — —

„Du willst Dich Deinem Herrn und Kaiser widersetzen?“ rief Therese erschrocken.

„Widersetzen?“ rief Nadasdy mit furchtbarem Lachen. „Widersetzen! — ich hätte es thun sollen, anstatt um die Gunstbezeigung anzuhalten. Jetzt steht die Sache anders. Er soll sich vor mir in Acht nehmen!“ — —

„Und Du willst, daß wir nach Pottendorf reisen sollen?“ fragte die Vorige. „Warum das, theurer Franz?“

„Warum?“ rief der Gefragte. „Weil ich hier

nicht ein Gegenstand des Spottes sein mag, nachdem mir versagt worden, was Niemand mit solchem Recht zu fordern hatte, als ich; weil ich nicht mit Portia's Spionen umgeben sein will, wie hier; weil ich dort eher einen Freund sehen kann, ohne daß den folgenden Tag beim Lever in Wien davon die Rede ist, und endlich — weil es Zeit ist, daß die Birne zur Reife kommt." —

„Ich bitte Dich, Franz!" rief Therese, die Hand des Gatten ergreifend; „fasse keinen Entschluß, bis Du bei kaltem Blute" — —

„O, ich bin es!" sagte Radasdy bitter, indem er der Gattin seine Hand entzog. „Ich bin eiskalt. — Du wirst mich kein Wort mehr über diese Angelegenheit reden hören. Narren vergeuden nur die Kraft, welche der Haß giebt in leeren Worten; sie sollen den meinigen auf andere Weise kennen lernen."

„O, nicht dieser Grimm, mein theurer Gemahl!" rief Therese, indem sie Nadasdy in ihre Arme schloß. „Vergiß, was Dir widerfahren. Unternimm nichts gegen Deinen königlichen Herrn. Er wird Dich besser kennen lernen, und Dir endlich aus freiem Antriebe gewähren, was er dem Bittenden abschlagen zu müssen glaubte." —

„Meinest Du, daß, wenn mir Jemand in diesem

Augenblicke die Bestallung als Palatinus in's Zimmer brächte, ich sie behalten würde?" fragte, einen Schritt zurück tretend, mit düsterm stolzen Blicke, Nadasdy. „Nicht der unerlangte Rang ist es, den ich ihm nicht vergessen werde, nein, daß ich darum gebeten habe, das ist es, was ich ihm wett zu machen hoffe."

„Ich bitte Dich, Franz, ich bitte Dich um Deiner Ruhe, um Deines Glückes willen, verscheuche diese Rachegedanken!" rief die Gräfin thränenden Auges. „O, söhne Dich aus mit Deinem Herrn! gewiß Du kannst es; und er wird Dir auf andere Weise, er wird Dir durch seine Gunst, reichlich ersetzen, was er Dir jetzt versagt hat. — Was kannst Du auch außer der unglücklichen Palatinswürde noch anders wünschen, das Du nicht schon besäßest? Du bist reich, mächtig, geachtet im ganzen Lande, ich meine die versagte Würde des Palatinus hätte Dich nur wenig höher stellen können, als Du ohnehin schon stehest."

„Meinst Du, Therese?" rief Nadasdy mit bitterm Lachen. „Ich meinte es auch, und dennoch wurde sie mir versagt. Doch immerhin; vielleicht geschah es zum Glück für mich und Dich! — Was meinst Du, würde ein Diadem etwa darum Dein Lockenhaar, diese weiße Stirn, schlechter schmücken,

wenn nicht die Hand des Kaisers, wenn die des Sultans es Dir aufsetzen sollte?" —

„Franz!" rief Therese entsetzt. „Was fällt Dir ein? Ich bitte Dich, fasse keine Pläne, die Dich — uns Alle — unfehlbar in's Verderben stürzen würden!" — —

„Kein Wort mehr über diesen Punkt!" entgegnete Nadasdy herrisch. „Aber beruhige Dich!" setzte er hinzu, als er sah, daß Theresen die Thränen über die Wangen rollten; „warum sprach ich auch mit Dir über Dinge dieser Art; sie sind freilich nur für starke Seelen." — — —

Wenige Stunden nach dieser Unterredung befand sich Nadasdy mit seiner Gattin auf dem Wege nach Oberöstreich. — — —

Mehrere Wochen vergingen Theresen einsam, in der alten Burg zu Pottendorf. Nur wenige Stunden des Tages sah sie ihren Gatten; beständig saß er am Schreibtische, vertieft in Correspondenzen, mit welchen reitende Boten nach allen Seiten versendet wurden. Endlich begann das Leben reger zu werden. Gäste aus allen Theilen Steiermarks, Siebenbürgens und Ungarns fanden sich ein. Nur wenig Bekannte waren unter ihnen. Viele gingen nach wenigen Tagen Aufenthalts, Andere kamen, die Besuche nahmen

kein Ende. Dennoch sah Therese ihre Gäste fast nur während der Tischzeit, da Nadasdy außerdem sich mit ihnen nur in den abgelegensten Theilen der Burg und bei verschlossenen Thüren unterhielt. So geschah es denn auch, daß eines Tages Nadasdy mit zehn oder zwölf seiner Gäste, unter denen sich Franz Ragoczy, Tettenbach, Zriny und mehrere angesehene Magnaten Ungarns, befanden, in einer großen gewölbten Halle des Schlosses in eifriger Berathung begriffen war. Unter den Anwesenden machte sich ein Fremder von großer stattlicher Figur, dem das lange, in einen Zopf geflochtene Haar, der geschorne Vorderkopf, das dunkele, schön gespaltene, kluge Auge, die Habichtsnase, ein fremdartiges Ansehn gaben, besonders bemerklich. Er schien von Nadasdy mit großer Aufmerksamkeit behandelt zu werden, und bemühte sich angenscheinlich, diese durch viele Hochachtungs- und Freundschaftsversicherungen, die jedoch durch seine mangelhafte Latinität — denn die Unterredung ward in lateinischer Sprache geführt — etwas unverständlich wurden, zu vergelten. Sämmtliche Anwesende hatten theils auf einem altmodischen Sopha mit hoher Lehne, theils auf Stühlen im Kreise Platz genommen, und das Wechselgespräch wogte lebhaft hin und her.

„Es ist mir höchst unangenehm, daß mein Schwager noch nicht angekommen ist!“ sprach Nadasdy. „Er soll die Beistimmung des Adels aus der Gegend der Karpathen überbringen, — und bleibt aus.“ —

„Wir kennen ja die Meinung der dortigen Gespannschaften, und das ist wohl genug!“ entgegnete Zriny.

„Verzeiht, hochedler Graf, wenn ich mir, wiewohl auf's demüthigste, eine kleine Einwendung erlaube!“ hob der oben geschilderte Fremde, die Hand auf die Brust gelegt, zu sprechen an. „Ich traue — wie es wohl auch nicht anders sein kann — auf's Beste den Versicherungen, aller der vortrefflichen und hochangesehenen Herren, die hier versammelt sind; aber ich muß bemerken, daß ich mich nicht nur mit meinen Augen überzeugen, sondern seiner Hoheit dem Seraskier schwarz auf weiß die Zustimmung des größern Theils der Magnaten Ungarns zurück bringen muß, wenn er mit der Armee ohne vorhergegangene Kriegserklärung, die Grenze überschreiten, die Festungen einschließen und bestürmen soll.“

„Ihr seid sehr umständlich, Herr Michael Rigas!“ rief Zriny ärgerlich. „Ihr seht, es ist nicht unsere Schuld, daß Christoph Frangipani noch nicht hier ist, und länger bleiben wollt Ihr auch nicht.“

„Ich kann nicht, edler Herr, ich kann nicht!“ entgegnete der Vorige. „Sr. Hoheit der Wessir bestimmte den Tag, an dem ich wieder zurück sein muß. Er will, daß die Unterhandlungen zum Ziele kommen, oder für immer abgebrochen werden.“

„Nun so nehmt indessen unsere Unterschriften, und die der südlichen und westlichen Gespannschaften!“ sprach Nadasdy. „Die andern erhaltet Ihr in wenig Tagen durch einen Reitenden.“

„Nicht hinreichend, hochedler Graf, nicht hinreichend!“ sagte der Fremde kopfschüttelnd. „Du nimmst keine Versprechungen an, Du bringst mir die Unterschriften der Ungläubigen — der edlen Herren wollte ich sagen! So sprach Mahmud Reuf Pascha, als ich abreiste, und Ihr wißt wohl, hochgeborne vortreffliche Herren, mit einem Pascha von drei Roßschweifen und Seraskier ist nicht gut Scherz treiben.“

„Ihr seid ein ächter Grieche des Fanars!“ rief Zriny mit unmuthigem Lachen. „Ich dächte wahrhaftig, das Schutzrecht über eine Anzahl unabhängiger neugebildeter Fürstenthümer, eine tüchtige Vormauer gegen die Deutschen, sollte es wohl verlohnen, daß der Sultan seine Truppen noch ein Weilchen an der Grenze hielte, und uns endlich für den ersten Augenblick mit einem Heere unterstützte.“

„Es scheint so, edle Herren," sagte der Grieche mit pfiffigem Lächeln, „aber in Konstantinopel denkt man anders; man hat so hin und wieder einige kleine Bedenken." —

„Und welche denn, Herr Abgesandter, wenn's gefällig ist?" fuhr Nadasdy auf. „Zweifelt man etwa an der Wahrheit unserer Erklärungen? hält man uns etwa für zu furchtsam, um das Schwert zu ziehen gegen Oestreich?"

„Beides nicht, hochedler Graf! ich versichere es Euch bei der Panagia;" entgegnete der Fanariot. „So weit geht Niemand, dem es nicht Ernst ist. — Ueberdem," setzte er trocken hinzu, „kann von Furcht gar nicht die Rede sein, denn wolltet Ihr — woran natürlich gar nicht zu denken ist — zurück treten, so sendete der Wessir Eure Correspondenz an den Kaiser, Euren jetzigen Oberherrn, und der ließe Euch allen die Köpfe abschlagen. — An Verrath denkt man in Konstantinopel nicht."

„Nun also, woran denn sonst?" fragte Tettenbach. „Sprecht Euch nur klar aus, Herr Grieche, wenn anders ein Grieche sich dergestalt aussprechen kann."

„O, das kann ich wohl!" versetzte Rigas boshaft; „ich zweifle nur, daß ein solches klares Wort

sehr angenehm klingen und von Euch gern gehört werden würde."

„Heraus damit, Herr Abgesandter!" rief Zriny lachend. „Ihr kennt ja wohl das türkische Sprichwort: Die zischende Natter auf der Heerstraße ist weniger zu fürchten, als die schlafende im Rosengesträuch. — Ihr werdet den Scherz nicht übel nehmen."

„Nicht im Geringsten!" erwiederte Rigas gelassen. „Ich bin ein Freund von Sprichwörtern und von Scherz, und — so sagt ja wohl ein deutsches Sprüchlein — eine kluge Rede schläft in einem närrischen Ohre! — Vielleicht läßt es sich auch umkehren. — — Indeß, Ihr wollet ja wissen, was man in Konstantinopel spricht. Nun seht, es giebt einige — ich bin nicht darunter; dafür soll mich die Panagia bewahren, denn ich denke nur was der Wessir denkt, und habe eigentlich gar kein Urtheil — aber es giebt welche, die da meinen, daß, wenn Ihr als Christen, als Edle, als die Stützen des Throns, Eur'm Herrn und König dergestalt mitspielt, daß Ihr den Eid vergessen, sein Land zerreißen und eine Anzahl unabhängiger Fürstenthümer unter dem Schutze des Sultans bilden wollt; was würdet Ihr Euch erst gegen den sogenannten Erbfeind der Christen herausnehmen zu dürfen, glauben?" —

„Pah! Ihr versteht das nicht, Herr Gesandter!" rief Zriny, indem er Nadasdy, welcher auffahren wollte, mit der Hand zur Ruhe winkte. „Der König hat uns nicht Wort gehalten, er hat den Eid" — —

„Bemüht Euch nicht mit moralischen Gründen, für Euren Abfall!" entgegnete Rigas, ganz gemüthlich die Arme über einander schlagend. „Uns kann es ganz gleichviel sein, ob sie gut oder schlecht sind; selbst wenn Ihr gar keine hättet. Warum Ihr den Kaiser verrathet? diese Frage — ich kann es Euch versichern — habe ich in Konstantinopel aus keinem einzigen Munde vernommen. Ihr wißt, die Türken sind überhaupt keine Freunde von müssigen Fragen. Dagegen sprach man oft davon, daß, wenn man sich einmal mit Euch einließe, man Euch auf der Bahn festhalten, und durchaus nicht eher einen Schritt thun solle, bis man hinlängliche Garantieen für Eure Handlungsweise habe. Vor der Hand sind Eure Unterschriften dergleichen, später werden sich wohl noch andere finden."

Eben hatte der Grieche seine Rede geendet, als heftig an die Saalthüre geklopft ward.

„Was giebts? wer ist da?" — rief der Hausherr.

„Oeffne geschwind? lieber Franz!" ertönte Theresen's Stimme.

Verdrießlich öffnete Nadasdy die Saalthür.

„Ein Officier ist eben angekommen und bereits wieder fortgesprengt!“ rief die Gräfin in der Thüre stehen bleibend. „Der Kaiser wird in wenig Minuten hier sein. Er reist hier durch, auf seine Familiengüter, und ladet sich zum Frühstück ein.“

Sprachlos starrten die Anwesenden einander an. Das Gesicht des Griechen verrieth einige Bestürzung. Nach leisem Zwiegespräch mit ihrem Gatten, entfernte sich die Gräfin.

„Wir müssen fort! Er darf uns nicht finden!“ rief Tettenbach.

„Keineswegs!“ entgegnete Nadasdy. „Wir würden uns verdächtig machen. Blos Herr Michael Rigas darf nicht zum Vorschein kommen. — Es ist ein ganz fataler Zufall!“ setzte er nach einigem Schweigen hinzu.

„Warum denn?“ entgegnete Zriny. „Wenn man nur wüßte, wie stark sein Gefolge wäre. — Am Ende wär's am besten, man nähme ihn fest.“

„Toller Gedanke!“ rief der Hausherr. „Wollt Ihr ihn durch die Lüfte nach der türkischen Grenze führen?“

„Das nicht! aber nach dem ersten besten unserer

festen Schlösser;" entgegnete Jener. „Er könnte uns als Geißel dienen."

„Daran ist gar nicht zu denken!" fiel Tettenbach ihm in die Rede. „Wir haben kein festes Schloß, das vor einem Handstreich sicher wäre, in der Nähe. Man würde uns Verräther nennen." —

„Besonders wenn die Ausführung des Planes nicht gelänge!" sagte der Grieche kalt.

„Man würde uns als Majestätsverbrecher anklagen!" fuhr Jener fort. „Uns für vogelfrei erklären." —

„Ja! und auslachen obendrein;" sprach Rigas mit ruhigem Tone. „Eben so gut könntet Ihr den Kaiser mitten in seiner Burg zu Wien verhaften wollen. — Nein, wohlgeborne Herrn, eine Unternehmung wie diese, könnte Euch nur zum Gespötte machen, und mit Flüchtlingen — denn diese wäret Ihr binnen wenigen Tagen — würde sich der Sultan nicht verbinden." —

„So meint Ihr, müßten wir die Gelegenheit, einen kühnen Streich zu wagen, ungenützt vorüber lassen?" rief Zriny.

„Das habe ich nicht gesagt!" erwiederte Rigas mit Kälte.

„Ihr meintet doch, daß es unmöglich sei, ihn

gefangen zu halten!“ rief Jener. „Folglich seid Ihr auch der Meinung, daß wir nichts gegen seine Person unternehmen können.“

„Was das Erste anbelangt,“ erwiederte der Grieche mit voriger Ruhe, „so sage ich: Ja! Was aber den daraus gezogenen Schluß anbetrifft, so sage ich: Nein! — Ihr kennt doch,“ fuhr Rigas fort, als er sah, daß seine Meinung von den Anwesenden nicht hinlänglich verstanden ward, „Ihr kennt doch das Sprichwort: Die Hand, die man nicht abhauen kann, muß man küssen? — Nun wohl! Ihr habt die Wahl, Küssen oder Abhauen. Und jedes ist gut in seiner Art, es ist keine halbe Maaßregel wie das Gefangennehmen, was mehr als ein Verbrechen, was ein Fehler sein würde.“

„Ihr sprecht immer noch etwas zweideutig, Herr Grieche!“ sprach Zriny kopfschüttelnd. „Erklärt uns etwas deutlicher Eure Willensmeinung.“

„Willensmeinung, wohlgeborner Herr?“ erwiederte Rigas, und seine Züge drückten die höchste Kälte und Gleichgültigkeit aus. „Ich habe hier weder einen Willen, noch eine Meinung, wenigstens keine, die ich hier zu erklären brauchte, und mich geht die ganze Sache überhaupt gar nichts an. Mein Handeln beginnt eigentlich erst“ — hier zuckte ein leichter Blitz

durch die vereisten Züge — „wenn das Eure aufhört. — Wenn Ihr mich aber fragt, ob, wenn mein Feind lebendig über meine Schwelle geschritten sei, er auch immer so unverletzt wieder zurückschreiten würde? so meine ich allerdings, daß das Letztere nicht immer statt finden dürfte.“ —

„Wie?“ rief Nadasdy: „Ihr meintet, wir sollten ihn ermorden?“

„Ermorden?“ fragte Rigas mit vieler Ruhe; „Hat Jemand vom Ermorden gesprochen? — Ich habe nichts gehört. — Nein, ermorden würde ich meinen Feind nicht; das wäre eine Sünde, und vielleicht auch eine Dummheit; aber es hat ja manchmal Fälle gegeben, daß Leute munter und wohlgemuth zu einer Thür hineingegangen, und still und geräuschlos wieder hinausgetragen worden sind. Mir sind selbst schon einige dergleichen Fälle vorgekommen.“

„Hoffentlich aber nicht auf christlichem Boden, Herr Gesandter!“ rief Nadasdy mit scharfem Tone. „Wäre es möglich, den Kaiser zu verhaften, ihn, bis er uns Gerechtigkeit wiederfahren lassen, gefangen zu halten — ich thäte es. Richard Löwenherz ward um geringerer Ursache in eine der Burgen dieses Landes eingesperrt. Doch was sein Leben anbelangt!

In seiner Hofburg, mitten unter seinen Garden und Hartschieren ist er nicht sicherer."

„Ihr seid also für das Küssen der Hand, hochgeborner Graf!" erwiederte gleichgültig der Grieche. „Es ist möglich, daß Ihr recht habt. Ueber Politik pflege ich nie zu streiten; es ist die undankbarste Mühe, die man sich geben kann. Gewöhnlich bleibt Jeder bei seiner Meinung, und man hat sich nur umsonst erhitzt. — Doch, da Ihr Euren Herrn" — er sprach dieß mit etwas spöttischer Miene — „als ein getreuer Unterthan empfangen wollt, so möchtet Ihr ihm wohl entgegen eilen."

„Ich gehe nicht einen Schritt!" rief Zriny.

„An der Thüre meines Hauses empfange ich meinen Gast!" sprach Nadasdy stolz.

„Es ist mir doch fatal" — sagte Tettenbach — „unsere Anwesenheit" —

„Besuch! nichts als Besuch!" rief barsch der Hausherr. — „Man wird uns doch noch erlauben einige Freunde bei sich zu sehen! — Ohnehin ist morgen mein Namensfest. — Freilich, was Euch Herr Rigas anbelangt" —

„O, wegen mir seid unbesorgt!" erwiederte leicht der Grieche. „Mit Eurer Erlaubniß verkleide ich mich etwas, und mische mich dann unter Eure Dienerschaft.

Das Verstecken ist mir ohnehin zuwider, und ich möchte Euern Herrn gern in der Nähe sehen. — Ja! ja! so wird es am besten sein! ich bin ja ohnehin erst vorige Nacht hier angekommen; von Euern Dienern kennt mich Niemand. Was meint Ihr, edler Herr! Ihr könntet mich als Euren neuen Küchenmeister bei Letztern introduciren? Niemand schöpft dann Verdacht, und ich kann Alles recht in der Nähe sehen und hören."

„Ein sonderbarer Einfall!" rief Nadasdy lachend. „Der Abgesandte des Seraskiers" —

„Euer Küchenmeister?" erwiederte Rigas scherzend. „Und warum nicht? War doch der Seraskier vor zehn Jahren noch selbst Koch im Serail. Ueberdem verstehe ich manches von der edlen Kochkunst; meine Reisen in Asien und Europa haben mir dergleichen Kenntnisse aufgedrungen."

„Wirklich?" rief der Hausherr den Scherz fortsetzend. „Nun da könnt Ihr gleich dem Koche bei der Verfertigung einiger kleinen Pastetchen, die, wie mein Weib behauptet, der Kaiser vorzüglich gern hat, Euren Rath ertheilen."

Unter leisem Gespräch verließ der Grieche mit dem Hausherrn das Gemach. In wenig Augenblicken kehrte Letzterer zurück.

„Ich weiß nicht," sagte Franz Ragoczy, ein junger Mann, der bis dahin stets geschwiegen, „ich weiß dennoch nicht, ob wir nicht besser thäten, wenn wir den Kaiser verhafteten, und ihn mit offener Gewalt, das Schwert in der Faust, geradezu, Tag und Nacht Umwege verfolgend, über die Gränze brächten. Befände er sich nur einmal in Ungarn, dann hätte es keine Noth mehr, und in Siebenbürgen stehe ich für den Gefangenen ein."

„Es geht nicht! es geht durchaus nicht!" rief Nadasdy. „Wäre es aber dennoch auszuführen, so würde diese That nur unserer Sache schaden. Ein großer Theil des Adels, gewohnt im blutigsten Kampfe das Schwert zu ziehen, würde es beschämt in die Scheide stoßen, sobald von Verrath an des Kaisers Person die Rede wäre. Die Hälfte unserer Verbündeten würde abfallen, wenn sie vernähmen, wie wir das Werk begonnen hätten."

„Dennoch schienst Du vorhin" —

„Hm ja! erwiederte Nadasdy etwas verwirrt; „die Gelegenheit schien mir lockend. — Indeß siehst Du — er ist in meinem Hause, unter meinem Dache. Dem Ungarn ist das Gastrecht heilig. — Den König gefangen nehmen! — Pfui; Es wäre ein Brandmal

meines Namens. — Nein; Kein Wort davon. — — Aber hört! ist das nicht Pferdegetrappel? Er kommt!"

Rasch eilte Nadasdy nach der Thür, aber bestürzt trat er zurück, als sein hoher Gast, Theresen am Arm, in's Zimmer trat.

Man würde den schlichten, bis zur Uebertreibung einfach gekleideten, und sich in dieser Weise bewegenden Mann, nicht für den Herrscher eines mächtigen Reiches genommen haben, wenn sein Gesicht nicht die offenen, wohlwollenden, und von jedem wackern Manne in Europa so gern gesehenen Züge der Mitglieder des Hauses Habsburg getragen hätte. Leopold stand damals noch in der ersten Hälfte des Lebens, und man würde ihn für einen sehr hübschen Mann haben gelten lassen müssen, wenn die etwas zu stark vortretende Unterlippe nicht seinem Aeußern einigen Eintrag gethan hätte. — Dicht hinter ihm ging der Minister, Fürst Portia, ein feiner scharfblickender Italiener. Drei Männer in militärischer Kleidung schlossen den Zug, und zwei Lieblingshunde des Kaisers, eine große Dogge und ein Windspiel schlüpften in den Saal. — — — So wie die Ankommenden in's Zimmer traten, fiel der Blick Portia's auf die bereits anwesende Gesellschaft; er wendete sich zu einem der Officiere, und nach einigen

leisen Worten ging Letzterer nach leichter Verbeugung zur Thüre hinaus.

„Also mein Wunsch, Sie zu überraschen, und jeden feierlichen Empfang zu vermeiden, ist gelungen, lieber Graf!“ sagte der Kaiser freundlich. „Nur die Gräfin konnte ich nicht dadurch täuschen, daß ich meinem Gefolge voranseilte. — Aber siehe da“ rief er, als sein Auge auf die Anwesenden fiel, und er sie nach und nach erkannte. „Graf Ragoczy, Zriny und noch andere edle Herren! — Ei, auch Graf Tettenbach?“ —

„Ich muß Ew. Kaiserliche Majestät um Entschuldigung bitten, wenn ich ohne Urlaub“ — —

„Still! Still!“ sprach Leopold freundlich. „Auch ich bin nur incognito hier, und Portia darf nichts dazu sagen, denn Fürst Lobkowitz weiß nicht ein Wort, daß ihm sein College auf einige Tage entschlüpft ist. Es ist mir lieb, Ihr Herrn, daß ich Euch hier versammelt finde,“ setzte der Monarch hinzu; „ich habe Einiges mit Euch zu reden, und so lade ich Euch sämmtlich morgen zu einer Fischerei, die ich veranstalten lassen, und die Euch wie ich hoffe, Vergnügen machen wird.“

„Gewiß haben auch dergleichen ländliche Zerstreuungen die Herrn hier so zahlreich zusammenge-

führt?" sprach Portia im gleichgültigsten Tone konventioneller Rede, aber ein leichter Blitz, ungewiß, ob vom Spott oder Argwohn hervorgerufen, schoß aus dem Auge des Italieners.

„Sie wollten einen Freund in seiner Einsamkeit besuchen!" entgegnete Nadasdy scharf. „Eure Durchlaucht, wird es nicht unrecht finden, nachdem es Sr. Majestät huldreich gebilligt."

„Sie würden mir sehr Unrecht thun, Herr Graf," entgegnete Portia mit Höflichkeit, doch trockenem Tone, „wenn Sie annehmen wollten, daß ich das seltene Vergnügen, Freunde aus so entfernten Gegenden traulich unter einem Dache vereinigt zu sehen, nicht zu schätzen wüßte. Nur der Zufall, oder sehr wichtige Angelegenheiten verschaffen uns dann und wann einen solchen Genuß."

„Wir wollten," sagte Zriny rauh, „dem Grafen beweisen, daß sein Verdienst nicht überall vergessen wird."

„Dann freut es mich, daß ich gerade heut gekommen bin!" sagte der Monarch freundlich zu dem Hausherrn gewendet. „Auch ich gehöre dann zu Euch, denn etwas Aehnliches führt mich hierher. — Doch, warum soll ich nicht ausführlicher davon sprechen! —

Sie hatten, lieber Graf Nadasdy, vor kurzem um die Würde des Palatinus angehalten.“ —

„Ich that es, und hatte Unrecht, daß ich es that!“ sprach der Graf, und eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht.

„Unrecht?“ erwiederte der Kaiser. „Warum denn Unrecht? — Ich bin der Meinung, daß Sie der Tüchtigste und der Würdigste dazu sind. — Auch meine Minister sind dieser Ansicht; nicht wahr lieber Fürst?“ —

„Wir halten allerdings den Herrn Landhofrichter für den Tüchtigsten;“ sagte Portia ruhig.

„Ew. Kaiserliche Majestät geruhen Sich zu erinnern, daß meine Bitte abgeschlagen ward;“ sagte Nadasdy trocken.

„Ich that es ungern, höchst ungern!“ erwiederte der Monarch mit einer Offenheit und Unbefangenheit, die so augenscheinlich war, daß sie ihren Eindruck auf die Anwesenden gar nicht verfehlen konnte. — „Sie sind dem hohen Amte des Palatinus gewachsen, Sie haben dem Reiche wesentliche Dienste geleistet; Beides wird selbst Ihr eifrigster Gegner nicht bestreiten können. Indeß, lieber Graf, werden Sie zugeben müssen, daß Sie Gegner haben, daß unter diesen Männer sich befinden, denen gleicher

Rang, höhere Jahre, längere, wenn auch nicht bessere Dienste wichtige Ansprüche ertheilen, und daß unter diesen Umständen — selbst wenn von Politik nicht die Rede wäre — schon die Gerechtigkeit mir geböte, den Posten des Palatins noch einige Zeit unbesetzt zu lassen."

Die Einfachheit der Rede des Kaisers, die offene Wahrheit, die aus jedem seiner Worte, seiner Blicke sprach, die klare Vernunft des angeführten Grundes, ja selbst das düstre Schweigen, das verdrießliche Auge des Ministers, dem offenbar das unumwundene Eingeständniß seines Herrn nicht angenehm schien, Alles dieses wirkte so stark auf den Grafen, daß er, bei dem Bewußtsein seiner Schuld in die höchste Verwirrung gerieth.

„Ew. Majestät — diese Gnade — diese Huld" — war alles, was er stammeln konnte. —

Inzwischen waren auf Anordnung der Gräfin aus einem Seitenzimmer zwei gedeckte Büffets herbeigetragen, und im Hintergrunde des Saals aufgestellt worden. Sie waren bedeckt mit allerhand kalten Fleischspeisen und Gebacknem, und eben wurden noch eine Anzahl Flaschen, dem Anscheine nach Champagner und Tokayer enthaltend, aufgesetzt. Therese bemerkte die Verlegenheit, in der sich ihr Gatte befand.

Sie hatte nur einen Blick auf sein Antlitz geworfen, aber — offenbar trug dieses die Spuren eines bösen Gewissens.

„Wollen Ew. Majestät nicht geruhen ein geringes Frühstück" — sagte sie rasch, nachdem sie nach der Thüre geblickt, als ob sie von daher etwas erwartet hätte.

„Ich danke Ihnen, liebe Gräfin!" erwiederte der Kaiser verbindlich lächelnd; „ich muß mich seit einiger Zeit in Acht nehmen, früh Morgens irgend etwas, vorzüglich kalte Speisen, zu genießen; indessen ein Glas Ihres vaterländischen Weins" — —

„Es werden sogleich noch einige warme Pastetchen hier sein!" erwiederte die Hausfrau. „Vielleicht, daß Ew. Majestät" —

„Ei sieh doch, wie aufmerksam unsere freundliche schöne Wirthin ist!" erwiederte Leopold freundlich. „Dann allerdings, aus Ihrer Hand" —

Therese hatte indeß ein Kelchglas mit Tokayer gefüllt, und überreichte es auf einem goldenen Credenzteller dem Monarchen unter tiefer Verbeugung.

„Die schöne Gräfin vergißt die liebliche Sitte ihres gastfreien Vaterlandes!" sagte Fürst Portia scherzend, doch zog, wiewohl fast unmerklich, eine leichte Wolke über seine Stirn.

„Ei wohl!" rief der Monarch. „Vergessen Sie nicht, liebe Gräfin, daß der Tokayer von schönen Lippen credenzt erst seinen wahren Werth erhält."

Therese erröthete hoch, verneigte sich tief, und brachte das Glas an ihre Lippen.

Freundlich nahm der Monarch den Pokal aus ihrer Hand, und trank ihn leer.

„Ich freue mich immer," sprach er, fröhlich in dem Kreise der Anwesenden umherblickend, und dann, mit einem Wink der Hand, die Gräfin zum Sitzen einladend; „ich freue mich immer, wenn ich die Grenzen Ungarns überschreite. Es ist dies das Land der fröhlichen Kraft. Feurig, wie sein Tokayer ist das Blut des Magyaren, und edel wie sein Wein ist das Land, das sie erzeugt."

„Ew. Majestät hat recht!" sagte Zriny mit rauhem Tone; „und eben weil der Ungar feurig ist und sein Land liebt, so empört ihn auch so leicht jede Unterdrückung, jedes Unrecht."

„Gewiß!" erwiederte unbefangen der Monarch. „Eben deshalb müßte auch von Jedem in seinem Kreise dahin gewirkt werden, alle Mißverständnisse, die um so schmerzlicher sind, in je gefährlicherer Zeit wir leben, auszugleichen. Wir müssen fest zu einander halten, jede Veranlassung zu innerem Zwist vermeiden,

denn wer weiß es nicht, daß Mahmud Pascha mit einem starken Heere an der Grenze steht, und, wie der raubgierige Habicht nach der Beute in das schöne fruchtbare Land herüberschaut. — Dieß ist auch der Grund, daß ich noch nicht die Truppen aus den Festungen ziehen konnte, ein Umstand, der mir von Uebelwollenden zum Vorwurf gemacht wird, während ein Kind einsieht, daß die Noth diese Vorsichtsmaßregel gebot, und es wiederum die Noth ist, die mich dabei erhält." — —

Während der Monarch diese Worte sprach, hatte ein Diener eine Schüssel mit kleinen Pasteten auf das im Hintergrunde des Saales befindliche Büffet gesetzt, und sich sodann wieder entfernt. Fürst Portia, wie in Gedanken verloren, näherte sich dem Tischchen, welches die beiden im Saale herumschleichenden Hunde, angelockt von dem Geruche der Speisen, lüstern umlagerten, und indem er dem Windspiel den glatten Nacken, die lange Schnauze streichelte, gab er ihm eine der kleinen Pasteten, welche das Thier begierig und mit einem einzigen Schlucke verschlang. Langsam näherte sich der Minister dann wieder der Gruppe der Sprechenden.

Ragoczy war eben eifrig bestrebt, dem Kaiser die Schilderungen, die von der Stärke des Heeres des

Seraskiers umliefen, als übertrieben darzustellen. „Niemand,“ so schloß er, „könne so genau wie er, der so eben erst von der türkischen Grenze komme, überzeugt und unterrichtet sein, daß die gesammte türkische Armada sich nicht auf zwanzigtausend Mann belaufe.“ — — —

„Sie mögen recht haben Herr Graf,“ hob Portia sich in's Gespräch mischend an, „wenn Sie das Hauptcorps meinen, daß unter Mahmud's persönlichen Befehlen steht; rechnen wir aber zehntausend Bosnier, und“ — setzte er leicht hinzu — „eine Reserve, ein Hülfskorps oder dergleichen, auf das er zählen mag, noch bei, so kann er binnen vierzehn Tagen mit ganz ansehnlichen Kräften uns gegenüberstehen, und demgemäß sind auch unsere Maßregeln genommen, ohne“ endete er scharf — „noch unsere Vormauer, die Heeresmacht Ungarns, bei der Vertheidigung in Anschlag zu bringen.“ —

„Doch würde diese,“ versetzte Einer der anwesenden Magnaten mit einer Art höhnischen Trotzes, „vielleicht den Ausschlag geben.“

„Allerdings! Allerdings!“ erwiederte Portia, einige aufmerksame Blicke nach dem Windspiele werfend, das unruhig und unter leisem Winseln im Saale

herumschlich, und bald sich niederlegte, bald wieder aufstand.

In diesem Augenblicke war ein Offizier in's Zimmer getreten. Seine Blicke schienen den Minister zu suchen. Portia ging ihm entgegen. Mehrere Minuten sprachen sie leise in einer Fensterblende und der Minister durchlief einen Brief, den ihm der Eintretende übergeben hatte. Endlich steckte er das Schreiben in die Tasche, sprach einige Worte zu dem Adjutanten, und dieser verließ hastig das Gemach. — Portia trat wieder zu der Gesellschaft. — —

Der Kaiser hatte indessen lange über die Verhältnisse mit der Pforte, die, wie er sagte, sich immer bedenklicher gestalteten, geredet. Er hatte den Anwesenden erzählt, daß ihm Nachrichten von den Versuchen des Divans, die Grenzlande aufzuwiegeln, von verschiedenen Seiten zugekommen, daß er aber wenig Werth darauf lege, weil es ja unerhört, ja ganz unmöglich sei, daß sich christliche Provinzen mit dem Erbfeinde des christlichen Namens zu Krieg und Empörung verbinden könnten. — „Meinen Sie nicht auch so, lieber Fürst?“ schloß der Kaiser seine Rede, sich an den Minister wendend.

„Möge Ew. Majestät vergeben, wenn ich anderer Meinung bin!“ erwiederte kalt der Fürst.

„Wie? Sie halten es nicht für unerhört und unmöglich?" rief erstaunt der Monarch.

„Für unerhört? — ja; die Geschichte mit Bethlem Gabor früher ausgenommen!" erwiederte mit Ruhe der Gefragte. „Auch für nichtswürdig, für teuflisch halte ich es, aber — für unmöglich nicht. — — Nicht wahr, Graf Nadasdy? Auch Sie sind der Meinung, daß solche Undankbarkeit und Nichtswürdigkeit zwar selten ist, aber dennoch existiren könne." —

Nadasdy fuhr bei der Frage des Fürsten von dem Sitze, auf dem er sich auf einen Wink des Kaisers vorher niedergelassen hatte, rasch empor; dann ließ er sich wieder nieder.

„Ihre Meinung durchlauchtiger Herr" — stammelte er.

„Wollen Ew. Majestät nicht von diesen Pasteten" — rief Therese in höchster Angst nach dem Tische eilend, als sie die tödtliche Verlegenheit ihres Gatten bemerkte. Zitternd präsentirte sie das Gebäck dem Monarchen.

„Die Wirthin hat edel und unbefangen ihrem kaiserlichen Herrn den Trank credenzt," rief Portia mit starker Stimme; „möge der Hausherr nun auch

den Bissen kosten, der für den Kaiser bestimmt ist!" —

Rasch nahm der Minister der Gräfin die silberne Schüssel aus der Hand, und reichte sie dem Grafen dar.

Mit einem durchbohrenden Blicke voll Zorn und Verachtung griff der Graf nach einem Stück des Gebäcks.

„Was soll das, Fürst?" rief der Kaiser unangenehm erregt. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Das dort!" rief der Minister, indem er mit ausgestrecktem Arm auf das Windspiel zeigte, das sich konvulsivisch im Kreise drehte, und dann zuckend unter Jammergeheul zu Boden stürzte.

„Lüge! höllische Lüge!" schrie Nadasdy mit Donnerstimme, indem er eine der kleinen Pasteten nach dem Munde führen wollte.

„Halt!" rief Portia, indem er dem Grafen das Gebäck aus der Hand riß. „An diesem Greuel sind Sie vielleicht unschuldig. — Man verhafte," rief er einem der Officiere zu, „alle, die in der Küche zu schaffen gehabt! Das Backwerk ist vergiftet!" — — —

„Nein! Nein!" rief Therese wie außer sich. „Es

kann nicht sein. Es ist unmöglich! — — O, Du mein Herr und Heiland!" — —

Das unglückliche Weib fing an zu taumeln, alles Blut wich aus ihren Wangen, sie griff nach einem Stuhle, und sank ohnmächtig in die Arme eines der Magnaten.

„Man rufe die Frauen!" schrie der Kaiser zu Theresen eilend. „Graf!" setzte er hinzu; „sorgen Sie für Ihre Gattin! bringen Sie die Gräfin auf ihr Zimmer."

„Ich muß Ew. Majestät bitten zu gestatten, daß der Graf den Saal nicht verlasse!" sprach Portia mit festem Tone. — „Graf Marescalchi!" — hier wendete er sich zu einem der Adjutanten — „lassen Sie die Dame nach ihrem Gemache geleiten."

„Lassen Sie ihn, Fürst! lassen Sie ihn!" sprach der Kaiser. „Er ist unschuldig an dem Attentat. — Der Ausgang wird es erweisen." —

„Wollen Sie mich zum Mörder machen, wie Sie vielleicht schon der Mörder meines Weibes geworden sind?" schrie Nadasdy wüthend.

„Geruhen Ew. Majestät mich handeln zu lassen!" sprach der Minister voller Ehrfurcht, doch in festem Tone. „Was ich thue, geschieht nur aus Nothwendigkeit und zum Besten des Staates; über-

dieß trage ich die Beweise des intendirten Hochverraths in der Tasche. — He Wachen!"

Ein Detachement der Arcierengarde trat mit gezogenen Schwertern in den Saal, und Therese ward hinausgetragen.

„Was soll dieß Herr?" rief Zriny mit Wuth. „Halten Sie uns etwa für Diebe und Bösewichter?"

„Ruhe!" rief der Kaiser mit Würde und fürstlichem Anstand. „Portia! keine Uebereilung!" —

„Ich hafte für alles mit meiner Ehre!" sagte kalt der Fürst. „Es geschieht nichts, als was geschehen muß. — Kennen Sie diese Handschrift?" setzte er zu Nadasdy gewendet hinzu.

„Es ist die meines Schwagers!" erwiederte der Graf fast ohne Besinnung.

„Sie hören," sagte Portia zu seinen Begleitern mit ruhigem Tone, „er hat die Richtigkeit der Handschrift anerkannt! — Wohlan so verhafte ich Sie Graf Nadasdy, Sie Graf Peter Zriny, Sie Graf Ragoczy, und endlich Sie Graf Erasmus Tettenbach als Hoch- und Staatsverräther!" — — —

Der Kaiser sah stumm und mit Erstaunen bald auf den Minister, bald auf Nadasdy. Letztern schien sein Muth, sein Stolz gänzlich verlassen zu haben;

sein Auge blickte stier, seine Wange war blaß, sichtbar zitterten seine Lippen, schlotterten seine Glieder. Auch Tettenbach und Ragoczy waren stumm und erschrocken, nur Zriny fuhr heftig auf.

„Verräther selbst, wer uns zu Verräthern machen will!“ schrie er mit Wuth. „Ich will Beweise Herr!“

„Hier sind sie!“ erwiederte der Minister, indem er mit der Faust auf den geöffneten Brief schlug. „Ich liege krank vor Aerger“ — so begann er zu lesen — „es ist nichts mit der Einwilligung des Adels der Karpathen. Das Schwert zu ziehen, zur Erhaltung der Constitution, dazu allenfalls waren sie bereit, als ich ihnen aber sagte, daß Ungarn in kleine unabhängige Fürstenthümer getheilt, und diese unter den Schutz des Sultans gestellt werden sollten, waren alle dagegen. Als ich ihnen anführte, daß Du, nebst Ragoczy, Zriny, Tettenbach und Andern, an der Spitze des Unternehmens ständest, daß das Vorhaben sicher gelingen müsse, da es nur eines Briefes von Dir bedürfe, um den Seraskier mit sechzigtausend Türken über die Grenze zu führen, schien es keinen Eindruck auf sie zu machen; der alte Eödenffi scheint sie umgestimmt zu haben.“ — —

„Genug!“ rief der Kaiser empört. — „Das

also ist der Lohn für alle die Ehren, mit denen ich Euch überhäuft, das der Dank für die unsägliche Geduld, mit der ich unsinnige Klagen über Dinge, die zu beseitigen nicht in meiner Macht war, angehört? Während Ihr selbst durch ewige Unruhen, durch übertriebene, ungereimte Forderungen mich gezwungen habt, Maaßregeln zu ergreifen, die meinem Herzen widerstanden, mich hinderter, mein frei und aus redlichem Sinne gegebenes Wort so bald zu erfüllen, als ich es gewünscht, gabt Ihr vor: ich wolle es nicht halten, verläumdet Ihr mich bei meinem Volke, überedetet Ihr die Schwachen, man wolle ihnen ihre alt-herkömmlichen Rechte rauben, und endlich, um das Maaß des Undankes voll zu machen, verschwort Ihr Euch gegen mein Leben und meine Krone."

„Gnade — Ew. Majestät" — stammelte Tettenbach.

„Die Zeit der Gnade ist vorüber!" rief zornig der Kaiser und sein blaues Auge blitzte. „Für Euch habe ich nur noch Gerechtigkeit." —

„Der Brief ist falsch; ist untergeschoben, um uns zu verderben!" rief Zriny trotzig.

„Frangipani wird darüber Auskunft geben!" sagte Portia kalt. „In diesem Augenblicke ist schon der Befehl, ihn zu verhaften, auf dem Wege nach

Ungarn. Der Bote, den man aufgefangen, sitzt in sicherer Haft." — —

„Es ist ein schweres Amt, ein König sein!" sagte der Kaiser mehr vor sich hin, als wie zu Portia gewendet, und verließ, nach einem langen und schmerzlichen Blick auf die Gefangenen den Saal.

Es war ungefähr sechs Monate nach diesem Vorgange, als zu Presburg eine Dame tief verschleiert und in Schwarz gekleidet, von einem reich galonnirten Diener in ein weites alterthümlich meublirtes Zimmer geführt wurde, und sich nach einem Wechselgespräch in wenigen leisen Worten, von dem nur das Ende: daß der Hausherr sogleich da sein werde, laut und vernehmlich ertönte, auf ein mächtiges altmodisches Sopha niederlies. Das Antlitz der Dame war schön, aber blaß, und der Gram hatte mit seinem Todtenfinger die Züge tiefen Leidens hineingezeichnet. Die Trauernde blickte fortwährend starr vor sich hin; sie schien es zu überhören, daß in dem Nebenzimmer die Schritte eines langsam Aufundabgehenden erschollen. Das Auge der Leidenden war leicht geröthet, trocken und thränenleer; die Quelle des Trostes war versiegt. —

Endlich ertönten die Schritte des Gehenden im

Nebenzimmer rascher und rascher, die Thüre öffnete sich, und ein Greis mit weißen Haaren, doch von hoher Statur und kräftiger Haltung, tiefen Gram in dem düstern kalten Blicke, trat heraus. Die Dame erhob sich und ging ihm entgegen.

„Entschuldigen Sie Gräfin Nadasdy" — sagte der Greis, und es war wirklich Therese, zu der er sprach — „entschuldigen Sie, daß ich Ihren Besuch nicht gestern annehmen könnte. Ein Umstand — ein mich nahe berührender Fall" —

Der Sprechende schien tief bewegt; seine Lippen zitterten schmerzlich.

„Sie gönnen mir ja eine Unterredung Herr von Ködenffi," erwiederte Therese mit kaum hörbarer Stimme, „und das ist mir genug. O, möge der Augenblick ein glücklicher sein! möge mein Wort zu Ihrem Herzen" —

„Ihr Wunsch, Ihr Anliegen, Gräfin?" fragte der Alte, indem er mit Anstrengung kalte Fassung zu erringen suchte.

„Herr Reichsschatzmeister!" sagte Therese mit einer Stimme, die aus dem Innersten ihres Herzens zu kommen schien. „Gedenken sie wohl noch manchmal der alten, der glücklichen Zeiten, wo ich, wo die Meinigen Ihnen nahe standen?"

„Oft!" entgegnete finster der Gefragte. „Ich fürchte nur zu oft!" —

„O, so denken Sie auch heute daran; heute, wo Sie als Vorsitzender der Septemviraltafel das Urtheil über Tod oder Leben meines unglücklichen Gatten, meines verirrten Bruders, sprechen werden!" rief Therese flehend, und mit gefalteten Händen.

„Sie wissen nicht, was Sie bitten, Gräfin!" versetzte der Reichsschatzmeister düster. „Heute vor Allen darf ich an jene Zeit nicht denken. — Aber! erlauben Sie mir eine Frage: Wird Ihr Vater Platz unter den Richtern nehmen, oder denkt er von der Vergünstigung des Kaisers, die ihm gestattet, sich durch einen Magnaten vertreten zu lassen, Gebrauch zu machen?" —

„Sie erinnern mich an etwas Entsetzliches, Herr Reichsschatzmeister!" stammelte Therese. „Er sagt, die Stimme der Ehre erfordere seine Gegenwart, und wenn er erliegen sollte."

„Er kann nicht anders sprechen," entgegnete Ködenffi kalt, „wenn er dem Verdachte des Antheils an dem Hochverrathe entgehen will."

„Sie sehen, theurer Herr," rief flehend Therese, „welcher Berg von Unglück sich über unsern Häuptern aufthürmt, welcher Abgrund von Elend sich zu unsern

Füssen öffnet! O, seien Sie menschlich, erbarmungsvoll und gnädig, wie unser Vater im Himmel erbarmungsvoll und gnädig ist."

„Was kann ich für Sie thun?" sprach Södenffi mit unbewegter Miene. „Meine einzelne Stimme" — —

„Sie ist," rief Therese, „ein Siebentheil des Lebens oder des Todes meines Gatten, meines Bruders! O, Herr von Ssödenffi" — —

„Halten Sie Ihren Gatten für unschuldig oder schuldig?" fragte der Alte mit Kälte.

„Sein Ehrgeiz hatte ihn verblendet!" erwiederte jammernd Therese.

„Und Ihr Bruder?" fragte der Alte weiter. Therese schwieg.

„Den hatte sein böses Herz, sein arglistiges Gemüth verlockt!" ergänzte der Reichsschatzmeister.

„Sei es!" rief die Leidende tief ergriffen. „Sei es so wie Sie sagen! aber was hat mein unglücklicher Vater verbrochen, was habe ich gethan? — O, Herr von Ssödenffi! Glauben Sie mir; meinen Gatten, meinen Bruder trifft ein leichteres Loos, und wenn das furchtbarste sie träfe; aber mein Vater! ich! wir sind verurtheilt, zu leben."

„Auch ich bin es Gräfin!" sprach der Reichs-

schatzmeister. „Was habe ich verschuldet? Und doch hat mich die Schwäche Ihres Vaters, die Intriguensucht Ihres Bruders, — ja es muß heraus, denn wir halten Rechnung, wie ein Höherer bereits mit uns allen Rechnung gehalten hat — Ihr Leichtsinn elend gemacht.“ —

„O, mein Gott!“ rief Therese, sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. „Sie sind ein furchtbarer Richter, Herr Reichsschätzmeister. Lebt in Ihnen kein Andenken der alten Zeiten mehr, jener Zeiten, wo unsre Häuser durch warme Freundschaft“ — —

„Jene Freundschaft ist zum Fluch für mich geworden!“ erwiederte der Alte düster. „Ich hatte einen treuen, guten, edlen Sohn; auf ihn hatte ich alle meine Hoffnungen gesetzt“ — —

„Stephan ist krank, wie ich höre; krank seit längerer Zeit?“ sagte die Gräfin ängstlich.

„Krank seit zwei Jahren!“ erwiederte Södenffi mit stechendem Blick. — „Nun ist ihm besser!“

„Gott sei gelobt!“ rief Therese. „O, könnte ich ihn sehen! er würde für mich reden, Sie erweichen helfen.“

„Er würde nicht!“ sagte Södenffi mit einem grauenhaften Lächeln.

„Gewiß! Gewiß!“ rief die Gräfin. „O, lassen Sie mich ihn sehen, den Freund meiner Jugend.“

„Fordern Sie es nicht, Gräfin!“ sprach der Alte mit der nämlichen Miene wie vorher.

„Wollen Sie mir diesen Trost versagen?“ sprach Therese flehend.

„Sie können meinen Sohn nicht sehen, Frau Gräfin!“ sprach Ködenski mit einem Tone, in dem etwas von Theilnahme zu liegen schien. „Sie würden seinen Anblick nur mit Mühe ertragen.“

„Ich glaube es selbst!“ sagte Therese nach einer schmerzlichen Pause. „Sie mögen recht haben, Herr Reichsschatzmeister. — Nun dann, so wende ich mich nochmals an Sie allein. Mögen Sie mich hören, wie Sie wollen, daß Gott dereinst Sie höre! — Ihr Beispiel würde mächtig auf die Richter meines unglücklichen Gatten, meines Bruders, wirken. Seien Sie menschlich! sprechen Sie ein Wort der Gnade.“

„Nimmermehr!“ rief Ködenski.

„Um des Andenkens glücklicherer Zeiten, um der Liebe Ihres Sohnes willen, lassen Sie sich erweichen!“ sagte die Gräfin mit Angst, die Hand des Greises ergreifend.

„Erwähnen Sie meinen Sohn nicht, Gräfin!“ entgegnete der Alte, indem seine Züge den frühern

furchtbaren Ausdruck annahmen. — „Es ist nicht möglich, Gräfin Nadasdy, das zu gewähren, um was Sie bitten."

„O, dennoch, dennoch!" jammerte Therese.

„Wie können Sie verlangen," sagte der Alte hart, „daß ich, der ich die Ehre meines Namens bis in mein Greisenalter rein erhalten, sie jetzt beflecken soll, um zwei überwiesene Hochverräther der wohlverdienten Strafe zu entziehen?"

„Sie hassen die Unglücklichen!" rief Therese jammernd.

„Ich hasse sie ja!" entgegnete Eödenffi; „aber glauben Sie, daß, wenn mein eigner Sohn, mein einziges Kind, die Verbrechen jener begangen hätte, mein Urtheil ein anderes sein würde?"

„Ich glaube nicht, Herr Reichsschatzmeister!" sagte Therese zitternd. „Aber dennoch — dennoch — um Stephan's willen" — —

„Nun wohlan, Gräfin Nadasdy!" rief der Alte, indem er nach der Thüre des Nebenzimmers eilte und diese aufriß. „So blicken Sie in dieses blasse Gesicht, und dann urtheilen Sie selbst, ob es gut sei, den Vater bei dem Namen des Sohnes zu beschwören, den rächenden Schatten Samuels thörig herauf zu rufen!"

Therese that einen Blick in das Nebenzimmer. Ihr Auge fiel auf die Leiche Stephan's. Blaß und abgezehrt bis zur Unkenntlichkeit lag der Verblichene noch auf dem letzten Lager. — Die Gräfin sank ohnmächtig zu Boden. — —

Wenige Stunden nach diesem Auftritte, war das Septemviralgericht, unter dem Vorsitze Gödenffi's, beschäftigt, die Angeklagten zu richten. Still und ernst saß der Reichsschatzmeister zu oberst einer Tafel, an der sich außer ihm noch sechs ungarische Magnaten und ein Secretair befanden. Unter den Richtern war auch der alte Frangipani. Man sah es dem todtenblassen Greise an, daß er sich nur mit Mühe aufrecht halten konnte. Die Verhandlungen waren größtentheils schon beendigt. Nadasdy, Tettenbach, Zriny Ragoczy (Letzterer in contumaliam, weil er entflohen war) waren zum Tode, der erste von ihnen überdieß zum Verluste der rechten Hand verurtheilt worden. Es handelte sich jetzt noch um das Geschick Christoph Franz Frangipani's. Zwei der Richter hatten ihre Stimmen für den Tod, zwei für lebenslängliches Gefängniß gegeben. Graf Esterhazy, Frangipani der Vater, und der Reichsschatzmeister hatten noch nicht gestimmt. So eben stand der erste der Genannten,

ein Mann von mittlern Jahren, hoher Statur und edler Gesichtsbildung, von seinem Stuhle auf.

„Ihr Herrn," so begann er zu sprechen, „wenn ich das Verbrechen des Grafen Christoph Frangipani, blos nach der nackten Thatsache, der offen eingestandenen und klar erwiesenen Verschwörung aburtheilen wollte, so würde mein Urtheil nicht anders als: „Tod durch das Schwert!" lauten können; ja wenn ich bedenke, daß der Verbrecher, über dessen Schicksal wir eben verhandeln, der thätigste unter den Verschwörern gewesen zu sein scheint, daß ein eigenhändiger Brief von ihm vorliegt, in dem er vom Aufsetzen des Turbans spricht, welchen Ausdruck man wohl auf eine vorgehabte Verläugnung des christlichen Glaubens deuten könnte, so entstünde selbst die Frage: ob die Strafe nicht selbst, wie bei dem Grafen Nadasdy, durch Abhauung der Faust zu schärfen, aber es treten, meiner Ansicht nach, hier Milderungsgründe ein, die wohl in Betracht genommen zu werden verdienen. Frangipani ist noch jung, die übrigen Verbrecher sind über die Mitte des Lebens hinaus; der Graf begleitet kein Staatsamt, die Andern hohe Würden; der unglückliche Jüngling hat beim ersten Verhör selbst die kleinsten Umstände, jede Verzweigung der Verschwörung entdeckt, sein Unrecht eingesehen, sein Schicksal der

Gnade des Kaisers anheim gestellt; Nadasdy dagegen läugnet alles, will nichts von einem Attentat auf das Leben des Kaisers, mittelst vergifteten Backwerks, und einem dasselbe bereitenden, fremden von ihm eingeführten und später entflohenen Koche wissen, und Zriny trotzt auf ein angebliches Recht. Aus allen diesen Gründen stimme ich für lebenslängliches Gefängniß."

„Zwei Stimmen für den Tod, dreie für Gefangenschaft!" bemerkte monoton, und schreibend der Secretair. „Hat mithin der Herr Vorsitzer noch zu stimmen."

„Keineswegs!" sprach Södenffi kalt. „Graf Frangipani von Tersacz giebt zuerst seine Stimme ab."

„Verzeihe der Herr Reichsschatzmeister!" sagte Graf Palfi, einer der Beisitzer. „Des Königs Majestät haben den Herrn von Tersacz einer Abstimmung beim Urtheil seines Sohnes enthoben."

„Enthoben, aber die Abstimmung ihm nicht verboten!" erwiederte mit Kälte der Vorige. „Ob Ehre und Gewissen die Abstimmung ihm gebieten oder nicht, kann nur er selbst entscheiden."

„Er darf nicht stimmen!" rief Esterhazy heftig. „Das Entsetzliche, daß der Vater dem Sohne das

Urtheil spreche, ist auf diesem Boden noch nicht vorgekommen."

„Auch eine so nichtswürdige Verrätherei und Giftmischerei ist noch nicht vorgekommen, und dennoch wird wohl Niemand sie bezweifeln!" bemerkte Csödenffi ruhig. — Der Herr von Tersacz möge erklären, was er zu thun gesonnen."

„Stimmen Sie nicht, Graf!" riefen Palfi und Esterhazy aus einem Munde. „Kein ehrenhafter Mann, kein wackerer Magyar wird Sie darum tadeln."

„Die Herren sprechen sehr entschieden und gewiß!" sagte Csödenffi rauh. „Graf Frangipani mag stimmen oder nicht; mir gleichviel. Ein freies Urtheil darüber wird er und die Herren mir und Andern wohl erlauben." —

„Sie haben recht, Herr Reichsschatzmeister!" sagte Frangipani mild, und mit schwacher Stimme. „Nicht immer ist das Urtheil in unserm Innern hinreichend uns Ruhe zu geben, auch das äußere, das der Welt, wird manchmal nöthig, wenn wir nicht ganz mit uns selbst zerfallen sollen. So haben Sie es gewiß gemeint. — — Ihr Herren!" setzte er indem er sich zu fassen suchte, hinzu; „ich konnte keinen Augenblick in Zweifel bleiben, ob ich

zu stimmen hätte oder nicht. Dem Edelsinn des Kaisers war es angemessen, mich einer furchtbaren Pflicht zu überheben, dem treuen Unterthan, dem Edelmann kommt es zu, sie auszuüben. — Ich stimme für den Tod des — des Verbrechers.“ — —

„Was haben Sie gethan?“ rief Palfi. „Das will, das verlangt der König nicht.“

„Unglücklicher Vater!“ setzte Esterhazy mit thränendem Auge hinzu.

„Die Stimmen sind jetzt gleich für Tod und Gefängniß!“ rief monoton der Secretair.

Frangipani saß lautlos, starr vor sich hinblickend auf seinem Sessel.

„Das Abstimmen ist jetzt an dem Herrn Vorsitzer!“ rief der Secretair, sich neuerdings zum Schreiben anschickend.

„Herr Reichsschatzmeister!“ sprach Esterhazy aufstehend, indem er sich an Ebdenffi wendete, mit ernster Stimme. „Dieser unglückliche Mann“ — er zeigte auf Frangipani — „hat jetzt seine Pflicht, er hat mehr als seine Pflicht gethan; Sie haben im Namen des Königs, in unserer aller Namen eine schönere zu erfüllen!“

„Ich kenne den Weg meiner Pflichten, Herr Graf!“ sagte Ebdenffi, indem er dem Sprechenden

starr und kalt in's Auge blickte. „Ich bin ihn siebenzig Jahre allein und ohne Führer, den ich auch nie bedurfte, gewandelt, und habe ihn nie verfehlt. Mein Pfad war gerade und einfach; ihn zu gehen machte mir keine Mühe, denn nie verlor ich das, an seinem Ende wie eine Sonne strahlende Ziel, die Ehre aus dem Gesicht. Auf diesem Pfade fiel nie ein Nebenweg, ein Fußsteig mir in's Auge; ich habe mich auch in der That nie nach einem solchen umgeblickt, und wäre, wenn es nöthig, über jedes Hinderniß — über jedes, Herr Graf — selbst über das Haupt des einzigen Sohnes, weggeschritten. Für mich giebt es nicht Pflichten, Herr Graf, ich kenne nur die Pflicht. Sie ist weder schön noch häßlich, sie ist nur sie selbst, und darum stimme ich nach meinem Gewissen" — — —

„Halten Sie ein!" rief Paffi. „Sie rauben dem Vater einen Sohn.

„Auch mir ward durch nichtswürdige Intriguen ein Sohn geraubt;" entgegnete der Vorige kalt.

„Er ist der Letzte seines Geschlechts!" rief Palfi laut.

„Auch mein Geschlecht erlischt mit mir!" erwiederte Ködenffi.

„Der Name: „Frangipani“ glänzt in der Geschichte. Er ist einer der edelsten Europa’s!“ —

„Aber nicht so edel, als der der Hohenstaufen!“ rief Esödenski mit rauher Stimme; „und ein Frangipani war es, der den letzten der Hohenstaufen zu dem Blocke brachte; genug davon! Ich stimme für den Tod!“ — —

„Mit vier Stimmen gegen drei,“ rief monoton der Secretair, „ist Christoph Franz Graf Frangipani zum Tode durch das Schwert verurtheilt.“ —

Wir ziehen einen Vorhang über diese traurige Scene. — Wenige Tage später ward das Urtheil an dem Unglücklichen, so wie an seinen Mitverschwornen zu Wienerisch-Neustadt exekutirt. Der Kaiser hatte erklärt: um des Beispiels willen, durchaus keine Begnadigung statt finden lassen zu können; blos das Abhauen der Hand wurde Nadasdy erlassen.

In wenig Monaten darauf starb der alte Frangipani in den Armen der Tochter. Therese endete ihr Leben in einem Kloster zu Presburg.

M o n t a l t o.

Motto:

„Seine Farbe war die des Kameleons, seine Stirn schien eisern, seine Faust von Stahl, sein Herz ein Stein, er ward viel gehaßt; aber — es gab Einige, die ihn erkannt hatten und ihn liebten.“

Es war zu Anfang Frühlings des Jahres 1585, als das Gerücht, daß Papst Gregor der dreizehnte im Sterben läge, die ganze Bevölkerung Roms in Bewegung brachte. — Alle Kirchen waren geöffnet worden, große Menschenmassen strömten fortwährend in dieselben, denn Rom verdankte Manches dem menschenfreundlichen Manne, der Niemand so leicht ungetröstet entließ, wenn freilich auch seine, durch die Unruhen der Zeit beschränkten Mittel und eigenthümliche Characterschwäche nur selten eine gründliche, seinem guten Willen gleichkommende Hülfe gestatteten. Bei alledem gab es Leute — und man konnte sie eben nicht zu den schlechtesten rechnen — denen sein Tod gleichgültig, ja selbst erwünscht war, denn eine Landplage hatte unter seinem Pontificat auf Rom gelastet, welche die Stadt fast zu einer Mördergrube

machte; es waren dieß die sich von Tage zu Tage mehrenden Banditen. Ungescheut zog dieses Gesindel schaarenweise herum, es zeigte sich frech in allen Kirchen, bei allen Volksfesten; denn es war Niemand unter der Bande, der nicht unter den mächtigsten Baronen einen Beschützer zählte. Hatte einer dieser Mörder irgend Jemanden erdolcht, so begab er sich ruhig nach dem Palaste seines Patrons, wo er nach dem Asylrecht vollkommen sicher war. Ihn hier mit Gewalt fortzuschleppen war durchaus unmöglich, der Adel würde dieß als einen Eingriff in seine Privilegien angesehen haben; durch einen Prozeß aber sich des Uebelthäters zu bemeistern, war eben so wenig ausführbar, da Niemand das Ende des Rechtsstreits erlebt haben würde, wenn sich auch der Verbrecher nicht, was er im schlimmsten Falle jeden Augenblick zu thun im Stande war, geflüchtet haben sollte. Nur ein Mann von strengem Sinne, von kaltem Herzen mit eiserner Faust — so behauptete man allgemein — könne das Uebel mit der Wurzel ausrotten, und deßhalb waren, als Gregor noch athmete, alle Blicke auf die Kardinäle Farnese und Medici gerichtet, da allem Anscheine nach Niemand, als einer von diesen Beiden, der Nachfolger des sterbenden Papstes werden konnte. Wer von ihnen

indeß der Glückliche sein werde, dem es gelingen könne die Tiare sich auf das Haupt zu setzen, war vollkommen unentschieden. Beide waren gleich an hoher Geburt, an Reichthum und an Macht. Medici hatte die Stimme der Hälfte der Kardinäle, die günstige Meinung Frankreichs und die Drohung seines Bruders, des Großherzogs von Toskana, im Nichterwählungsfalle mit dreißigtausend Mann über die Grenze zu rücken, für sich; für Farnese sprach die Meinung der zweiten Hälfte der Kirchenfürsten, und die Machinationen Philipps von Spanien, der bereits dem Kardinal Madrucci für das nächste Konklave die nöthigen Verhaltungsbefehle gegeben hatte. Noch athmete der sterbende Oberhirt der Christenheit, als von beiden Seiten schon die ernsthaftesten Anstalten zur neuen Papstwahl gemacht wurden, und es hätte nur eines unglücklichen Zusammentreffens der Anhänger beider Partheien bedurft, um die Straßen Roms, welche von den bewaffneten Anhängern beider Kardinäle erfüllt waren, mit Blute zu besudeln, und Angriffsgebrüll und Schwertergeklirr bis in das Sterbezimmer Gregors ertönen zu lassen. Zuletzt bot nichts weiter, als der Umstand, daß beide Partheien sich an Macht ziemlich gleich waren, der geängstigten Bevöl-

kerung, für den Augenblick eine, wenn auch nur sehr ungewisse Garantie der Ruhe dar.

In jenen Zeiten lag dicht zur Seite der Gärten der Villa Farnese, die man damals aber den Farnesischen Weinberg nannte, ein unscheinbares Haus, das, wegen seines unbedeutenden Aeußern, noch mehr aber wegen des kleinlichen, barocken Geschmacks, in dem der daran stoßende Garten, ein ächt altholländisches Blumenparterre, angelegt war, oft die Spottlust der Römer erregte; dennoch gab man zu, daß, um angenehm zu wohnen, man kaum ein heimlicheres und lieblicheres Fleckchen als dieß hätte wählen können; auch verirrte sich wohl, wenn der Besitzer, der Kardinal Montalto, abwesend war, mancher Lustwandler hinein, um von einem Punkte, wo dieser eben ein hohes Belvedere durch den geschickten Architekten Fontana errichten ließ, einen Blick auf die zu den Füßen des Hügels ausgebreitete ewige Stadt zu werfen. Da der eben erwähnte Garten nur durch eine schwache Mauer von dem der Villa Farnese geschieden war, der Besitzer der letztern aber seinem Standesgenossen und Nachbar erlaubt hatte, eine Thür hindurchbrechen zu lassen, um sich, so gut es seine kränklichen Umstände erlaubten, an den schönen Wasserspiegeln, dem Schatten der Laubgänge, der stol-

zen Gestalt der hochemporragenden Pinien zu erfreuen, so konnte jenes Fleckchen fast als ein Apendix der Villa Farnese betrachtet werden. Dicht neben der eben erwähnten Verbindungsthüre lag in den Gärten der letztern ein Pavillon, der ganz in dem Geschmack gebaut und verziert war, den die vor Kurzem aus Japan angelangte Gesandtschaft der damals in jenem Lande zahlreichen Christen, als den feinsten ihres Vaterlandes bezeichnet hatte. Bunte Schildereien, groteske Gestalten, steinerne und porzellanene Ungeheuer — letztere fast dem Golde gleich an Werth, und ein Geschenk der seltsamen Ausländer — fehlten nicht, und eben befand sich der Besitzer der Villa, seine Verwandte, die Gräfin Salimbeni, so wie deren Sohn, der Conte Ranuccio, in dem Lusthäuschen. Sie schienen Jemand, der jeden Augenblick ankommen mußte, zu erwarten. Der Kardinal, ein majestätischer stolzblickender Mann von hoher Gestalt, in schwarzem, mit rother Seide gefütterten Hauskleide, ging sinnend im Pavillon auf und ab; die Gräfin, eine Frau über die Mitte des Lebens hinaus, doch noch Spuren ehemaliger Schönheit zeigend, beschäftigte sich mit einem Kanarienvogel — damals eine sehr große Seltenheit — und deren Sohn, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, dessen Züge,

Kleidung und ganzes Wesen, von der schwankenden Feder auf dem Barett, bis zu der Spitze des langen Stoßdegens gerechnet, den vollendeten Wüstling und Laffen verriethen, hüpfte trällernd im Salon umher.

„Da kommt er!“ schrie, nachdem er einen Augenblick zum Fenster hinausgesehen, Graf Ranuccio Salimbeni. — „Santa Madonna! ich werde Mühe haben ihm nicht in's Gesicht zu lachen, wenn ich daran denke, was Ihr mit ihm vorhabt.“

„Ich bitte Dich, sei ernsthaft, Neffe!“ entgegnete verdrüßlich der Kardinal. „Jetzt wahrhaftig ist es nicht an der Zeit den Fanfaron zu machen! — Ich will, daß Du ihm Ehrfurcht bezeigst, und wenn er noch dreifach läppischer und lächerlicher wäre.“

„Ich will an allerlei traurige Gegenstände denken, Oheim!“ rief Ranuccio. „Wenn Ihr ihm aber Euren Vorschlag machen wollt, dann — ich bitte Euch — sagt es mir vorher, dann sonst platze ich los. — Aber — was zum Henker?“ setzte er hinzu; „was wackelt denn dort hinter ihm drein? Seht — um aller Heiligen willen! — dort den Zwerg von Kerl, mit dem blaßgelben Wams, den apfelgrünen Hosen, den rothen Strümpfen! Sollte man nicht denken, eines Eurer japanischen Ungeheuer sei lebendig geworden? — Und dann der kegelförmige Hut, die Säbel-

beine! — Sagt mir um des Himmels willen, was das für eine komische Figur ist?"

„Es ist der Lieblingsdiener des guten Montalto!" erwiederte die Gräfin; „der Einzige, den er um sich duldet, obwohl er ihn wenig brauchen kann, da der Mensch fast stocktaub ist."

„Hm! das ist noch die Frage," fiel der Kardinal ein, welcher in seinem stillen Wandeln inne haltend, jetzt einen Blick aus dem Fenster warf, und dessen starre stolze Züge ein momentanes Lächeln durchflog. „Mein Hausmeister meinte neulich, der alte Girolamo sei nicht so taub, wie er sich stelle, und auch die Bauleute dort nannten ihn den tauben Spion."

„Aber was Teufel trägt denn der Kerl auf seinem Aermel gestickt!" rief Ranuccio. „Die Diener der Leute von Stande tragen zwar jetzt, nach dem neuesten Brauche, das Wappen ihrer Herrschaft auf dem Kleide, und ich habe den meinigen, nach dem Muster derer der Orsini, dasselbe auf die Brust und den Rücken sticken lassen, aber — Madonna! — wo nimmt Herr Felix Peretti, jetzt Kardinal Montalto, ehemals ein Schweinhirt, ein adeliges Wappen her? Hat er ihm etwa eine Sau sammt den Ferkeln auf dem Aermel abkopiren lassen?"

„Das ist in der That der Fall!" sagte der Kar-

dinal verdrüßlich. „Es ist einer seiner baroken Einfälle. Ganz Rom hat darüber gelacht, und wir haben uns geärgert. Alle Kardinäle machten ihm Vorstellungen deshalb, aber er ließ sich nicht abbringen, er meinte: es sei dieß ein schuldiges Zeichen der Demuth, damit er sich nicht seiner niedrigen Herkunft überhebe. — Alle Tage fand man ärgerliche Witze an der Statue des Pasquino."

„Ein toller Einfall! rief der Graf. „Wüßte man nicht, daß die Einfalt ihn geboren hätte, man sollte meinen, die Satyre hätte ihn erzeugt. — Da ich seit Jahr und Tag abwesend war, habe ich davon noch nichts vernehmen können."

Eben that sich die Thüre des Pavillons auf, und der Kardinal Montalto trat, an dem einen Arme von seinem Diener geführt, den andern auf eine Krücke gestemmt, herein. Hatte Graf Ranuccio früher den Diener eine sonderbare Figur genannt, so war die Gestalt des Herrn gleichfalls so eigenthümlich, daß sie überall, nur nicht in Rom, wo derselbe von jedem Kinde gekannt war, hätte Aufsehen erregen müssen. Der Kardinal, obgleich eigentlich von hoher Gestalt, ging, wie es schien, von Gicht dermaßen gekrümmt, daß sein Oberkörper sich nur so wenige Grade über die Horizontallinie erhob, und er beinahe mit dem

untern einen rechten Winkel bilden konnte. Wegen dieser Stellung wäre es fast unmöglich gewesen der seltsamen Figur in das Gesicht zu blicken, wenn solche nicht von Zeit zu Zeit den Kopf seitwärts emporgedreht hätte. Diese stets wiederkehrende Bewegung aber ließ ein hageres Antlitz erblicken, dessen Züge nicht unregelmäßig, ja selbst nicht ohne Würde waren, wenn nur nicht ein krampfhaftes Lächeln, welches mit dem kleinen, stechenden, manchmal fast wildblickenden Auge, seltsam kontrastirte, gleichsam stereotyp auf ihnen gelagert, und somit einen unheimlichen Ausdruck gegeben hätte. Der schleppende Gang, die zitternden Füße, vor allem aber ein oft wiederkehrender krampfhafter Hustenanfall, gaben der ganzen Gestalt des Kardinals ein solches Ansehen von Hinfälligkeit, daß man, besonders wenn man die altväterische verschossene Sammtkleidung, die bis über die Ohren herabgezogene Sammtmütze, mit in Anschlag brachte, den etwa sechzigjährigen Mann, für einen todtkranken neunzigjährigen Greis halten konnte. —

„Ihr habt befohlen, Reverendissime!“ — so nannte man damals die Kardinäle; erst seit Urban dem achten führen sie den Titel Eminenz. — „Verehrteste Frau! ich bin“ — sprach keuchend Montalto,

aber ein gewaltiger Hustenanfall verhinderte seine fernere Rede.

„Setzt Euch, werther Herr und vielgeliebter Bruder in Christo!" fiel Kardinal Farnese ein, indem er seinen Gast an die Seite der Gräfin zu einer Ruhebank führte. „Sprecht nicht ein Wort! Ihr seid von dem Gange entsetzlich angegriffen."

„Keineswegs! — Keineswegs!" erwiederte Montalto noch immer hustend. „Ein schöner Weg, ein angenehmer Weg, ein Freudenweg. — Aber Girolamo!" sprach er zu dem Diener, der einen kleinen, zottigen, heftig bellenden Hund aus seinem Busen zog, indem er seine Worte mit bezeichnenden Gesten begleitete; „guter Girolamo, gieb mir das Hündlein, und stelle Dich dort vor die Fensterthüre, damit ich Dir winken kann, wenn der böse Husten wiederkehrt, auf daß Du mir dann einige der milden, lindernden Hustenküchlein reichest; vor der Hand aber gieb dem kleinen Arlechino ein Zuckerbrödlein, damit er uns nicht im traulichen Gespräche störe."

Der säbelbeinige Diener horchte, wie Taube zu thun pflegen, mit halbgeöffnetem Munde der an ihn gerichteten Rede, ließ sodann den verschmitzten Blick der halbzugekniffenen Augen leicht durch die Versammlung schweifen, und ging an den bezeichneten Platz.

„Ich weiß nicht ob Ewr. Reverenz sich noch meines Sohnes Ranuccio erinnert?“ sagte die Gräfin den Letztern dem Kardinal vorstellend.

„Ja wohl! Ja wohl!“ erwiederte Montalto, äußerst freundlich dem jungen Manne zunickend. „Es sind zwar schon einige Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben; aber wer sollte den liebenswürdigen Ranuccio Salimbeni vergessen? — Gott! welch ein Jammer brach unter den Damen aus, als Ihr, werther Graf, uns damals wegen des lumpigen Zweikampfs verlassen hattet. So trägt Niemand die Feder auf dem Barret! rief die Eine; So zierlich tanzt Niemand die Chaconne! sprach die Andere. Aber nicht nur die Damen, sondern auch die jungen Herrn bewunderten Euch, und einer der Letztern versicherte, daß Eure Art die Pluderhosen anzuziehen, seit Eurer Entfernung ganz verloren gegangen sei, indem etwas ganz Eigenthümliches, Poetisches darin gelegen habe. — Ja! ja! werther Ranuccio! Ich will Euch nicht schmeicheln, aber ich darf so viel behaupten, daß Ihr eine ganz besondere Stärke in Allotriis besaßet, und Euch dadurch in Rom so beliebt gemacht hattet, daß selbst mein guter Girolamo aus dem Munde des Henkers die Aeußerung gehört haben will: es sei recht Schade, daß Ihr Euch nach der Ermordung des jungen Alle-

gri geflüchtet hättet, denn er wüßte Niemand, den er so gern als Euch geköpft hätte, und er würde aus purer Liebe und Bewunderung an Euch ein wahres Meisterstück gemacht haben, besonders da Euer Hals für seine Kunst ganz wie gemacht schiene."

„Diese Aeußerung hat sich der Kerl über meinen Neffen erlaubt?" fuhr Farnese auf. „Glaubt er, daß mein Neffe" —

„Was erlaubt sich die Liebe nicht, werther Herr und Mitbruder?" sagte Montalto. „Der Mann hat sich ganz nach seinen Begriffen ausgedrückt. — Aber wertheste Gräfin, was habt Ihr da für ein allerliebstes Zuckervöglein?" — so nannte man damals die Kanarienvögel. — „Auch ich besaß ein solches, aber es ist am Pips gestorben. — Gott! was ist dieser Pips für eine schreckliche Krankheit! — Es ist ein wahres Glück, daß ihm die Menschen nicht unterworfen sind, wiewohl ich Euch junge Damen unserer Bekanntschaft nennen könnte, die da complet aussehen, als hätten sie ihn. — Ich habe das arme Ding ausstopfen lassen; mein guter Girolamo versteht die Kunst. Der Zuckervogel sieht nun wieder ganz wie lebendig aus, die Bewegung und den Gesang ausgenommen. Es ist überhaupt eine eigene Sache um das Ausstopfen. Ich habe ganz besondere Ansichten darüber, und meine, daß

diese Kunst, bei der immer mehr und mehr um sich greifenden Aufklärung, noch viel weiter, und selbst auf das menschliche Geschlecht ausgedehnt werden wird. — Seid Ihr nicht auch meiner Meinung, werther Herr und Freund? oder Ihr, verehrte Gräfin? — meint Ihr nicht, daß es für einen liebenden Gatten, der das Unglück hatte, die zweite Hälfte des geliebten Ichs, die ihm — wir sind ja Menschen und haben Fehler — durch allzugroße Lebhaftigkeit allerlei Molest gemacht, durch den Tod zu verlieren, daß, sage ich, es diesem eine wahre Wonne sein müßte, dieselbe nun ganz still und friedlich in einem Glasschränklein sitzen zu sehen, ohne daß es ihm, die Präparationskosten abgerechnet, irgend eine Unannehmlichkeit mache oder dabei erwüchse, als die das geliebte Wesen etwa von Zeit zu Zeit ausklopfen und abstäuben zu lassen? — Könnten, frage ich, die Gestalt, die Züge großer Männer besser auf die bewundernde Nachwelt kommen, als wenn man die Herren, gleich nachdem sie entschlafen wären, de facto dem Ausstopfer übergäbe? — Welche Räthsel würden uns heute gelößt erscheinen, wenn unsere Altvordern diese vernünftige Idee gehabt hätten! Wir wüßten heute zum Beispiel ganz apodiktisch, ob Cicero wirklich eine Erbse auf der Nase gehabt habe oder nicht; eine Fra-

ge, die jetzt wohl auf ewig ungelößt bleiben wird, da Nachbildungen in Stein, Holz, Wachs oder auf der Leinwand, durchaus nicht mit dem Ausstopfen in Vergleich kommen können."

„Welch toller Einfall!" rief Graf Ranuccio, aus Leibeskräften lachend.

„Bitte um Verzeihung, mein junger, liebenswürdiger Freund! Der Einfall ist ganz vernünftig," sagte freundlich der Kardinal. „Seht! wenn damals als der junge Allegri von unbekannter Hand ermordet wurde, meine Idee bereits in Ausübung gewesen wäre, so hätte man, um den Mörder zu ermitteln, nur von Polizei wegen festsetzen dürfen, daß der oder die, auf welchen ein Verdacht lastete, die ausgestopfte Hülle etwa ein Vierteljahr, Tag und Nacht im Zimmer, im Wagen, allenfalls auch im Bette, kurz überall um sich haben müßten, und dieß würde, ich wette darauf, ein recht hübsches Resultat, in Beziehung auf die Entdeckung gegeben haben." — —

Graf Ranuccio ward bei den Worten Montaltos ziemlich still und nachdenkend, und auch seiner Mutter, wie dem Oheim schien die Unterhaltung nicht sonderlich zu gefallen. Es entstand eine Pause, welche Montalto indeß mit Husten, so wie sein Hund,

ein boshafter, grämlicher Köter, mit wiederholtem Geknurr ausfüllten.

„Habt Ihr keine Nachricht aus dem Vatican?" fragte Farnese endlich den Standesgenossen. „Ich habe seit vier Stunden nicht hingesendet."

„Ich habe gesendet," sagte Montalto. „Aus Anhänglichkeit und der Etikette wegen, sendete ich den guten Girolamo hin; ich verbot ihm indeß mir das Resultat mitzutheilen, wenn es nicht auf Besserung lautete. Ich fürchtete eine zu große Erschütterung."

„Besserung ist unmöglich!" sprach Farnese rasch. „Doctor Matere sagte mir, er sehe jede Stunde der Auflösung Gregors entgegen."

„Ist's möglich!" rief Montalto, indem ihm die Zähren die Sprache zu rauben schienen. „O Gott! sprechen wir nicht davon."

„Und dennoch ist dieses dringend nöthig!" fiel Jener ein. — „Hat Medici Euch keine Eröffnungen gemacht?" setzte er mit scharfem Blick hinzu.

„Eröffnungen?" erwiederte Montalto nach langem und heftigem Hustenanfall. „Eröffnungen? — Ich wüßte nicht — es sei denn" —

„Gewiß! Gewiß!" rief Farnese ungeduldig. „Ich weiß es; er muß Euch Eröffnungen gemacht haben.

Es ist darüber verhandelt worden, und man beschloß" —

„Es müßte irgend Etwas dergleichen in seinem gestrigen Schreiben gewesen sein!" sagte Montalto sinnend. „Gestern, werther Freund, erhielt ich einen Brief von ihm, aber, da er mit der Wahrscheinlichkeit des nahen Todes unsers hochgeliebten Oberhauptes begann, habe ich, um meine schwache Gesundheit zu schonen, nicht weiter gelesen."

„Habt Ihr das Schreiben noch, werther Freund?" fragte Farnese rasch. „Sprecht! Es liegt unendlich viel daran."

„Das Schreiben?" entgegnete gewaltig hustend Montalto. — „Stille, Arlechino! Wir beide dürfen nicht zugleich die werthe Gesellschaft mit Lärm incommodiren. — Das Schreiben? — Sagtet Ihr nicht das Schreiben?"

„Mein Gott! Was denn sonst?" rief immer ungeduldiger Farnese. „Habt Ihr es, so bitte ich Euch" —

„Irre ich nicht," sagte Montalto sinnend, „so habe ich einige Hustenküchlein hinein gewickelt, und ist dieß der Fall, so muß es sich in der Arzneischachtel, die der gute Girolamo dort unter dem Arme hat, vorfinden. — Girolamo! — Guter Girolamo! —

O Gott, der arme Narr ist taub wie eine Schlange! — Lieber Ranuccio! Wollt Ihr wohl so gut sein?" —

Der Graf war indessen schon auf dem Wege, und bald trat der säbelbeinige Diener in's Zimmer.

„Guter Girolamo! Alter Diener!" sagte Montalto hustend. „Siehe doch in das Schächtlein, und sage mir, ob sich etwa die Hustenküchlein in einen Brief meines hochwürdigen Bruders von Medici eingewickelt finden."

„Medicin?" erwiederte der Halbzwerg mit scharfem Blicke auf seinen Herrn. „Hat Ewr. Reverenz auch bedacht, ob die Medicin jetzt zur rechten Zeit" —

„O Gott, was sind ein paar schöne, gesunde Ohren doch für ein gutes Ding, und dennoch giebt es Menschen, die dergleichen von beträchtlichem Umfange, und ein herrliches Trommelfell darin haben, ohne Gott dafür zu danken!" sagte Montalto seufzend. — „Nein, guter Girolamo!" setzte er etwas lauter hinzu, „nicht Medicin, sondern das Schreiben vom Kardinal Medici verlange ich, desgleichen einige Hustenküchlein, und — bedacht ist Alles."

Mit Ungeduld, nahm Farnese den Brief aus der zögernden Hand des Dieners, überlief ihn rasch und gab ihn dann zurück.

„Ihr habt das Schreiben in der That nicht ge-

lesen?" sagte er dann, als Girolamo sich entfernt hatte. —

„Gewiß nicht!" erwiederte Montalto mit großer Ruhe. „Unser verehrter Bruder von Medici kann es mir unmöglich übel nehmen, daß ich die Durchlesung auf eine günstige Stunde — o Gott, der böse Husten! — auf eine günstige Stunde verschob. — Warum hat er auch mit dem Tode angefangen? Er kennt ja meinen elenden Gesundheitszustand, den das Allergeringste zu erschüttern im Stand ist. Und spricht er nicht — wenigstens bedünkt es mich — sogar vom Konklave? — O Gott im Himmel! Wenn ich bedenke, daß ich elender, kranker Mann in die düstern Mauern eingesperrt werden sollte" —

Ein entsetzlicher Husten verhinderte die weitere Rede.

„Bei Allen dem, verehrter Freund," sagte nach einer Pause Farnese, „bin auch ich, so gern ich Euch dessen überheben wollte, genöthigt, über das Konklave mit Euch zu sprechen. Täuscht mich nicht Alles, so befinden wir uns binnen wenig Tagen in dem vermauerten Vatican."

„Es wäre entsetzlich!" rief Montalto zusammenschreckend.

„Es wird nicht anders sein!" sagte Farnese.

„Das Beste ist, daß noch Niemand vor Schmerz oder Hunger darin umgekommen!" rief laut lachend Ranuccio.

„Sprich anständig und ernsthaft über eine ernste und traurige Nothwendigkeit!" sagte die Gräfin tadelnd zu dem Sohne.

„Ganz Recht, werthe Signora, ganz Recht!" fiel Montalto ein. „Indeß ist der junge Herr zu entschuldigen. Es hat nun Mancher ein Mal so ein lustiges Temperament. Ich sah einst einen Dieb zu Ostia aufhängen, der lachte auch bis man ihm den Strick um den Hals legte, dann aber wurde er ernsthaft." —

„In dem Briefe, den Euch Medici geschrieben," hob Kardinal Farnese nach längerem Auf- und Abgehen an, „spricht der Listige von der bevorstehenden Papstwahl. Wie es scheint, giebt er jetzt die kühnen Hoffnungen auf, die er gehegt, und sucht Eure Meinung über jene Wahl zu erforschen."

„O Gott! Gott!" rief Montalto mit emporgehobenen Händen. „Soll ich denn nirgends Ruhe finden, ich, der nicht die Ruhe des kleinsten Würmleins zu stören gesonnen ist?"

„Wer glaubt Ihr," fiel Ranuccio vorlaut ein,

„wer glaubt Ihr, wird die Mehrheit der Stimmen bei der nächsten Papstwahl davontragen?“

„Man kann das noch nicht so recht wissen, mein junger, liebenswürdiger Freund!“ sprach Montalto seufzend. „Fällt die Wahl auf den Würdigsten, so ist Euer Oheim unser Oberherr; wäre dieß nicht der Fall, so würde wohl Niemand als Medici Papst werden.“

„Nimmer geschieht dieß, so lange noch ein Glied des Hauses Este ein Wort dabei zu sprechen hat!“ rief hitzig der Kardinal. — „Hört, werther Montalto! — Ich habe Euch etwas, das Wohl der ganzen Christenheit Angehendes zu eröffnen.“

„O lieber Ranuccio!“ sagte die Gräfin zu ihrem Sohne, der hinter dem Rücken Montalto's allerlei lächerliche Grimassen zu schneiden begann. „Du wolltest ja das Belvedere betrachten, das unser verehrter Freund erbauen läßt. — Gehe doch voraus; wir folgen in wenigen Minuten.“

Laut lachend und trällernd wollte der Graf den Pavillon so eben verlassen, als Montalto ihm freundlich zunickte.

„Ihr habt also auch die liebliche Gewohnheit unserer Modeherren, die auf der Straße oder in Gesellschaft ihren Gesang ertönen lassen, Euch angeeignet?

— Es hat etwas unendlich Angenehmes, dieser jugendliche Gesang, und ich freue mich stets darüber, solch ein Zauber liegt darin. Wie es scheint, ist er ordentlich ansteckend, denn wo so ein Modeherr singt, und es ist ein zweiter in der Nähe, stimmt auch dieser sein Liedlein an, ja selbst die unvernünftigen Thiere können dem Reize nicht widerstehen. So begegnete mir neulich ein solcher Orpheus auf der Engelsbrücke, indeß habe ich nur wenig Genuß von seinem Talente gehabt, denn kaum hatte er den Mund aufgethan, als eine Heerde Esel, die hinter ihm herkamen, Chorus machten. — Doch da plaud're ich! — Ich will Euch jetzt nicht länger aufhalten, mein junger liebenswürdiger Graf." — — —

Mit einem verächtlichen Blicke auf Montalto braußte Ranuccio zur Thüre hinaus.

„In dem an Euch gerichteten Briefe," hob Farnese nach einigem Sinnen zu sprechen an, „scheint Medici einigermaßen den thörichten Wahn, zwei Dritttheile der Stimmen für seine Erwählung zu gewinnen, aufzugeben. — Auch ich werde" — hier fuhr er mit der Hand über die gerunzelte, sorgenvolle Stirn — „schwerlich die nöthigen zwei Dritttheile zusammenbringen. Deshalb, verehrter Freund, bin ich gesonnen, die Stimme derer, die sich für mich vereinigen

würden, einem Manne zuzuwenden, den ich für einen würdigen, für einen Mann von sanftem, nachgiebigen Sinne, und — was die Hauptsache ist — für meinen Freund halte."

„Ganz Recht, mein würdiger Herr und Bruder!" sagte Montalto seufzend. „Wäre es durchaus unmöglich, daß mein sehnlichster Wunsch, die Tiare auf Eurem Haupte zu sehen, erfüllt würde, so wählet doch einen Mann, der Euch liebt, der Euren weisen Rath zu benutzen versteht, der mit Leib und Seele der Eure ist. — Da sind zum Beispiel die beiden Odescalchi, der Sciarra Colonna, der Alessandri" —

„Nichts von ihnen!" rief Farnese. „Ich kenne sie, die Achselträger, die pfiffigen Steuerleute, die am liebsten mit halbem Winde segeln. Hätten sie mir aufrichtig gedient, meine Sache stände anders. — Nein, Montalto! Ihr sollt mein Papst sein." —

Montalto fuhr bei diesen Worten zusammen, als sähe er einen Abgrund sich zu seinen Füssen öffnen. Ein entsetzlicher Hustenanfall raubte ihm längere Zeit die Sprache, dann brach er in einen Strom von Thränen aus.

„Wie entsetzlich habt Ihr mich erschreckt!" rief er nach einer Weile, als er wieder Worte gefunden

hatte. — „Alles, werther Freund, Alles will ich für Euch thun, aber — nicht Papst werden.“

„Es ist durchaus nothwendig!“ rief Farnese. „Kein Anderer darf es werden als Ihr.“

„Unmöglich! — Unmöglich!“ jammerte Montalto.

„Auch die Parthei der Medici wird Euch wählen!“ sagte Farnese. „Sie sind der Meinung, daß Ihr nicht lange leben würdet, und hoffen dann ihren Herrn und Meister an's Ruder zu bringen, aber ich will schon sorgen, daß nichts daraus wird. — Vor der Hand indeß, theurer Montalto, müßt Ihr Papst sein.“

„Es geht durchaus nicht!“ jammerte Montalto weiter. — „Ich armer, kranker, elender, schwacher Mann; wie könnte ich solche Last ertragen?“

„Ich helfe Euch! Sorgt nicht!“ entgegnete Farnese. „Ich werde Alles, was Euch belästigt, auf meine Schultern nehmen.“

„Das wäre Etwas!“ sagte Montalto ein wenig beruhigter. „Aber — es ist dennoch unmöglich! — Ich verstehe nicht das Geringste von der Regierungskunst.“

„Schadet nichts! durchaus nichts!“ erwiederte Farnese sichtlich erfreut. „Ich regiere für Euch, Ihr repräsentirt.“

„Dann wäre es eher möglich!“ sprach Jener mit mehrerer Fassung. „Indeß bedenkt, theurer Freund, welche Last Ihr auf Euch ladet!“

„Ich thue es mit Vergnügen!“ rief Farnese. „Widersteht nicht länger. Ihr sollt nur den Namen leihen. Alles Uebrige übernehme ich aus Freundschaft für Euch.“

„Gott! — Gott!“ rief Montalto. „Ist solche Freundschaft schon erhört worden seit David und Jonathan? — O es ist etwas Rares um einen ächten, uneigennützigen Freund!“

„Sagt zu! Sagt zu! verehrter Kardinal,“ sprach die Gräfin. „Unter solchen Bedingungen“ —

„Also auch Ihr, Frau Gräfin?“ rief Montalto jammernd. „Ja, wenn Alles auf mich einstürmt, wie könnte ich da widerstehen! — Aber Eins, werther Herr und Freund, Eins müßt Ihr mir versprechen! Ihr müßt es mir schriftlich geben, daß Ihr alle Regierungslasten allein übernehmen wollet.“

„Freilich! Freilich!“ erwiederte Farnese. „Ich gebe es Euch schriftlich, doppelt und dreifach.“

In diesem Augenblicke dröhnte der Ton einer mächtigen Glocke durch die Luft. Sausend drangen die dumpfen Töne über die Stadt nach dem palata-

nischen Hügel herüber. Es war die Glocke des Kapitols. —

Während die Gesellschaft noch in Ungewißheit den fernen Klängen horchte, öffnete sich die Thüre des Pavillons, und ein Mann in schwarzem Mäntelchen, von pedantischem Ansehen, jedoch nicht gänzlich unmoderner Tracht, trat ein.

„Siehe da, Doctor Matere!" rief Farnese hastig. „Nun wohlan? — Diese Glockentöne" —

„Mortuus est! Er ist hinüber!" — sprach der Doctor nach den ersten Begrüßungen. „Der Kardinal Kamerlengo hat, nach alter Weise, bereits von dem Palaste Posseß genommen, der — auch nach alter Weise — was die Wohnzimmer seiner Heiligkeit anbelangt, von der Dienerschaft so rein ausgeplündert worden ist, daß sich keine Maus in den vier Wänden verstecken kann, es müßte denn in dem Strohsacke sein, auf dem die Leiche liegt."

„Ein schändlicher Gebrauch!" rief Farnese. „Man sollte ihn abstellen."

„Ganz Recht!" rief Montalto seufzend. „Ihr müsset ihn künftig abstellen. — Indeß, wenn man es genau betrachtet, ist am Ende Alles eins! — Gott! was sind wir Menschen!" — —

„Ich habe kaum geglaubt," sagte Farnese mit

einer Ruhe, als ob es sich von irgend einem ganz unbedeutenden Gegenstand handle; „ich habe kaum geglaubt, daß die Krankheit Gregors so lange dauern würde. Fast alle Kardinäle Italiens und Frankreichs, haben sich auf die Nachricht, daß dieselbe unheilbar sei, bereits in Rom eingefunden.“

„Ich sah es voraus!“ erwiederte der Arzt. —

„Da an keine gründliche Hülfe zu denken war, suchte ich dem Kranken auf dem langen Schmerzenslager, wenigstens, so viel die Kunst es möglich zu machen im Stande war, Linderung und einige Zerstreuung zu verschaffen. Er liebte, wie Ihr wißt, die Poesie, und so unterhielt ich ihn durch Vorlesung der besten Dichter. — Auch ich,“ setzte er mit Affektation hinzu, „versuche mich, wie Ewr. Reverenzen bekannt ist, zuweilen in der Dichtkunst, und so las ich dem hohen Kranken auf dringendes Verlangen öfters Etwas von den Erzeugnissen meiner Muse vor.“

„Ei! Ei! Das hättet Ihr nicht thun sollen,“ sagte Montalto kopfschüttelnd.

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“ erwiederte scharf der Arzt.

„Der bösen Zungen halber!“ sprach Montalta scherzhaft lächelnd. „O es giebt schlechte Menschen! Sie könnten sagen: Ihr hättet den Papst auf dop-

pelte Weise umgebracht; ein Mal mit Eurer Medicin, und dann mit Euren Versen."

„Ewr. Reverenz sind recht scherzhaft!" entgegnete Matere giftig. „Damit mir eine solche Nachrede nicht zum zweiten Male begegne, gedenke ich die Dichtkunst gänzlich aufzugeben, bis auf die Grabschrift des Verstorbenen, die ich indeß bereits so halb und halb fertig habe."

„O theilt sie uns doch mit, werther Doctor und Poet!" rief Montalto.

„Sie ist satyrischer Art, so im Geschmack des Pasquino!" sagte der Arzt.

„Immer heraus damit!" sprach Farnese. „Mein Wort darauf, daß Niemand etwas übel nimmt."

„Nun dann! wenn Ihr so befehlt," erwiederte der Dichter mit giftigem Seitenblicke auf Montalto.

„Es strahlet Gregor's Ruhm als gloria et decus
Der Christenheit, und schlimm wär's, folgt ihm jetzt
ein — pecus.

„Bravo! Bravissimo!" rief Montalto lachend und in die Hände klatschend. „O was ist die Poesie doch für eine schöne, herrliche Gabe! Wie erhebt sie den Menschen über alle die Mängel, die Nichtigkeiten des Lebens! — Da nennen die unsinnigen

Verächter derselben sie eine brodlose Kunst! Sie haben schon Recht, jedoch in einem andern Sinne. Der Dichter lebt in der Phantasie, im Gehirne; er trinkt Nectar und speist Ambrosia mit den Göttern, sollte er auch bei den Menschen hinter der Thüre verhungern. — Und wie die dichterische Begeisterung ansteckend ist! Wie sie, ein Mal durch begabte Menschen angeregt, die nüchternsten Naturen erhebt, beflügelt, zu gleichem Streben fortreißt! — Ich glaube," schloß Montalto, „ich wäre in diesem Augenblick selbst im Stande Verse zu machen."

„O thut es doch, Hochwürdigster!" sprach Matere mit kaum verhehltem Spott. „Thut es! Ich bitte auf's Gehorsamste und Dringendste."

„Wie hieß Euer Sprüchlein, werther Doctor?" sagte Montalto; „ich bitte, wiederholt es noch ein Mal."

Der Doctor that wie ihm geheißen wurde.

„Herrlich! Herrlich!" rief der Kardinal. „Nun wohlan, so hört! — Es ist eine Art Antwort auf Eure hübschen Verse." —

„Sollt' ich," deklamirte er,

„Sollt' ich das pecus sein, so rudert Herr Matere
Für seinen hübschen Witz, zehn Jahre auf der Galeere."

„Aber was ist Euch, lieber Doctor? Ihr seht ja so betroffen aus. — Glaubt Ihr etwa, daß ich Euch etwas übel genommen habe? Bewahre Gott! — Ich werde ja wohl Spaß verstehen und Ihr auch. Es ist ja nur Alles des Reims wegen. Matere, Galeere; es paßt so artig zusammen. Bei so einem Impromptü muß man nicht wählig sein. Ein solcher Gelegenheitsvers ist gewöhnlich nur so obenhin, so aus dem Groben gearbeitet, und da sollte kein strenger Maßstab angelegt werden. — Aber seht ein Mal! Da ist meinem kleinen Arlechino ein Stücklein Zuckerbrod zwischen die Zähne gekommen. Seid doch so gut, ihn davon zu befreien; ich habe ein so blödes Gesicht.“ —

Der Doctor begab sich augenblicklich, jedoch mit augenscheinlicher Verwirrung an das Geschäft, und achtete es sogar nicht, daß ihm Arlechino bei dem geleisteten Dienste in den Finger biß, daß das Blut herabrann.

„Nun ich danke, danke, werthester Doctor!“ sagte Montalto endlich, als Matere sein Geschäft beendigt hatte. — „Wie es scheint, seid Ihr ein besonderer Thierfreund, so geschickt und liebreich wißt Ihr die Sache zu machen! Wäre ich an des hohen Verstorbenen Stelle gewesen, ich würde Eure Kunst

stets zu dergleichen Hülfsleistungen in Anspruch genommen haben. Ihr scheint da ganz an Eurem Platze."

In ähnlicher Weise wendete sich das Gespräch noch längere Zeit hin und her, und endete endlich damit, daß man beschloß, den nur eine geringe Strecke entfernten Bau des Belvedere, welches Kardinal Montalto auf seinem Grund und Boden errichten ließ, in Augenschein zu nehmen, daß aber Girolamo vorauswandern, und in eine nahe dabei gelegene Laube einige Erfrischungen bringen lassen sollte. Ehe wir aber die Gesellschaft dort wieder finden, suchen wir den Grafen Ranuccio Salimbeni auf, der einige Gänge des Parks durchstreichend, endlich sich unweit des Eingangs, der nach dem Garten Montalto's führte, durch eine ihn überraschende Erscheinung unwillkührlich gefesselt fand. Im Schatten einer mächtigen Pinie stand nämlich eine junge Römerin der mittleren Stände, und sah aufmerksam nach einem, nahe dem Gipfel des neu errichteten Gebäudes, angebrachten Gerüste, auf dem sich ein Mann, wie es schien, der das Ganze leitende Architect, befand. Obwohl der junge Mann — denn einen solchen konnte man ihn noch nennen — dann und wann einen unruhigen Blick nach der Pinie

herüber warf, und die dort Harrende gesehen haben mußte, so schien seine Gegenwart auf dem Baugerüste dennoch sehr nothwendig zu sein; denn er stieg nicht herab, sondern wiederholte nur nach kurzem Innehalten um so hastiger eine Menge Befehle, deren Ausführung, allem Anscheine nach, sein Verweilen nothwendig machten. — Das Mädchen, welches Graf Ranuccio einige Zeit lang aus der Ferne aufmerksam betrachtete, gehörte, wie schon ihre Tracht ankündigte und bereits bemerkt worden, dem Mittelstande an, ihre Haltung hatte indeß etwas Stolzes, man könnte wohl sagen Großartiges, wenn diese Haltung nicht überhaupt häufig, selbst sogar unter den ärmsten, von Elend gebeugten Klassen der weiblichen Bevölkerung Roms, zu finden wäre. Die Figur der jungen Römerin war über Mittelgröße, kräftig, und von Gesundheit strotzend. Von dunkeln Flechten, die durch eine silberne Nadel festgehalten wurden, umwunden, thronte das stolze, die regelmäßigsten Züge tragende Haupt auf einem vollen Nacken, dem, um mustermäßig genannt zu werden, nur eine weniger in's Gelbliche fallende Färbung — die indeß von nordischen Weiberkennern bei den Römerinnen für eigenthümlich und schön gehalten wird — fehlte. Unruhig blickte die Schöne mit dem großen, strahlen-

den, von langen, dunkeln Wimpern beschatteten Auge nach dem Baugerüst, und riß nur dann und wann eine einzelne Rose, die den vollen Busen schmückte, wie mechanisch aus dem silberspangigen Mieder, um nachdem sie daran gerochen, sie wieder an dem vorigen Orte zu bergen.

Lange hatte Ranuccio Salimbeni diesem Spiele zugeschaut, als er leise herzuschritt, und, ehe es noch das Mädchen gewahr werden konnte, seinen Arm um dessen Leib schlang. Erschrocken wendete sich die Schöne um, und stieß mit dem kräftigen Arme den zudringlichen Bewunderer von sich.

„Ei seht ein Mal!“ rief Ranuccio, indem er sich bestrebte die verlorne Position wieder einzunehmen. „Das nenne ich bösen Dank für die gute Meinung, Dir in dem einsamen Garten freundliche Gesellschaft zu leisten, mein schönes Kind.“ —

„Man verdient selten einen bessern, wenn keine Bitte um eine solche Dienstleistung vorhergegangen ist!“ erwiederte die Römerin, den Grafen vom Kopf bis zum Fuße stolz betrachtend.

„Du scheinst aber fremd hier mein Schätzchen! Wenigstens habe ich Dich noch nicht früher bemerkt,“ sagte Ranuccio. „Ist dieß aber der Fall, so halte ich es für meine Pflicht“ —

„Bemüht Euch nicht, mein schöner Herr!“ unterbrach ihn das Mädchen, die schwellende Oberlippe verächtlich emporwerfend. „Ich bin nicht so fremd hier wie Ihr meint, und bedarf Eures Schutzes nicht.“

„Bist Du nicht fremd,“ fiel Ranuccio ein, „so wirst Du um so eher einräumen müssen, daß ich ein Recht habe, mich in diesem Garten zu Deinem Begleiter aufzuwerfen, und in diesem Falle“ —

„Habt Ihr ein solches Recht,“ unterbrach die Schöne den Sprechenden mit gerunzelter Stirn, „so habe ich ein anderes, nämlich Eure Begleitung zurückzuweisen, und den Garten zu verlassen.“

Das Mädchen kehrte Ranuccio stolz den Rücken und schritt nach der Thüre zu, die in den Garten des Kardinal Montalto führte.

„Halt ein wenig, Schätzchen!“ rief der Graf, sich an die Seite der Jungfrau drängend. „Ich kann und will Dir zwar nicht verwehren den Garten zu verlassen, aber vorerst mußt Du einen Zoll entrichten, den ich im Namen des Besitzers fordere, da seine kirchliche Würde nicht erlaubt ihn selbst einzukassiren; dieser Zoll aber besteht in einem Kuße und in der Rose, die Du an dem Busen trägst.“ —

Kaum hatte Ranuccio seine Rede geendet, als

er seinen Arm um den Nacken des Mädchens schlang, einen Kuß auf ihre Wange drückte, und die Rose aus dem Mieder riß. — In demselben Momente aber fühlte der Graf sich von einer kräftigen Männerfaust an der Schulter gepackt, kräftig geschüttelt und mehrere Schritte seitwärts gegen einen Baumstamm geschleudert.

„Elender! Was untersteht Ihr Euch?“ rief eine vor Wuth zitternde Stimme.

Ranuccio hatte sich von seiner Ueberraschung noch nicht erholt, als er einen jungen, schlanken Mann in schwarzer Kleidung, mit einem tüchtigen Schwert an der Seite, sich gegenüber sah. Die Muskeln des nicht eben besonders schönen aber kühnen, männlichen Antlitzes des Fremden zuckten vor Zorn.

„Ihr habt meine Verlobte beschimpft,“ schrie der Fremde. „Ihr seid ein Elender, wer Ihr auch sein mögt! — Zieht, oder ich durchstoße Euch.“

„Wer untersteht sich in diesem Tone mit dem Grafen Ranuccio Salimbeni zu sprechen?“ rief trotzig der Neffe des Kardinals. „Wer seid Ihr, daß Ihr Euch erfrecht“ — —

„Ein Mann, der von Euch beleidigt ist, dessen Braut von dem elendesten Wüstling Roms bedrängt

wurde!" schrie der Fremde immer wüthender, indem er sein Schwert aus der Scheide riß. „Zieht, elender Feigling, oder ich nagle Euch mit meinem Schwerte an den Baumstamm, vor dem Ihr steht!"

„Keine Uebereilung, mein Domenico! Keine Uebereilung, um die Leiden der Santa Madonna willen!" rief das Mädchen, indem sie dem Wüthenden in den Arm fiel. — „Aber Du hörst mich nicht! — Ich bitte Dich, theurer Domenico! — Gott sei Dank, dort kommt mein Oheim Girolamo!"

Man hätte kaum glauben sollen, daß dem alten Diener Montalto's seine krummen Beine so zu Gebote ständen, wie er es in diesem Augenblicke durch den Augenschein bewies. Wie der Blitz stand er zwischen Ranuccio und dem Fremden.

„Was zum Henker soll dieß heißen?" schrie er mit kreischender Stimme. — „Steckt ein, Herr Graf!" rief er, sich zu Ranuccio wendend, der indeß voll Schreck das Schwert zur Vertheidigung gezogen hatte. „Wollt Ihr meine leibliche Nichte, die verlobte Braut dieses jungen Mannes in ganz Rom in's Gerede bringen? — Und Ihr, Herr Fontana? Seid Ihr vom Teufel besessen? — Denkt Ihr den Neffen des Kardinal Farnese in dem Garten seines Oheims wie einen Hund niederzustechen?"

Der Muth Ranuccio's schien indeß durch die unerwartete Hülfe wenig Nahrung zu erhalten.

„Ich will," rief er — das Schwert gelassen, in die Scheide steckend — „ich will dießmal vergessen was ich meinem Range schuldig bin, indem ich nicht auf der Stelle blutige Rache an Euch nehme. — Verlaßt Euch indeß darauf, Herr Baumeister Fontana" setzte er verächtlich hinzu — „geborgt ist nicht geschenkt."

„Denkt?" rief Girolamo, indem er den Grafen mit oder ohne Absicht mißverstand. „Was Euer Herr Oheim von diesem Spektakel denkt, sobald er es erfährt? Er wird denken, daß Ihr sehr zur Unzeit die Braut des Architecten des Kardinal Montalto beleidigt habt. — Ich habe nicht die Absicht meinen Herrn wegen der Beschimpfung meiner leiblichen Nichte zu behelligen, doch würde ich im Falle Euer Gnaden nicht zu schweigen geruhen sollten" —

„Ich aber werde reden!" unterbrach der Architect den friedestiftenden Halbzwerg. „Nicht in der Gunst oder Ungunst des Kardinals, so hoch ich sie auch schätze, liegt mein Heil" —

„Beil?" fiel Girolamo dem jungen Manne in die Rede. „Ganz Recht! Das Beil steht auf dem Vergehen, innerhalb der vier Pfähle eines Kirchen-

fürsten das Schwert zum Kampfe zu ziehen. — Doch zu dergleichen soll es wohl nicht kommen. Ihr werdet Vernunft annehmen, junger Mann."

Die ziemlich klaren Vernunftgründe, die der fratzenhafte Ruhestifter in seiner Darstellung den beiden jungen Männern an's Herz legte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Fontana sah ein, daß es ihn bei seinem Beschützer, dem Kardinal Montalto, eben nicht in höhere Gunst bringen würde, wenn er den Neffen eines andern Kardinals, der obendrein wegen seiner Macht in ganz Rom gefürchtet war, mit gezogenem Schwerte Genugthuung abfordern, oder ihn vielleicht gar verwunden oder tödten sollte. Ranuccio wußte dagegen ebenfalls, wie gut der junge Architect bei seinem Gönner angeschrieben stand, und welchen Werth in diesem Augenblicke sein Oheim darauf legte, mit dem Letztern in günstigen Verhältnissen zu stehen.

Kaum hatte daher Fontana sein Schwert in die Scheide gleiten lassen, als Ranuccio mit einem verächtlichen Lachen sich zu der jungen Römerin wandte.

„Ihr könnt Euch etwas darauf einbilden, meine Schöne," sagte er mit gezwungenem Lachen, „daß wegen eines Kußes von Euch, das Schwert eines römischen Edlen, eines Verwandten des Hauses Este, aus der Scheide gezogen, und mit dem eines —

Handwerksmanns gekreuzt worden. Wenn aber Euer Sponse stets so flink mit der Klinge bei der Hand bist, so werdet Ihr gut thun, ihn in dem frommen Glauben zu bestärken, daß Ihr Euch nicht blos in er Entfernung von hundert Schritten von seinem Werkplatz so standhaft fremden Umarmungen widersetzt; Ihr werdet damit viel Händel verhüten können. Uebrigens, mein gutes Kind" — dies sagte er mit einem höchst boshaften Blicke — „werde ich Euch, wäre es auch nur Eurer Aehnlichkeit mit der unsterblichen Lucretia willen, in gutem Andenken behalten, und Euch Herr Baumeister in noch besserm." —

„Nehmt Euch in Acht vor diesem!" sagte kopfschüttelnd der alte Girolamo, als Graf Ranuccio mit lautem höhnischen Gelächter in einen nahen Schattengang eingebogen war. „Nehmt Euch in Acht, sage ich!" setzte er bedächtig hinzu. — „Der bravste Mann hält nicht so gewissenhaft sein Wort bei einer guten That, zu der er sich verpflichtete, als so ein Schuft, wenn er versprochen hat sich zu rächen. — Welcher Dämon aber Dich auch besessen hat, Antonia, mit dem Lump wegen eines einfältigen Kußes Streit anzufangen. Du konntest ihm allenfalls eine Ohrfeige geben und davon springen, oder Dich auch ruhig von ihm küssen lassen. Nun, nun, Herr Domenico! Stellt

Euch nicht so ungeberdig! — Eins wäre so gescheidt gewesen wie das Andere, und Beides ist ihm gewiß schon hundert Mal vorgekommen. Aber so seid Ihr Weiber. Niemals wißt ihr das rechte Maß zu halten, die goldene Mittelstrasse zu treffen. Hättest Du ihm eine derbe Ohrfeige gegeben, als er Dich küßte, so würde der Laffe gewiß hinterher gefunden haben, daß das Vergnügen doch ein wenig theuer bezahlt sei; hättest Du Dich ruhig küssen lassen, so hätte er keinen Werth auf den Kuß gelegt. In beiden Fällen hätte er Dich vergessen. Aber Händel anfangen! Wie dumm! — Ich hätte solche Einfalt der Tochter meiner leiblichen Schwester, der Tochter des in Gott ruhenden Matteo Gianpietro, der ein Erzpfiffikus war, nicht zugetraut. — Und Ihr, Herr Fontana! Ist das Eure Weisheit? — Habt Ihr das kluge Verfahren, dem Neffen des Kardinals Farnese das kalte Eisen in den schuftigen Wanst bohren zu wollen, auf der schwärzen Tafel mit den vielen Zahlen, vor der Ihr immer sitzt, wenn Ihr nicht mit dem Mädel tändelt, herausbuchstabirt? — Gott! Wie gescheute Leute doch so dumm sein können! Wäret Ihr wirklich ein kluger Mann — was ich manchmal selbst geglaubt habe, wenn ich Eure schönen Zeichnungen betrachtete — so hättet Ihr gethan, als ob Ihr nicht das Mindeste bemerkt, dafür aber den Laffen auf dem

Kerbholze behalten, und seiner Zeit — ich hätte mir selbst das Vergnügen gemacht Euch daran zu erinnern — gute Abrechnung mit ihm gehalten. Oder, wenn Ihr nun ein Mal eine so hitzige Leber habt, und durchaus den Mund nicht halten konntet, so wäret Ihr, sobald der Neffe abwesend, zum Kardinal Farnese gegangen, hättet dort den beleidigten Bräutigam gespielt, hättet von Eurem Gönner, dem Kardinal Montalto, von Leuten, die es mit angesehen, daß der Lump Eure Braut geküßt, allenfalls auch davon gesprochen, daß der Oheim der Braut, der alte Girolamo, über die Sache heiße Zähren vergossen; — Ihr hättet, um den Kardinal noch mürber zu machen, meinetwegen auch hinzusetzen können, der Taugenichts habe Antonia mit dem Dolche bedroht — und der Alte hätte es geglaubt, weil er es dem saubern Vogel zutraut. — Mit einem Worte, Ihr hättet einen gescheiten Coup ausführen, dem Kardinal eine volle Börse oder einen Bauantrag abzwacken, und obendrein den Großmüthigen spielen können, wenn Ihr hinterher gebeten hättet, dem Laffen keine Vorwürfe zu machen. Der Alte wäre es auch gern zufrieden gewesen, denn er wird ohnehin genug auf diese Weise bestürmt, und jetzt käme ihm jeder Scandal höchst ungelegen. — Aber ich frage Euch, weiser Herr Baumeister, was ist

von Alledem geschehen? — Nichts! — Weniger als Nichts! — Ihr habt wie ein Narr — verzeiht mir die Offenheit — das kalte Eisen, und Euch den Lump damit auf den Hals gezogen, und nun könnt Ihr aufpassen, daß er Euch die Sache nicht mit zehn Zoll guten Stahls, und einem tüchtigen Stoße vergelten läßt. — O Jugend! — O Unbesonnenheit! — O Thorheit!" —

So fortwährend die jungen Leute ausscheltend, wackelte der alte Girolamo den Gang nach der nahen Gartenthüre hinab, und die Beiden folgten ihm Arm in Arm, aber mäuschenstill nach. Endlich verschwanden alle drei hinter einer Lorbeerhecke. — —

Wenige Tage nach dem eben geschilderten Auftritte, befanden sich die sämmtlichen in Rom anwesenden Kardinäle im Konklave. Dieses wurde hergebrachtermaßen in dem dazu besonders eingerichteten vaticanischen Palaste gehalten. Große Säle waren theils durch Mauern, theils durch Holzwände in eine Menge kleiner Zellen abgetheilt worden, deren Letztere jeder Kardinal zwei — eine für sich, eine für seine beiden Begleiter, einen weltlichen und einen geistlichen zur Wohnung erhalten hatte. Die gedachten Zellen waren überall mit grüner Serge ausgeschlagen worden, jedoch mit Ausnahme derer, welche von Kardinälen,

die erst der letzte Papst zu dieser Würde erhoben hatte, bewohnt wurden; diese waren zum Unterschiede mit violetter Serge drappirt. Ueber der Thüre jedes der kleinen Zimmer befand sich das Wappen des Bewohners. — Die Fenster des Palastes waren indeß, wie herkömmlich, vermauert worden, jedoch hatte man in jedem derselben ein viereckiges Loch übrig gelassen, um eine einzelne Glasscheibe hineinzusetzen, durch die eine schwache Dämmerung in die dunkle, einsame Wohnung fiel. Eben so war es auch mit den Thüren gehalten worden. Blos durch einen in der Hinterseite eines Thürmchens angebrachten Zugang, der indessen durch Soldaten scharf bewacht ward, wurde den Kardinälen ihre Mittag- und Abendmahlzeit, jedoch jede nur aus einer einzelnen Schüssel bestehend, zugetragen. Es würde die Erzählung der in Rede stehenden Begebenheiten, auf Kosten des Lesers, über die Gebühr verlängern heißen, wenn in derselben alle, zum Theil in spätern Zeiten sehr veränderte Gebräuche und Ceremonien, die einer Papstwahl vor- und nachgehen, weitläufig aufgeführt werden sollten, und wir beschränken uns daher darauf, demselben nur Dasjenige mitzutheilen, was, ohne der Schilderung Eintrag zu thun, nicht wohl übergangen werden kann. —

Das Konklave hatte bereits längere Zeit ge-

dauert. Beide Partheien, sowohl die farnesische als die mediceische, hatten kein Mittel unversucht gelassen, sich die erforderliche Stimmenmehrheit von zwei Dritttheilen der Kardinäle zu gewinnen. Alles war vergeblich gewesen. Jeder Theil sah ein, daß ihm ein unüberwindlicher Gegner im Wege stehe, und überzeugte sich endlich, daß ihm nichts übrig bleibe, als seine Hoffnung auf die Zukunft zu setzen. Um die Erfüllung derselben aber nicht auf's Unabsehbare hinauszuschieben, sagte sich jeder der beiden, um die Tiare streitenden Bewerber, daß eine Wahl getroffen werden müsse, die man nur als eine vorübergehende Besetzung des heiligen Stuhles anzusehen habe, und daß nur ein Mann gewählt werden dürfe, dessen Characterschwäche für den Augenblick, dessen kränklicher Körper aber für die Zukunft eine bessere Garantie für die Erfüllung ihrer heißgenährten Wünsche darböte. Beiden Rivalen schien der Kardinal Montalto ein solcher Mann. Sein ausgemergelter, durch Krankheit und gänzlich zurückgezogene Lebensweise beinahe bewegungslos gewordener Körper, schien ihnen eine hinreichende Bürgschaft für ein nur kurzes, kaum noch einige Jahre hinsiechendes Leben — und in dieser Zeit, so hoffte Jeder, könne sich ja Manches zum Vortheil ändern — seine allgemein ange-

nommene Geistesschwäche, aus der, wie man meinte, sein in früheren Jahren bewiesener Verstand, nur dann und wann, wie ein einzelner Funken aus verglimmender Asche in halb kindischem, halb boshaftem Witze aufleuchte, flößte beiden Gegnern die Hoffnung ein, sein Ansehen zu benutzen, und in Erwartung besserer Zukunft gänzlich für ihre Privatzwecke auszubeuten. Als demnach das täglich zu bestimmter Stunde nach Vorschrift wiederholte Scrutinium immer nur dasselbe Resultat lieferte, als die absolut nothwendige Stimmenmehrheit für jeden der beiden Rivale unerreichbar schien, beeilten sie sich, Abgeordnete an Montalto zu senden, um mit ihm im Voraus über seine Erwählung zu unterhandeln. Fast zu gleicher Zeit stellten sich Sciarra Colonna von der farnesischen, und Alessandro Alessandri von der mediceischen Parthei in Montalto's Zelle ein. Mit Entsetzen, einer Ohnmacht nahe, hörte dieser die Erklärung: daß beide Partheien, um einem fruchtlosen Konklave endlich ein Ende zu machen, und der schmachtenden Kirche ein Oberhaupt zu geben, seine Erwählung beschlossen hätten, an. Er jammerte lange, hat mit aufgehobenen Händen diesen Kelch an ihm vorübergehen zu lassen, vergoß Ströme von Zähren, aber die Abgesandten blieben unerbittlich. Seine beweglichen

Vorstellungen, daß man ihm, dem Schwachen, Kranken, doch die wenigen, ohnehin so qualvollen Lebenstage in Ruhe zubringen lassen möge, daß man ihn nicht vor der Zeit so absichtlich, ja fast gewaltsam in die offene Grube stoßen solle, — Alles, Alles war umsonst. Ja, der noch ziemlich junge, seinem Meister mit Eifer dienende Alessandri bedrohte den Geängstigten mit dem Zorne des Himmels, wenn er sich pflichtvergessen einer Wahl widersetze, deren Annahme jedem Kardinal, auf den sie gerichtet, eine heilige Gewissensache sein und bleiben müsse.

„Nun wohlan!" rief endlich Montalto, unter einem Strom von Thränen, und entsetzlichem, durch die Gemüthsbewegung fast erstickend gewordenen Husten, seinen Drängern zu: „Wohlan, ich ergebe mich! Ich bringe mein Leben Eurem Willen zum Opfer! — Aber, theure Herren und Brüder, auf mich werft keine Schuld, wenn Ihr morgen eine Euch wenig zusagende Wahl treffet, ja, wenn Ihr Euch in Euren guten Hoffnungen und Erwartungen gänzlich täuschen solltet. — O vanitas vanitatum!" — Und somit begleitete mühsam, sich an der Krücke fortschleppend, Montalto die ihn fröhlich verlassenden Kardinäle, unter lautem Seufzen und Stöhnen, bis an die Thüre seiner Zelle.

Am folgenden Tage in aller Frühe, waren die Kardinäle zur heiligen Geistmesse in der Kapelle des Vaticans, beim gewöhnlichen Scrutinium, versammelt. Die Gesellschaft schien reger als sonst, und auch auf dem Platze des Palastes hatte sich eine größere Menge Volks versammelt, um ein Stündchen nach dem Rauchfange des Kamins zu starren, in welchem alltäglich nach abgelaufener Wahl die Zettel verbrannt werden, und deren bläuliche Dampfsäule den Neugierigen kund giebt, daß das Scrutinium fruchtlos gewesen sei. Das Ausbleiben des erwarteten Rauches rief indeß heute eine, von Minute zu Minute wachsende Volksmasse herbei.

Die Züge der in der Kapelle versammelten Kirchenfürsten, verriethen indeß, je nach der Stimmung des Einzelnen, Zorn oder Verdruß über die fehlgeschlagenen, durch so mancherlei Machinationen lang unterbauten Hoffnungen, mitunter auch wohl Freude über das Ende der Einsperrung, oder das Fehlschlagen der Pläne des Gegners; nur der Kardinal Montalto saß gekrümmt, hustend, seufzend, elender fast wie jemals, in seinem Kirchenstuhle, und betete eifrig in seinem Brevier. Mit fast unwillkürlichem Kopfschütteln und verächtlichem Lächeln, blickte von Zeit zu Zeit Farnese auf den Mann, den er, wiewohl ihn

als sein Geschöpf betrachtend, doch fast als zu erbärmlich ansah, um ihn, selbst dem Namen nach und auf kurze Zeit zu seinem Herrn zu erheben. — Der Kardinal Alessandri las indeß die Messe, die Monstranz stand auf dem Tabernakel ausgestellt, ein Kech befand sich auf einem Tische, und während das: „Veni creator spiritus!“ angestimmt ward, sammelte der Kardinal Medici die Stimmzettel in das heilige Gefäß. — Eben fiel das letzte Votum in den Kelch. Die Papierchen wurden ausgeschüttet, geöffnet, und Medici erklärte mit lauter Stimme, daß Sr. Reverenz, der Kardinalpriester Felix Peretti, genannt Montalto, die vollkommene Stimmenmehrheit erhalten habe, und deshalb zum Oberhaupt der Christenheit gewählt worden sei. — Aller Augen fielen jetzt auf den Erwählten. Noch saß er regungslos, stumm, unbeweglich wie immer. — Doch jetzt — welch Wunder begab sich vor den Augen der erstaunenden Versammlung! — Montalto, der seit zwanzig Jahren das Haupt nur gebeugt, den Blick zur Erde gesenkt hatte, richtete das erstere jetzt hoch empor, und blickte ruhig und ernst, ohne Spur des ehemaligen faden, krankhaften Lächelns, auf die Versammlung. Eine Todtenstille trat ein; Alles blickte starr auf den plötzlich Verwandelten. Doch das Er-

staunen der Kardinäle sollte noch einen höhern Grad erreichen. Der Mann, der seit so langer Zeit sich nur mühsam und zum Boden gekrümmt, an einer Krücke von einem Platze zum andern geschleppt hatte, warf die letztere mit kräftigem Arme mitten auf das Marmorpflaster, daß der Schall in allen Ecken der Kapelle wiedertönte, und richtete sich hoch empor. Er schien, als er so kräftig dastand und in die bestürzte Versammlung schaute, ein paar Fuß größer geworden zu sein. Jetzt trat er einige Schritte vorwärts, und mit einer Miene voll Hoheit und strenger Würde, mit einem Auge, das etwas von dem leuchtenden Auge des Adlers an sich hatte, betrachtete er einen Augenblick die erschrockene Versammlung. — Der Kardinal Medici war der Erste, der seine Besinnung wiederfand. Er griff nach den Stimmzetteln und sagte, jedoch nur halblaut und mit ungewisser Stimme:

„Es ist ein Irrthum vorgefallen! Das Scrutinium ist nicht richtig!"

Aber mit einem Tone, in dem der erschrockene Kardinal die Posaune des letzten Gerichts zu vernehmen glaubte, rief Montalto: „Das Scrutinium ist richtig! — Auf Euren Platz, Kardinalpriester von Medici!" —

Jetzt mit tönendem Schritte eilte er nach dem Altare. Rasch stieg er die hohen Stufen hinan. Mit kräftiger Rechte ergriff er die Monstranz, und mit einer Stimme, von der das Gewölbe wiederdröhnte, begann er das: „Te Deum laudamus.“

Erschrocken stimmten die Kardinäle in den Gesang. —

Die ambrosianische Hymne hatte endlich geendet. Montalto warf sich zu einer Minute stillen Gebetes auf die Kniee; es herrschte ein tiefes Schweigen in der Kapelle, eine Stille, die den Flügelschlag eines Schmetterlings, das Summen einer Mücke, das Laufen einer Maus zu hören verstattet hätte. Endlich erhob sich Montalto. Hoch aufgerichtet stand er da und gebot mit einem stolzen Winke der Hand zwei harrenden Prälaten, ihm den Ornat zu bringen. Ruhig, als ob nichts, als etwas längst Erwartetes vorgefallen wäre, legte er den weißseidenen Leibrock, welcher zum Theil mit einem kurzen violetten Chorhemd, und dieses wieder mit einem scharlachnen Bischofmäntelchen bedeckt ward, an; er hing die Stola um und setzte eine große Plattmütze mit Ohrbedeckungen auf sein Haupt, dann reichte er den knieenden Prälaten den Fuß, um diesen mit dem Purpurschuhe, auf dem ein goldenes Kreuz gestickt war, zu bekleiden.

Staunend, und gleichsam noch nicht seinen Augen trauend, blickte das gesammte Kardinalskollegium schweigend auf sein neu erwähltes Oberhaupt. Noch hatte keine Lippe sich geregt; nur als Montalto mit kräftiger Hand, den ihm von den Prälaten gereichten seidenen Gürtel sich um die Hüften schlang, wagte der steinalte Kardinal Zampieri, ein Venetianer, der allen Wahlintriguen fern geblieben, und wegen seiner gutmüthigen Munterkeit allgemein geliebt war, überrascht von den heftigen Bewegungen des neuen Papstes, das erste Wort.

„Sollte man in Euch nicht einen Jüngling vor sich zu sehen glauben?“ sprach der freundliche Greis. „Sonst hinget Ihr das Haupt zur Erde, heiliger Vater, und jetzt richtet Ihr es so schön und stattlich empor.“

„Ich suchte damals die Schlüssel Petri's, guter Zampieri!“ erwiederte Montalto lächelnd, doch mit kräftigem Tone. „Jetzt habe ich sie gefunden, und nun blicke ich mich um nach seinem Schwerte.“

Die Bekleidung war nun vollendet. Die Kardinäle stürzten vor Montalto auf die Kniee und nachdem er jeden Einzelnen aufgehoben, und ihm den Kuß des Friedens auf die Wange gedrückt hatte, ward ein Tragsessel herbeigebracht, um den Neuer-

wählten, wie es der Gebrauch vorschreibt, nach dem Balkone des Palastes zu tragen, und ihn dort dem Volke zu zeigen. Schon hatte Montalto die erste Stufe des tragbaren Thronsessels bestiegen, da bemerkte der Kardinal Farnese, daß sich das Pallium (das Bischofsmäntelchen) des Papstes etwas verschoben habe. Die Kleinigkeit entging dem scharfen Auge des Kirchenfürsten nicht. Farnese gedachte die Gelegenheit zu benutzen, um theils dem Neugewählten seine Aufmerksamkeit zu bezeigen, theils dem Kardinalskollegio die Vertraulichkeit anzudeuten, die zwischen ihm und dem neuen Papste, den er noch immer als seine Kreatur betrachtete, herrsche, und trat schnell hinzu, um den in Unordnung gerathenen Mantel zurecht zu legen. — Kaum aber hatte seine Hand die Schulter Montalto's berührt, als dieser, gewahrend was vorgehe, rasch den schon aufgehobenen Fuß wieder niedersetzte, sich umkehrte und funkelnden Auges, mit einer Stimme, die Etwas von der des zum Kampfe aufgerichteten Löwen an sich hatte, ausrief: „Wie? — Ihr untersteht Euch unaufgefordert Eure Hand an den Erwählten des Herrn zu legen? — Ihr seid sehr kühn! Aber — versucht es nicht zum zweiten Mal."

Noch hatten die auf ihren Knieen liegenden

Tausende, welche, während der neue Papst ihnen den Segen ertheilte, den Platz des Vaticans erfüllten, sich nicht von ihrem Staunen erholt; den Mann, den sie gekrümmt, verlahmt, eine lebende Leiche, in seinem Kirchenstuhle so oft gesehen hatten, jetzt hoch aufgerichtet, manneskräftig, wie zum Herrschen geboren, vor sich zu erblicken, als Sixtus der Fünfte — denn diesen Namen hatte Montalto angenommen — ohne sich um die unaufhörlichen: „Viva il santo padre!" des Volkes zu bekümmern, in Begleitung der Kardinäle in den Zimmern anlangte, welche die Wohnung des regierenden Papstes ausmachten. Mit ruhiger Würde, und so, als ob er seine Regierung nicht erst heute, sondern schon vor Jahren angetreten, entließ er die Kirchenfürsten, und beschied nur die beiden jüngsten derselben, die Kardinäle Kolonna und Alessandri, für den Abend zu einer gewissen Stunde, wo, wie er sagte, er mit ihnen Regierungsangelegenheiten verhandeln wolle, zu sich. Medici, welcher sich tief im Innersten an der Niedergeschlagenheit Farnese's, seines ehemaligen Mitbewerbers, ergötzt hatte, glaubte die Gelegenheit, das neue Oberhaupt, im Betreff seiner, zu sondiren, nicht vorüberlassen zu dürfen, und bat den Papst im demüthigsten Tone, sich doch ja nicht so bald mit Regierungssorgen zu belasten, son-

dern vielmehr auf Erhaltung der kaum so wunderbar wiedererlangten Kraft und Gesundheit zu denken.

Sixtus sah den Sprechenden eine kleine Weile ernst, doch nicht zornig an.

„Kraft?“ sagte er dann lächelnd. — „Seid unbesorgt, werther Herr! Ich fühle Kraft in mir, nicht nur dieß kleine Rom, sondern den Erdball zu regieren.“ —

Mit einer gnädigen Neigung des Hauptes entließ er die Versammlung der Kardinäle.

Es war spät am Abende desselben Tages, als Sixtus eifrig mit Schreiben beschäftigt an seinem Pulte saß. Die einfachen Meubles, die das Zimmer dürftig schmückten, entsprachen nur wenig dem hohen Range des Bewohners. Der alte Girolamo, der aber nicht mehr seine bunte barocke Tracht, sondern die schwarze Kleidung eines Hausmeisters angethan hatte, stand ehrerbietig an der Thüre, und schlich nur manchmal auf den Zehen herbei, um die beiden düster brennenden Kerzen, die auf dem Pulte, und ein paar andere, die auf einem Pfeilertischchen standen, zu schneuzen, oder nach einem Rohrkorbe zu sehen, in welchem der Lieblingshund des Papstes, der kleine Arlechino, wie es schien todtkrank, ja fast dem Ende nahe und wimmernd, lag. — Selten, fast wie mechanisch, wen=

dete sich der Schreibende nach der Gegend des Korbes, ja er stand wohl ein Mal von seinem Sitze auf, und betrachtete das sterbende Lieblingsthier, als dieses ein lautes Geschrei erhob; doch schien er in tiefen Gedanken, und nur durch jenes Jammergeschrei aufmerksam geworden zu sein.

Jetzt öffnete sich die Thür. Ein in einen violetten Talar gekleideter Prälat trat ein, ließ sich auf die Knie nieder, und sagte mit leiser Stimme: „Der Doctor Matere."

Sixtus nickte mit dem Haupt, der Prälat verschwand und Matere erschien.

Der arme Doctor schien durch irgend Etwas entsetzlich angegriffen; er war todtenbleich, seine Kniee schlotterten, er wollte vorwärts eilen, um dem Papste dem Gebrauche gemäß den Fuß zu küssen; doch ernst und kalt streckte ihm Sixtus die Hand entgegen, und wieß dem Arzte, ohne ein Wort zu sprechen, seinen Platz unweit der Thüre, und — war es Vorsatz oder Zufall — dicht zur Seite des Sterbelagers des kleinen Arlechino an.

Eine neue Pause von fast einer Viertelstunde verging. Matere hatte Mühe sich auf den Füssen zu erhalten.

Jetzt öffnete sich auf's Neue die Thür.

„Kardinal Alessandro Alessandri!" meldete der Prälat, und der Gemeldete trat ein.

Eben hatte der Kardinal sich von dem herkömmlichen Fußfall erhoben, als der sterbende vierfüssige Liebling ein neues lautes Wimmern erhob.

„Girolamo!" sagte der Papst, und es war als ob eine Art Rührung in dem Tone der sonst rauhen Stimme läge. „Das Wimmern unsers alten Gesellschafters stört mich. Ich habe noch die ganze Nacht zu arbeiten. Geh'! Schaffe den armen Arlechino fort. Tödte ihn; aber tödte ihn schnell! Er kann ohnehin nicht länger leben."

„Erlauben Eure Heiligkeit! — Vielleicht gäbe es noch ein Mittel!" sprach mit zitternder Stimme Doctor Matere.

„Es gibt keines!" sagte Sixtus ernst und kalt. „Gäbe es aber ein solches, so müßte der Arzt des verstorbenen Papstes dennoch nicht seiner Würde vergessen."

„Ich habe Euch ersucht, Kardinal Alessandri," hob Sixtus zu dem Kirchenfürsten gewendet an. — „Aber vorerst zu Euch Doctor Matere!" unterbrach er sich selbst mit ziemlicher Rauheit des Tons. „Sagt mir! Welche Todesart würdet Ihr wählen, wenn Ihr gezwungen würdet; das Hängen, das Köpfen, oder

das Ersäufen? — Welches haltet Ihr für am wenigsten qualvoll?“

„Gnade! — Gnade!“ schrie der Doctor in Todesangst auf die Kniee stürzend.

„Seid Ihr von Sinnen?“ — rief scheinbar überrascht der Papst. „Wer denkt denn daran, an Euch die Probe zu machen? — Ah! jetzt fällt mir Etwas ein!“ setzte er lächelnd hinzu. „Ihr dachtet an einen gewissen Vers; aber dieser galt nur dem Kardinal Montalto. Hättet Ihr ihn heute gemacht, so steckte Euer Kopf schon auf der Engelsbrücke. — Nun so steht doch auf, schwacher Mann!“ sprach er barsch, als Matere nur mit Mühe sich zu erholen schien. „Es ist ein ärztliches Gutachten, das Ihr ablegen sollt.“

„Das Hängen und Ersäufen, heiliger Vater,“ sagte Matere, als er die Sprache wieder gefunden hatte, „ist unstreitig qualvoller als das Köpfen.“

„Gut!“ erwiederte Sixtus ruhig. „Ist Euch vielleicht ein Instrument, eine Maschine bekannt, welches man, wie ich gehört in Schottland, auch wohl in Deutschland hin und wieder, angewendet hat, und welches die Diehle, oder so ungefähr benannt sein, und den Vortheil liefern soll, eine große Masse Ver-

brecher in bewunderungswürdig kurzer Zeit abzuthun?" —

„Es ist mir nicht bekannt!"

„Schade! Recht Schade!" sprach Sixtus mit großer Ruhe. — „Ich wollte den gut belohnen, der mir einen Entwurf, eine Zeichnung davon verschaffte. Indeß, man muß sich in Ermanglung besserer, der gewöhnlichen Mittel bedienen. — Kardinal Alessandri!" setzte er mit Ernst und Würde hinzu. „Ihr habt mich nie geliebt und ich Euch auch nicht; indeß habe ich Euch stets für einen Mann von Kraft, für eine jener starken Seelen gehalten, die nichts erschüttert. Ich übertrage Euch jetzt die Sorge für die Sicherheit Roms. Ich fordere von Euch, daß ein jeder Römer binnen hier und vierzehn Tagen sich ruhig auf dem Forum schlafen legen, und einen Sack voll Geld zum Kopfkissen nehmen könne, ohne fürchten zu dürfen, beraubt zu werden. Dieses aber zu erlangen, müssen furchtbare Mittel angewendet werden, und Ihr seid der Mann, sie mit kräftiger Faust auszuführen. Ihr werdet morgen vier Henker in Dienste nehmen, und am Tage meiner Krönung zwei der im Kerker befindlichen Räuber enthaupten, und die andern Beiden aufhängen lassen. Auf diese Weise fahret Ihr von Tage zu Tage, ja selbst bei denen fort, die sich

im Glauben auf Amnestie einstellen, oder in die Asyle flüchten."

„Aber das Asylrecht, heiligster Vater" — sagte Alessandri zögernd.

„Ist bereits aufgehoben!" fiel Sixtus ihm in's Wort. „Eben so verspreche ich, Euch in Ausübung Eurer Pflicht nie zu belästigen. Ich werde Niemand begnadigen. — Die Köpfe der Hingerichteten," setzte er kalt hinzu, „werden jedesmal auf der Engelsbrücke aufgesteckt."

„Der entsetzliche Anblick, der scheußliche Geruch," wandte Alessandri ein.

„Haben die Römer bisher die Ausübung der schändlichsten Verbrechen ruhig angesehen, so können sie nun auch deren Folgen riechen!" erwiederte Sixtus mit Eiseskälte. — „Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe, Alessandri!" schloß er mit starker Stimme. „Der Tod für den Mörder, den Dieb oder den Beleidiger der Frauen."

Mit einem Winke der Hand entließ er den Kardinal.

„Doctor!" sagte lächelnd der Herrscher nach einer kleinen Weile zu dem ängstlich harrenden Matere. „Doctor! Ich nehme Euch unter zwei Bedingungen als Leibarzt in meine Dienste. Die eine ist: daß Ihr Euch nie um meine Gesundheit bekümmert, wenn ich

Euch nicht selbst deshalb befrage; die zweite: daß Ihr Euch nie wieder beikommen lasset Verse zu machen. — Jetzt geht! — Ihr seid entlassen!“

Hocherfreut warf sich Matere auf die Kniee, küßte inbrünstig den dargebotenen Fuß des Papstes, und war, als ob er dem Käfig eines halbgezähmten Löwen entflöhe, mit zwei Sätzen zur Thüre hinaus.

In wenig Augenblicken ward Kardinal Sciarra Kolonna gemeldet, und trat ein. — Gnädig reichte ihm Sixtus die Hand zum Kuße entgegen.

„Kolonna!“ sprach er freundlich; „Ihr habt Eurem bisherigen Gönner, dem Medici, treu gedient, und dieß freut mich. Ich habe Euch auch deßhalb zu einer wichtigen Mission erlesen. Ihr werdet durch deren glückliche Beendigung ihm und mir einen großen Dienst erweisen. — Wie mir genau bekannt ist, meint der Großherzog von Toskana, daß sein Bruder das Spiel nicht leichten Kaufes aufgeben müsse, und er hat, um seine Zwecke zu erreichen, ein Heer versammelt. Um unbesonnenen Unternehmungen vorzubeugen, machet Ihr Euch diese Nacht noch auf den Weg nach Florenz. Ihr sagt dort dem Großherzoge was hier vorgegangen, meldet ihm Alles, was Ihr gesehen — die Wahrheit, nichts als die Wahrheit — dann fordert Ihr die herkömm-

liche Begrüßung durch einen Gesandten. Verweigert er diese, macht er Miene die getroffene Wahl nicht anzuerkennen, so drohet Ihr mit dem Banne. Rückt ein Mann seines Heeres auf das Gebiet der Kirche, so laßt Ihr die Bannbulle an die Thür der Kathedrale seiner Hauptstadt anschlagen, entbindet seine Unterthanen des Eides der Treue, und macht ihm bemerklich, daß sein Bruder in meiner Hand sei. — Ich weiß es," setzte Sixtus hinzu, als Kolonna ihn staunend betrachtete, „Ihr übernehmt eine scheinbar gefährliche Mission; aber seid ganz ruhig. Medici hat gedroht. Der Hund, der da bellt, beißt nicht leicht. — Gute Nacht und glückliche Reise."

Kaum war Kolonna zur Thüre hinaus, als Sixtus lächelnd aufstand.

„Da geht er hin!" sprach er zu Girolamo gewendet. „Ich stehe Dir dafür, er wird zu Florenz eine Beschreibung machen, als habe man den Tartarchan mit der dreifachen Krone bekleidet. — Meinst Du nicht auch, alter Freund? — Und die Römer!" fuhr er fort, ohne die Antwort Girolamo's abzuwarten. „Werden sie nicht meinen, der alte Tiberius sei aus dem Grabe auferstanden, und regiere jetzt im Vatican? — Die Thoren! — Und doch ist dieß der einzige Weg, um in die wilde Horde, die durch die

Schwäche Gregors nur noch unbändiger geworden, in diesen zucht- und ehrlosen Adel, in diese ganze elende Bevölkerung des Erbtheils Petri, wieder einige Ordnung zu bringen."

„Die Nachwelt wird Euch zu ihren großen Männern zählen, die gebesserte Bevölkerung der Weltstadt" —

„Die Nachwelt?" fiel bitter lachend Sixtus ein. „Stehst Du mir dafür, daß ich glücklich in meinen Unternehmungen bin? Kannst Du dieß nicht, dann rede mir nicht von dem Urtheile der Nachwelt. — Die gebesserte Bevölkerung? — Sie wird, wenn ich todt bin, die Statue, die mir vielleicht in wenig Tagen ein hündisch-kriechender Senat auf dem Kapitol errichten wird, von ihrem Sockel reißen, und in Stücke schlagen. — Doch warum auch auf Dank rechnen! Es sind ja Menschen! — Menschen, Girolamo! — Als wir auf den Hügeln von Grotte a Mare das Vieh hüteten, als Du über meine hochfliegenden Plane lächeltest, da Girolamo, da glaubte ich freilich auch an Menschendank; aber, alter Knabe, diese schönen Träume gingen vorüber, nichts als die nackte Wirklichkeit ist geblieben; ich habe schon in den Reihen jener dumpfen Kuttenträger, und noch mehr in der Gesellschaft derer, deren kalte Herzen der Pur-

pur deckt, mich überzeugt, daß in der borstigen Brust des zahmen Ebers, der die Eicheln so gern aus meiner Hand fraß, in dem Herzen des wilden Büffels, der wie ein Hund sich zu Deinen Füssen niederlegte, mehr Dankbarkeit wohnt, wie in der Menschenbrust. — Nein, alter Freund! Das Messer handhaben, um den Krebs auszutilgen, gleichviel, ob ich es im eigenen Fleische schmerzlich fühle, gleichviel, ob mich die Mitwelt einen Tyrannen schilt, ob die Nachwelt meine Bildsäulen in Stücke schlägt, mein Andenken besudelt: das ist die Aufgabe, die mir geworden, und ich fühle die Kraft sie auszuführen. — Doch jetzt gehe! — Gehe alter Freund! Lege Dich schlafen! — ich muß noch die ganze Nacht arbeiten. Ich muß" — dieß sagte er mit bitterm Lachen — „die beiden einzigen achtbaren und vernünftigen Fürsten, die jetzt Europa hat, Heinrich von Navarra und Elisabeth von England, Anstands halber excommuniciren, und die Bannbulle abfassen. — Geh' schlafen, alter Freund, geh' schlafen!" —

Freundlich entzog er dem alten Girolamo die Hand, die dieser küssen wollte, und winkte ihm abwärts.

Sixtus behauptete nicht mit Unrecht, daß die Römer in ihm einen zweiten Tiberius erblicken wür-

den. Die ganze Bevölkerung war zwar von Bewunderung ergriffen, als in wenig Tagen in der Hauptstadt eine Ordnung, wie solche zuvor nie gewesen, eintrat, daß Jedermann, dem Großen wie dem Kleinen, dasselbe Recht ward, daß Sicherheit des Eigenthums und der Person in der entferntesten Umgebung der Stadt, in deren Hauptstraßen noch wenig Wochen vorher Morde und Beraubungen ganz gewöhnlich gewesen waren, statt fand; aber man sah die Henker fast täglich ihr Amt verrichten; immer wurden noch neue Verbrecher ermittelt, und die Köpfe der Hingerichteten faulten bereits zu Dutzenden auf der Engelsbrücke. Dieses furchtbare, vorher nie erlebte Schauspiel machte einen entsetzlichen Eindruck auf die Menge.

Bis dahin waren indeß die Mitglieder des römischen Adels, welche sich früher mit Verbrechen ähnlicher Art befleckt hatten, noch unangetastet geblieben. Es war herkömmlich gewesen, daß der Schuldige, welcher, um einer Untersuchung zu entgehen, sich von Rom entfernt hatte, nach einer neuen Papstwahl zurückkehrte, um der dann gewöhnlichen Amnestie theilhaftig zu werden. Auch jetzt hielten sich dergleichen heimgekehrte Flüchtlinge in Rom verborgen; Niemand hatte sich um sie bekümmert. In dem

Glauben, daß die Strenge des neuen Herrschers nur den Verbrechern aus den niedrigsten Volks-klassen gelte, mehrte sich ihre Zahl; doch wer beschreibt das Entsetzen, als Sixtus an einem Tage sechs derselben ergreifen, nach kurzem Prozeß sie hinrichten, und ihre Köpfe zur Seite derer der Diebe und Mörder auf der Engelsbrücke aufstecken ließ. — Jetzt ergriff den entarteten Adel die ungeheuerste Furcht. Er wußte nur zu wohl, welcher Unthaten sich viele seiner Mitglieder schuldig gemacht, und da Niemand wagte gegen die Gewaltstreiche des Papstes, wie man dessen Gerechtigkeitspflege nannte, zu protestiren, so wandte man sich an die fremden Gesandten, indem man sie dringend einlud, die kräftigsten Vorstellungen zu machen.

Wirklich fand sich der spanische Gesandte durch die wiederholten Bitten des römischen Adels dazu bewogen. Er forderte Audienz beim Papste; sie ward ihm zugestanden, jedoch dem Gesandten von Ferrara, der gleichfalls darum nachgesucht hatte, abgeschlagen. Voll Grimm über seine vereitelten Pläne, so wie durch die Audienzverweigerung der Gesandten seines Hauses auf's Aeußerste gereizt, erbat sich Kardinal Farnese gleichfalls bei Sixtus Gehör, und betrat ei-

nes Morgens zur festgesetzten Zeit mit dem Spanier zugleich dessen Zimmer.

Die Eintretenden fanden den Herrscher in sichtlich gereizter Stimmung. Niemand als Kardinal Alessandri war bei ihm. Sixtus hatte allem Anscheine nach denselben eben mit Vorwürfen überhäuft, denn Alessandri sah sehr niedergeschlagen aus. Noch streckte der Herrscher, als Jene schon eintraten, dem geängstigten Kardinal zornig die Hand entgegen:

„Merkt es Euch Alessandri;" rief er aus; „zwei Dinge sind einem so entarteten Volke nöthig: das Brod und das Schwert. — Sorgt besser für das Erste, ich werde für das Letzte sorgen."

Nach den herkömmlichen Begrüßungen fragte Sixtus, augenscheinlich noch gereizt, nach dem Begehren des Kardinal Farnese, so wie des Gesandten. Mit ziemlich sichtbarem Aerger, wiewohl in ehrerbietigen Worten beschwerte sich der Spanier, in einer langen Rede, über das Verfahren des Papstes gegen den römischen Adel, und führte an, daß unter den Verhafteten sich sogar Leute befänden, die die Ehre hätten mit spanischen Granden verwandt zu sein.

Da der Papst die lange Rede ohne ein Wort

zu erwiedern von Anfang bis zu Ende anhörte, und dem Spanier während dem starr in das Auge sah, so schmeichelte sich Olivarez, daß sein Wort auf den Herrscher einen mächtigen Eindruck gemacht habe. Diese Ueberzeugung ward um so stärker, als der Papst, selbst da die Rede geendigt war, noch kein Wort entgegnete, sondern in jenem stillen Anschauen des Gesandten verharrte. Triumphirend, dem gefürchteten Mann so ungemein imponirt zu haben, blickte der stolze Grande auf die beiden Kardinäle, indem er sie so gewissermaßen zu Zeugen seines Triumphes aufforderte, und schloß dann ganz trocken: „Ewr. Heiligkeit antwortet mir nicht, und ich kann nicht errathen, was Ihr denket."

Jetzt trat Sixtus dicht, jedoch in ganz ruhiger Haltung, an Olivarez.

„Ich denke," sagte er kalt aber fest; „ich denke darüber nach, ob es nicht angemessen sei, Euch durch meine Wachen zum Fenster hinauswerfen zu lassen, damit Ihr künftig nicht die Ehrerbietung vergesset, die Ihr dem Oberhaupte der Kirche schuldig seid. — Für jetzt entfernt Euch, Graf Olivarez!"

Die Miene des Papstes war so entschlossen, der Blick desselben ward gegen das Ende seiner Rede so furchtbar, daß der zermalmte Gesandte keinen andern

Gedanken hatte, als daß der Sprechende wohl der Mann sein könne, die ausgesprochene Drohung in's Werk zu setzen, und — er wankte, nach tiefer Verbeugung, aus der Thüre.

Nach diesem Vorgange sah Kardinal Farnese ein, daß sein früherer Vorsatz, Sixtus den fünften einzuschüchtern, sich schwerlich ausführen lassen würde; er begnügte sich demnach mehr den unschuldig Gekränkten zu spielen, und machte dem Papste bemerklich, daß er es doch eigentlich gewesen sei, der ihn auf den Thron gehoben.

„Ob Ihr es gewesen seid!“ sagte Sixtus lächelnd; „ich weiß es nicht, doch das weiß ich, daß ich Euch niemals darum ersuchte. Uebrigens ehre ich gern in Euch den Kirchenfürsten; nur müßt Ihr nicht Fürst in meinem Staate sein wollen.“

Als Sixtus nun die Bitte, dem Gesandten von Ferrara Audienz zu ertheilen, kalt verweigerte, da ergrimmte der Kardinal. Diesen Schimpf glaubte der Verwandte des Hauses Este nicht ertragen zu können. Heftig erklärte er: der Gesandte befinde sich bereits in der Antichambre, und sei fest entschlossen, nicht eher von dort zu weichen, bis er den Papst gesprochen habe.

Ohne sichtliche Bewegung hörte der Papst zuerst

die Worte Farnese's an, aber sein ganzes Gesicht veränderte sich nach und nach. Sein graues Auge flammte, die Stirne runzelte sich, dann wandte er sich an Alessandri.

„Seid so gut, lieber Herr," sagte er — aber mit vor zurückgehaltenem Zorne bebender Stimme — „seid so gut und sagt dem Gesandten von Ferrara, daß ich beschlossen habe, jeden Botschafter, der mit Räubern und Mördern Gemeinschaft macht, indem er sie in Schutz nimmt, selbst wie einen Räuber und Mörder zu behandeln, daß ich nämlich einen solchen, wie einen Dieb, der zum Staubbesen verurtheilt ist, auf einen Esel setzen und binnen vier und zwanzig Stunden aus Rom bringen lassen werde. — Sagt ihm das, lieber Kardinal, und wünscht ihm glückliche Reise."

Farnese war wie versteinert. Er blickte, ohne ein Wort zu sagen, auf Sixtus, der mit starken Schritten und mit augenscheinlicher Anstrengung einen Ausbruch von Zorn zu unterdrücken, im Zimmer auf- und abging. — Endlich, scheinbar ruhiger, trat Sixtus zu Farnese.

„Kardinal!" sagte er. „Mögt Ihr über mein früheres Leben, über meine Erhebung denken wie Ihr wollt, Eins aber bitte ich Euch mir zu glauben.

Als Medici den Kelch des Scrutiniums ausschüttete, als er meine Erwählung ausrief, da that ich einen theuren Eid. Ich gelobte, daß ich das in einen Sündenpfuhl versunkene Erbtheil des Mannes, den sein göttlicher Meister einen Felsen nannte, und auf den er seine Kirche gebaut hat, vom Schlamme reinigen, daß ich die Tenne mit einer eisernen Ruthe fegen wolle, um die Spreu vom Weizen zu sondern. — Farnese! Ich frage Euch als Römer: was ist aus der ewigen Stadt, der Hauptstadt der Welt, ich frage Euch als Fürst der Kirche: was ist aus dem Sitze des heiligen Leo, erbauet auf dem, mit dem Blute so vieler Märtyrer getränkten Boden, geworden? — Mann! Wir sind Greise. Bald werden wir Antwort geben müssen über unser Thun. Was sollen wir sagen, wenn die Stimme, welche Gräber sprengt, uns zurufen sollte: „Mein Haus war ein Bethaus; Ihr aber machtet es zur Mördergrube?“

Farnese schwieg, aber sein Gesicht zeigte, daß die Rede des Papstes nicht ohne Eindruck geblieben sei. Eben wollte Sixtus ruhiger, gemessener in seiner Rede fortfahren; er wandte sich an Alessandri, der bis dahin blos den bestürzten Zuhörer gemacht, als außerhalb des Gemaches, und, wie es schien in ziemlicher Entfernung, ein großer Lärm, mit Waffengeklirr

untermischt, sich erhob. Der diensthabende Prälat trat jetzt in's Zimmer.

„Graf Ranuccio Salimbeni," meldete er, „hatte die Gesandtschaft von Ferrara in den Palast begleitet, er trat auf den Korridor hinaus, da begegnete ihm der Architect Fontana. Aus unbekannter Ursache erhob sich zwischen beiden ein Wortwechsel, und sie zogen die Schwerter. Der Hauptmann von der Leibwache hat beide verhaftet."

„Wie?" rief Sixtus im höchsten Zorne. „Mord und Zweikampf sogar in den heiligen Hallen des Palastes? Da seht Ihr, Farnese, wie weit es gekommen! Aber das Beil des Henkers soll diese Frechheit bändigen! — Die Elenden! — Führt beide hierher! Ich will sie sehen."

Ranuccio und Fontana, Letzterer den Arm in einer Binde tragend, traten, geführt von einem Offizier, in's Zimmer.

„Unsinnige!" herrschte Sixtus ihnen entgegen. „Elende Raufer! — Ihr habt Euch unterstanden im Palaste das Schwert zu entblößen? — Was hindert mich, Euch sogleich vor dem Thore desselben die Köpfe abschlagen zu lassen?"

„Vergönnt, heiligster Vater" — hob Fontana an.

„Schweig, Elender!“ rief der Papst. „Sprecht Ihr, Graf Ranuccio.“

„Ich ging um freie Luft zu schöpfen auf den Korridor!“ hob der Gefragte an. „Kaum bin ich dort, so begegnete mir dieser Mensch; er überhäuft mich wegen eines unbedeutenden Gegenstandes mit Vorwürfen, und packt mich an der Brust. Ich zog dann das Schwert zu meiner Vertheidigung, und er das seinige zum Angriff.“

„Unbedeutender Gegenstand?“ fiel der junge Architect, ohne sich durch die Gegenwart seines Souverains und der beiden Kirchenfürsten hindern zu lassen, jetzt heftig ein. „Ei freilich! Euch sind Zweikampf, Mord und Entführung nur unbedeutende Gegenstände.“

„Ruhig!“ donnerte Sixtus. „Bei Deinem Leben, keine neue Beleidigung. — Erzähle jetzt, wie sich die Sache zugetragen.“

„Ich ging gestern Abends nach Sonnenuntergang mit meiner Braut spazieren,“ sprach Fontana mit mehrerer Fassung. „Wir waren unweit des Monte Testaccio, dicht neben der Pyramide des Cestius, da wurden wir von drei Unbekannten angefallen, deren einer meine Verlobte mit sich fortzureißen, die andern Beiden mich niederzuwerfen suchten. Ich vertheidigte mich, der Lärm zog Leute herbei, ich erhielt einen

Degenstoß durch den Arm. Einer der Unbekannten ward festgehalten, als Diener des Grafen Ranuccio Salimbeni erkannt, und aus Furcht vor dessen Oheim freigelassen. — Heute gedachte ich mich bei Sr. Reverenz dem Kardinal zu beschweren, konnte aber kein Gehör erlangen. Ich eilte nun in den Palast, da ich weiß, daß Euer Heiligkeit Niemandem Audienz verweigert; nun begegnet mir Graf Ranuccio, er blickte mich höhnisch an — das Uebrige wißt Ihr."

„Das Beil für Euch Beide!" rief Sixtus zitternd vor Zorn. „Das Beil für den Beleidiger weiblicher Ehre, so wie für den Beleidiger des heiligen Stuhls. — Wie?" rief er, und sein Zorn steigerte sich immer mehr. „Während ich endlich dem Verbrechen, der Frechheit, dem Unsinn, Zaum und Gebiß angelegt zu haben glaube, wird eine Jungfrau, eine Verlobte, in den Armen ihres Bräutigams von den Knechten eines Taugenichts angefallen? Während ich die unsinnige Raufsucht ausgetrieben zu haben denke, muß ich in meinem eigenen Palaste Schwertergeklirr erschallen hören? — Unglückliche! Eure Köpfe sind dem Henker verfallen."

„Ich hoffe, Eure Heiligkeit wird meinem Neffen den Rechtsweg nicht verweigern?" sagte Farnese halb

trotzig, halb zaghaft, während Ranuccio ganz vernichtet dastand.

„Sorget nicht!“ entgegnete Sixtus; „das Gesetz wird sprechen, und der Scharfrichter wird es vollziehen. — Man bringe den Grafen Salimbeni indeß nach der Engelsburg!“ setzte er zu Alessandri gewendet hinzu.

Ranuccio wankte, in Begleitung der beiden Kardinäle zur Thür hinaus.

Der alte Girolamo war indeß eingetreten. Still, ohne ein Wort zu sprechen, doch mit flehendem Blicke, kniete er zur Seite der Thüre nieder. Sixtus warf wie unwillkührlich einen Blick auf den Alten, doch schnell wandte er das Auge ab und sah auf Fontana. Der junge Mann schien ruhig und gefaßt.

„Heiligster Vater!“ sagte er nach einer Weile. „Ich appellire nicht an einen richterlichen Spruch. Ich habe das Gesetz gekannt, welches den Tod auf das Vergehen, innerhalb des Palastes das Schwert zu ziehen, setzt. Eure Gnade allein ist es, die ich anrufe. — Sollte es indeß unmöglich sein, die Begnadigung zu erlangen, so bitte ich, damit man mich dereinst nicht mit Mördern und Räubern verwechseln möge, um die Gunst auf meinem Leichenstein die Worte setzen lassen

zu dürfen: „Er ward verurtheilt, weil er an heiliger Stätte seine Ehre rächen wollte.“

Sixtus ließ längere Zeit seine Augen schweigend auf dem jungen Manne ruhen.

„Ich kann Deinetwegen,“ sagte er endlich, „den Gang des Gesetzes, das Du gekannt zu haben eingestehest, nicht hemmen. Du hast die Würde des heiligen Stuhls beleidigt, und Dein Blut nur kann die Beleidigung wieder gut machen; es sei denn, daß Du vermöge Deiner Wissenschaft eine That vollbringst, welche Dein Vergehen gänzlich vergessen zu machen im Stande ist, eine That, wie sie seit Jahrhunderten noch nicht ausgeführt worden, die meiner Regierung und dem heiligen Stuhl zur Ehre gereicht, und die Deinen Namen auf die Nachwelt zu bringen im Stande ist.“

„Nennt mir eine solche, heiligster Vater!“ rief Fontana hoch erglühend, und mit allem Feuer des Römers. „Nennt mir das Werk! — Alles was ein Baumeister dieser Zeit bei gegebenen Mitteln, mittelst kluger Berechnung, mit Stein, Strick, Holz, Mörtel und Eisen auszuführen im Stande ist, das kann ich auch.“ — —

„Du sprichst sehr kühn, junger Mensch!“ erwiederte Sixtus ernst, jedoch nicht unwillig. — „Archi-

medes," setzte er mit einigem Lächeln hinzu, „forderte einst einen Punkt außerhalb des Erdballs zum Stützpunkte seines Hebels, um den Globus zu bewegen. — Wohlan! Ich gebe Dir die Welt zur Grundveste! Du sollst nur einen Punkt in Bewegung bringen."

„Nennt ihn, heiligster Vater!" bat Fontana dringend. „Ich bin zwar nur ein Schüler in Betracht des Unsterblichen, den Ihr genannt, aber — mit den Architecten der Mitwelt nehme ich es auf!"

„Wohlan!" sagte Sixtus. „Kennst Du den Obelisken, der einst in dem Circus des Nero stand?"

„Ich kenne ihn!" erwiederte der junge Mann. „Er war noch vor Kurzem mit Schutt und Trümmern bedeckt. Um ihn zu messen, ließ ich ihn aufdecken. Es ist ein Monolith von zwei und siebenzig Fuß Länge, und er wiegt nach meiner Berechnung ungefähr zehntausend Zentner."

„Hältst Du es für möglich ihn zu transportiren und aufzurichten?" fuhr Sixtus fort.

„Die Alten haben es gekonnt!" sagte Fontana nach kurzem Besinnen. „Seitdem hat die Mechanik Rückschritte gemacht, Niemand kennt mehr die Mittel, welcher man sich zu Riesenwerken jener Art bediente; sie müßten auf's Neue erfunden werden.

Indeß — was einmal geschah, muß wieder geschehen können." —

„Gut!" sprach Sixtus. „Vernimm jetzt das einzige Mittel zu Deiner Rettung. — Gehe, mache Deine Berechnungen, nimm Deine Maaße, dann — erhebe den Obelisken, transportire ihn bis auf den Platz vor der Peterskirche, und setze ihn hier auf einen vier und zwanzig füßigen Sockel. Kannst Du dieß, so hast Du den Schimpf, den Du mir angethan, verwischt; ich begnadige, ja ich belohne Dich; denn es wäre Unrecht, den, den die Hand des Genius berührte, zu vernichten. — Kannst Du es nicht, so bist Du ein Stümper, und Dein Kopf fällt durch Henkershand."

„Wird Eure Heiligkeit mir die Mittel zur Vollbringung des Werkes bewilligen?" fragte Fontana mit leuchtendem Auge. „Sie werden bedeutend sein müssen. Erst künftigen Jahrhunderten ist es vorbehalten, den Weg, den ich der Wissenschaft brechen muß, zu einer ebenen Bahn zu machen."

„Wie groß auch die Mittel, die Du forderst, sein mögen, Nichts soll Dir mangeln!" entgegnete Sixtus fest.

„Wohlan, heiliger Vater!" rief Fontana begeistert, und indem er auf die Knie stürzte. „Ich

gehe zu Grunde, oder ich erhebe den Obelisken! — Glaubt mir, ich habe Euch wohl verstanden! — Nicht die Errichtung eines neuen Denkmals in Mitte der ewigen Stadt, die selbst ein Denkmal aller Zeiten bleibt, ist es, die Euch veranlaßt mir diese Aufgabe zu ertheilen. Ihr könnt mich nicht begnadigen, ohne Euern Vorsatz, Angesichts eines herabgekommenen Volkes, eisern und unbeugsam, wie das ewige Recht zu erscheinen, zu brechen, und so, indem Ihr Euren fest ausgesprochenen Willen: Niemand zu begnadigen, durch die That als geändert erwieset, dem Verbrechen von Neuem Thür und Thor zu eröffnen. Indem Ihr mir jetzt ein Untereehmen auflegt, was vielleicht die Nachwelt einst leicht finden kann, das aber die Mitwelt, wenn es gelingt, mit Erstaunen betrachten wird, bestraft Ihr mich für mein Vergehen auf eine Art, die Euerer — und erlaubt es mir zu sagen — auch meiner würdig ist. So oder so, Ihr gebt mir die Unsterblichkeit! — Gelingt mein Unternehmen, so wird man mich einst zu jenen Männern zählen, die der Wissenschaft eine neue Bahn geöffnet haben, mißlingt es, so wird die Nachwelt, wenn sie auch dem Künstler den Kranz versagt, dem Kühnen, der es unternahm, über den enggezogenen Kreis, in dem die Wissenschaft seiner Zeit sich bewegte, sich zu erheben,

die Anerkennung und eine Zähre nicht versagen. Eins noch bitte ich: Geruhet, heiligster Vater an dem Tage der Ausführung des Werkes mir Euern Segen, und das Sakrament zu ertheilen. Ehe die Sonne jenes Tages untergehen wird, sieht dann mein Auge den emporragenden Obelisken, oder es hat sich auf immer geschlossen."

Sixtus schien gerührt, doch unterdrückte er augenblicklich diese Regung.

„Ich bewillige Dir Deine Bitte!" sprach er ruhig. „Am Morgen des gedachten Tages empfängst Du den Segen und das Sakrament aus meiner Hand. — Gehe jetzt, berechne Deine Mittel, und reiche mir Deine Pläne ein. — Was bürgt mir indeß dafür, daß Du nicht entfliehest?"

„Mein Wort!" entgegnete Fontana fest.

„Ich nehme die Bürgschaft an!" erwiederte der Papst nach einem Momente des Schweigens. — „Gehe jetzt! Bereite Dich zu Deinem Vorhaben!"

Fontana küßte das Kreuz, das auf dem Purpurschuh des Papstes gestickt war, und eilte von dannen.

„Hunderte segnen mich," sagte Sixtus zu dem alten Girolamo, der schweigend und schmerzlich er-

griffen an der Thüre stand; „Tausende fluchen mir vielleicht, Dieser allein hat mich verstanden.“

Wenig Tage darauf wimmelte es unter den Trümmern des ehemaligen Circus des Nero, wo der Obelisk bisher gelegen, von Arbeitern aller Art. Mächtig lag der ungeheure Monolith, den Rhamses der Große, der Sesostris der Alten, einst der Sonne zu Ehren errichtet hatte, entblößt von Schutt und Steinen noch in seinem Lager, aber er war schon von unten bis oben mit eisernen Reifen und Ringen umgeben worden, deren Gewicht allein über vierzigtausend Pfund betrug. Ungeheure Walzen bedeckten den Weg, den der Koloß bis auf den Platz von Sankt Peter zu nehmen hatte; hier aber erblickten die staunenden Römer erst die Zurüstungen, welche so mächtig und doch so komplicirt erschienen, daß selbst die, welche auf Fontanas Talent das größte Vertrauen setzten, dennoch in ihrer Hoffnung Hinsichts des Gelingens des Riesenunternehmens, schwankend wurden, weil ihnen durch die ungeheuren Vorbereitungen und Zurüstungen, die unermeßlichen Schwierigkeiten des Werkes erst deutlich in's Auge fielen. Das Zimmerwerk, die künstlich in einander greifenden Gerüste, die einen großen Theil des mächtigen Platzes einnahmen, und nur für den Obelisken einen Zu-

gang zu dem bereits errichteten Piedestale offen ließen, sahen aus wie ein Wald, und dennoch lagen bis zu der Höhe, der den Platz umgebenden Kolonnaden, große Haufen beschlagenes, nur noch das Zusammensetzen erwartendes Zimmerholz, aufgethürmt. Tragbare Schmieden waren errichtet, ihr Rauch wirbelte in die Lüfte, rußige Arbeiter waren um sie beschäftigt; dennoch wollten lange Reihen beladener Karren, welche neues Bauholz, Eisen, Taue, Ketten und Handwerkszeug aller Art brachten, kein Ende nehmen. Das Toben der Fuhrleute, das Rufen der Handwerker, das Brüllen des Zugviehs, das Knattern der Feuer, das Sausen der Blasebälge, Alles zusammen machte einen solchen Lärm, wie er seit dem Erbauen des Domes des Apostelfürsten noch nicht auf diesem Platze gehört worden war, und wirklich schien das Toben immer noch mehr zu- als abzunehmen. Blos Fontana, einige Pergamentblätter in der einen, einen Schreibegriffel in der andern Hand, durchschritt still und bedächtig die wimmelnde Menge. Wie es schien, war er bei den Arbeitenden sehr beliebt, denn hocherfreut lachte ihm der Werkmann, den er schon mehrmals gelobt hatte, entgegen, und selbst der, den einige Worte stillen Tadels trafen, verdoppelte freundlich seine Anstrengungen. Der thä-

tige Architekt diente übrigens allen den Arbeitern zu dem trefflichsten Vorbilde. Kein Eisenring, kein Verbindungssparren, vor Allem kein Endchen Tau, blieb ohne sorgfältige Untersuchung, und diese Sorgfalt, diese Ruhe, die sich in allen Bewegungen des tüchtigen, selbstbewußten Mannes aussprach, gab denen, die an dem Gelingen des Unternehmens zu zweifeln anfingen, wieder einigen Muth. — So vergingen mehrere Wochen. — Endlich kam der Tag heran, wo der Obelisk seine Reise aus seinem Lager auf den Petersplatz antreten sollte. Es hieße die Geduld des Lesers ermüden, wenn wir ihm zumuthen wollten, alle die Einzelnheiten des geringfügigsten Theils des großen Werkes zu vernehmen. Es wird genügen, wenn wir ihm sagen, daß mehrere Wochen vor dem 10. September, dem Tage, den der Papst zur Erhebung des Kolosses bestimmt hatte, der Obelisk mit Anwendung der Kräfte von neunhundert Menschen und fünf und siebenzig Pferden, nachdem Hunderte eichener Walzen wie Strohhalme unter ihm zerquetscht worden waren, sich zur Seite seines Piedestals befand. Indem wir dieses vorausgehen lassen, versetzen wir uns sogleich in die Zeit, in den Tag seiner Errichtung.

Schon vor Sonnenaufgang waren die Kolonna-

den, die den Platz vor der Peterskirche einschließen, alle Fenster der umliegenden Häuser, alle Dächer der letztern, alle Zugänge zu dem Platze selbst, mit Tausenden von Zuschauern bedeckt. Alle Schmieden, alles Bauholz, alle Utensilien, die den Platz verengen konnten, waren abgeräumt. Nur etlichen Hunderten der Zuschauer, wie solche etwa durch Rang oder Verhältnisse begünstigt waren, hatte es geglückt, eine Stelle auf dem Platze, wo das Werk beginnen sollte, zu erlangen. Die Arbeiter, neunhundert an der Zahl, standen bereits an ihren Posten, die Pferde harrten in ihren Geschirren, mächtige Taue waren in die Ringe eingehängt, deren Reife den Obelisken umschlossen, überall aber herrschte eine Todtenstille, denn schüchtern sah manches Auge nach einem Galgen, der in einer Ecke des Platzes errichtet worden war, und an dem eine Schlinge im Morgenwinde schwankte. Am Fuße des Galgens befand sich überdem ein Block, und ein Henker mit blitzendem Beile in der knochigen Faust lehnte an demselben. Der Barigello — das Haupt der Sbirren — durchzog an der Spitze seiner bewaffneten, drohend blickenden Schaar, von Zeit zu Zeit die Menge, endlich aber stieg er auf den Vorsprung eines Baugerüstes. Er verlas hier mit lauter Stimme einen Befehl des Papstes des Inhalts: daß

Sr. Heiligkeit von dem Augenblicke an, wo der erste Ton der großen Glocke des Kapitols ertönen würde, bis zu dem, wo das Läuten derselben das Gelingen oder Mißlingen der Unternehmung verkünden werde, jedem Anwesenden, er sei Arbeiter oder Zuschauer, den Baumeister Fontana allein ausgenommen, daß tiefste Schweigen auferlege. Jedes Zuwiderhandeln, wäre es auch nur der geringste Laut — so schloß der Befehl — sollte augenblicklich, ohne Nachsicht, mit dem Tode bestraft werden.

Stumm und schweigend standen indeß die Tausende und sahen nur von Zeit zu Zeit nach der Gegend des Vaticans, wo, wie man sich schon früher in's Ohr geraunt hatte, sich der Baumeister Fontana seit mehreren Stunden befand, um dort die letzten Befehle des Papstes, so wie das Abendmahl aus seiner Hand zu empfangen. Jetzt auf einmal entstand eine Bewegung unter der Menge, jedoch war sie still und geräuschlos; die Menschenmasse bewegte sich nur, so wie die Häupter der Halme sich bewegen, wenn der Morgenwind durch ein Kornfeld streicht. Fontana, vom Kopfe bis zum Fuße schwarz gekleidet, schritt, eine kleine rothe Fahne in der Hand haltend, nicht eben rasch, doch festen Schrittes, durch die Menge. Der Blick des kräftigen Mannes war nicht weniger

kühn wie sonst, doch wollten Manche bemerken, daß seine Wange bleicher wie gewöhnlich sei. Ruhig trat Fontana jetzt auf einen Platz, von dem er das Ganze so ziemlich übersehen konnte; er warf einen flüchtigen Blick nach dem Obelisken, dann schwang er mit Kraft die in seiner Hand befindliche Fahne über dem Haupte. Kaum hatte die Flagge sich entfaltet, als auf der Gallerie, die die Laterne der Kuppel von Sanct Peter umgibt, ein rothes Fähnchen im Winde flatterte, und sogleich wieder verschwand. In demselben Augenblicke zitterte die Luft von dem mächtigen Schalle einer Glocke. Ernst und majestätisch fuhren die hehren Klänge daher. Sie tönten nur wenige Minuten, aber sie machten einen Eindruck auf die Menge, als ob die eherne Zunge dieser Glocke das Beginnen einer neuen Zeit, die Geburtsstunde einer Weltbegebenheit verkündet hätte.

Während aber noch die Glockenklänge die Luft durchtönten, hatte sich eine hohe blasse Frauengestalt an Fontanas Seite geschlichen. Es war Antonia. — Mit Angst blickte sie auf das Antlitz ihres Verlobten, doch, als habe sie Beruhigung in seinen Zügen gelesen, trat sie so unbemerkt wie sie gekommen war, wieder einige Schritte in die Volksmenge zurück.

Inzwischen waren die Arbeiter auf den Gerüsten,

zu ebener Erde, an den mächtigen Winden, die Treiber der Pferde an ihren Ort getreten, und eine tiefe Stille herrschte auf dem Platze. Jetzt schwang Fontana seine Fahne; die korespondirende Flagge erschien und in demselben Momente zitterte ein einzelner mächtiger Glockenschlag durch die Luft. Wie ein elektrischer Funken zu gleicher Zeit eine große Menschenkette zu durchzucken im Stande ist, eben so wirkte der Glockenton auf die Masse der Arbeitenden. Mit Macht wurden jetzt die Pferde angetrieben, die Arbeiter zogen an den Seilen, die Winden knarrten, die Ketten rasselten, die Balken krachten — ein zweites Fahnenschwingen, ein zweiter Glockenschlag, und Alles ward still. Der Obelisk hatte sich an dem einen Ende um mehrere Fuß erhoben.

Bedächtig schaute Fontana von seinem Platze aus auf jeden Punkt des Gerüstes, dann eilte er vorwärts. Mit aller Behendigkeit eines Jünglings kletterte er mehrere Leitern aufwärts; er stieg rechts und links über die Verbindungssparren des Gerüstes mit einer Sicherheit, als ob er auf ebener Erde wandele. Nur einen Moment blickte er auf jeden Kloben, jedes Rad, jedes Seil, und war nach wenigen Minuten auf ebener Erde. Nicht Freude, aber tiefe Ruhe und Zuversicht lag auf seinem Gesicht.

Antonia schien tief aufzuathmen und hüllte sich dichter in den breiten Schleier, der von den dunkeln Locken zu beiden Seiten herabfloß.

Alles war nun wieder in Ordnung; die vorige Ruhe wieder zurückgekehrt, eine neue Stille trat ein. Fontana erhob zum zweitenmale die Signalflagge, ein zweiter Glockenton erscholl, die vorige Scene begann auf's Neue, und endigte in derselben Weise. Der Obelisk war höher gestiegen.

In immer kürzern Intervallen wiederholte sich der beschriebene Auftritt. Schon einige vierzig Male hatte er ohne den geringsten Unfall statt gefunden. Jetzt war der Obelisk beinahe senkrecht, kaum mit Neigung einiger Grade aufgerichtet, aber nun galt es ihn nach und nach, mittelst noch mächtigerer Anstrengungen, untergeschobener Stützen und Strebehölzer bis zur Höhe des Piedestals emporsteigen zu lassen. Neue Angst bemächtigte sich der Zuschauer.

Bald erwies die letztere sich als unnöthig. — In eben dem Maaße, wie sich der Koloß emporgerichtet hatte, auf eben solche Weise stieg der zehntausend Zentner schwere Monolith vom Boden empor.

Eben war der funfzigste Glockenschlag erschollen; zum funfzigsten Male hatte sich der Obelisk sichtlich um mehrere Fuß erhoben; jetzt berührte seine untere

Kante den Rand des Piedestals. Es galt nun mit dem ein und funfzigsten Zuge ihn aufzurichten, mit dem folgenden und letzten ihn aber frei schwebend zu erheben, und auf die Mitte der obern Platte des Piedestals niederzulassen. — Der ein und funfzigste Glokkenton erklang, und der Obelisk richtete sich kerzengrade auf der Kante des Fußgestells empor.

Mit vor Freude leuchtendem Antlitz hatte bis dahin Antonia auf das Gesicht des Freundes geblickt. Ihr Entzücken steigerte sich, als sie die Ruhe in den Zügen Fontana's sich von Augenblick zu Augenblick vermehren sah. Wer beschreibt ihre Gefühle, als der Obelisk gerade und aufrecht wie eine gigantische Nadel in die Luft starrte! — Es galt ja jetzt nur noch den Koloß um wenige Fuß in die Mitte zu rücken, und Alles war abgethan! Sollte der, der ihn vier und zwanzig Fuß über den Boden erhoben, nicht noch diese Kleinigkeit hinzufügen können?

Wer aber wäre fähig den Schreck des Mädchens zu schildern, als der zu erwartende zwei und funfzigste Glockenschlag außen blieb, und ihr Auge auf den Geliebten fiel! — Todtenblaß starrte Fontana nach der Höhe des Gerüstes, seine Lippen bebten, seine Blicke wurden stier, die Fahne lag am Boden; sie war der zitternden Hand entfallen.

Außer sich vor Entsetzen drängte sich Antonia durch die aufmerksam werdende Masse. Mit einem hastigen Sprunge war sie an seiner Seite.

Die Bewegung des Mädchens hatte die Blicke der Menge auf Fontana gezogen. Die Zunächststehenden gewahrten den Zustand, in dem der Meister sich befand. Ein alter Werkmann, einer der Fontana Alles verdankte, war jetzt wie der Blitz an seiner Seite.

„Meister!" zischelte er ihm ins Ohr, während er sich anstellte, als ob er dem einer Ohnmacht nahen, die Halskrause locker machen wollte. „Ich habe Alles bemerkt. — Die Seile haben sich gedehnt, sie müssen reißen. Ihr könnt den Obelisken nicht schwebend halten. Hinter der Sacristei von Sanct Peter steht mein Knabe mit einem gesattelten Rosse. Drängt Euch durch die Menge und entfliehet, ehe die Sbirren es bemerken. Niemand hält Euch auf."

„Nimmermehr!" erwiederte Fontana mit schwacher Stimme. „Ich gab mein Wort. — Ich bleibe und sterbe."

Waren es die letzten Worte des Geliebten, war es das erloschene Auge, welches Antonia auf den Gedanken brachte, Fontana's Lebensgeister seien dem Entweichen nah, das Mädchen gerieth wie außer

sich; es sah nichts als das blasse, geliebte Gesicht, den zitternden Mund, den hinsterbenden Blick. Nichts hielt Antonia mehr. Weder die Aussicht des gewissen Todes, der harrende Henker, das blitzende Beil, keins von Allen konnte den Ausbruch ihrer Verzweiflung zügeln. „Jetzt, oder nie," so dachte sie, „muß der Geist Fontana's aufgeregt, die entweichende Kraft erhalten werden. Welche Mittel aber? — Vielleicht bewirken einige Tropfen kühlenden Wassers das Unmögliche," und — „Aqua! — Aqua!" — erscholl ihr verzweifelnder Ruf.

War es die Stimme des Mädchens, war es eine Eingebung von oben? eine wunderbare Verwandlung schien in diesem Augenblicke mit Fontana vorzugehen. Mit Gewalt drängte er Antonien und den alten Werkmann von sich, die Blässe seines Gesichts machte einer fliegenden Röthe Platz; hoch richtete sich der Künstler auf, und mit einer mächtigen Stimme rief er aus: „Wasser! — Bringt Wasser! — Begießt die Seile!"

Sprachlos starrten Antonia und der alte Handwerker Fontana an. Das Mädchen glaubte Anfangs, daß plötzlicher Wahnsinn den Geliebten ergriffen habe, da fiel ihr Blick auf das Gesicht des alten Werkmanns, und wie erstaunte sie, als sie nach und nach

einige Ruhe in die harten, aber treuen Züge einkehren sah!

Wie von einem Windeswirbel plötzlich bewegt, wimmelte nun ein Theil der Arbeiter durch einander, Wassertonnen waren in wenig Minuten herbeigeschafft. und auf jedem Sparren des Gerüstes kletterten Menschen, an jedem Tau hingen Werkleute mit Kannen und Krügen in den Händen, emsig beschäftigt die Seile zu befeuchten. Fontana hatte während dem die frühere Besonnenheit wieder erlangt. Mit voriger Ruhe stieg er auf dem Gerüst umher und besichtigte Alles; dann begab er sich an seinen Platz. Schon zuckte die Hand, als ob er die Fahne erheben wolle, da fiel sein Auge auf Antonia. Er schien zu zaudern; plötzlich indeß erhob er die Flagge, und schwang sie über dem Haupte. — Kaum war sie enfaltet, als der mächtige Glockenton wieder durch die Lüfte sauste. Ruhig und majestätisch stieg jetzt der Granitkoloß mehrere Fuß empor. Frei schwebend bewegte er sich zur Seite. Eine zweite Fahnenschwingung, ein zweiter Glockenschlag, und langsam nahm er den bestimmten Platz auf dem Piedestale für Jahrhunderte ein.

„Es ist vollbracht!“ rief Fontana, nachdem er wie bewußtlos einige Sekunden schweigend vor sich hingestarrt. Wie außer sich, doch ohne einen Laut

hervorbringen zu können, stürzte Antonia herbei. Sie fiel auf die Knie, und hob sprachlos ihre Arme gen Himmel. Noch schien die Menge nicht zu wissen, daß das Werk gethan sei. Eben sprang der alte Werkmann herbei; er riß Fontana die Fahne aus der Hand, schlang den Griff derselben in ein kleines Seil, und wie ein feuriges Meteor flog nun die rothe Flagge an dem Obelisken empor.

Kaum flatterte das Fähnlein auf der Spitze der ungeheuren Granitnadel, als die Glocke des Kapitols in mächtigen Klängen ertönte. Jetzt ließ sich das Volk nicht länger halten. Ein tausendstimmiges „Viva Fontana! Viva il Maestro!“ stieg in die Lüfte, und eine Glocke nach der andern, die Glocken aller der unzähligen Kirchen Roms stimmten in das Geläute der ehernen Freudenverkünderin des Kapitols.

Bald aber lief ein Gemurmel durch die Menge. „Il santo Patre!“ rief es hier. „Ecco il papa!“ hieß es dort. Aller Augen wandten sich nach dem Balkon über der Hauptthür von St. Peter. „Nieder! — Nieder auf die Kniee!“ riefen hundert Stimmen. Eben ward Sixtus in pontificalibus, die dreifache Krone auf dem Haupte, auf den Balkon getragen. Alle die Tausende, die den Platz bedeckten, stürzten

auf die Kniee. Der Papst erhob segnend die Hände Alle Kanonen der Engelsburg donnerten; es war, als ob die Erde erbebte. —

Die Segenspendung war endlich vorüber. Die Menge wogte wimmelnd durcheinander. Schon waren Hunderte auf dem Heimwege, da rief eine einzelne Stimme: „Nach dem Vatican! Tragt Fontana nach dem Vatican!“ Jubelnd drängte sich das Volk herbei. Alle Bitten des Meisters waren umsonst, er ward im Triumphe auf den Armen der Menge nach dem Palaste getragen.

Schon an der Thüre fand Fontana den Befehl des Papstes, den Ankommenden sogleich vorzulassen. Als der Meister in das Zimmer getreten war, stürzte er auf die Kniee, um den Schuh des Papstes zu küssen. Sixtus reichte ihm die Hand, und hob ihn gütig auf.

„Du hast Deine Aufgabe wacker gelöst!“ sagte der Herrscher; „die kommenden Jahrhunderte werden Deiner gedenken, auch wenn ich nicht, was ich bereits anbefohlen, den Sockel des Monuments mit Deinem Namen zierte. Ich mache Dich überdies zum römischen Ritter, und schenke Dir alles Material, was Du zu Deinem Werke gebraucht. Desgleichen erhältst

Du ein Jahrgehalt, und für Beschäftigung, für Anwendung Deines Talents werde ich sorgen."

„Eure Gnade, heiligster Vater, rührt und beschämt mich!" stammelte Fontana. „Dennoch — o zürnt mir nicht! — hätte ich noch eine Bitte. —

„Die Begnadigung Ranuccio's?" sagte Sixtus lächelnd. „Er hat Deine Bitte überflüssig gemacht, indem er heute Nacht aus der Engelsburg entflohen ist. — Glücklicherweise hat er den Kerkermeister mitgenommen, und mich so des Schmerzes überhoben, einen bis dahin ehrlichen Mann wegen eines Taugenichtses aufknüpfen lassen zu müssen."

Gnädig, indem er ihm nochmals die Hand zum Kuße reichte, entließ Sixtus den Architekten.

„Nun bitte ich Euch heirathet, Herr Fontana, oder vielmehr Herr Ritter!" rief der alte Girolamo, als Antonia, welche den Geliebten mit ihm in dessen Wohnung erwartet hatte, sich aus Fontana's Umarmung losgemacht hatte. „Ich bitte Euch, heirathet lieber heute als morgen. Ihr glaubt gar nicht, was das Heirathen für ein gut Mittel gegen Teufeleien mancherlei Art ist. Ich habe die ärgsten Raufer, Leute die sonst wie brüllende Löwen umhergingen, nach ihrer Verheirathung friedlich wie frischgeschorne Lämmer umherwandeln sehen. — Ginge es nach mir, so

müßte die Polizei alle die Leute, an denen eine gewisse Neigung zu Spektakel und Raufereien vorherrschend wäre, ohne Weiteres ex officio verheirathen. Ich wette darauf, wäre Antonia seit etwa zehn Jahren Eure Gattin gewesen, Ihr hättet, als der Lump sie küssen wollte, den Neffen eines Kardinals nicht an den Baumstamm geworfen, sondern höchstens um Eure Gegenwart ihm bemerkbar zu machen, Euch nach seiner werthen Gesundheit erkundigt. — Darum heirathet, Herr Ritter, heirathet! Das ist ein herrliches Beruhigungsmittel."

Lange redete Girolamo noch auf diese Weise. Er wußte indeß nicht, daß die Liebenden bereits den Tag ihrer Verbindung festgesetzt hatten, und war hocherfreut zu vernehmen, daß die Hand des Priesters sie noch im Laufe desselben Monats vereinigen würde.

Dieß war auch wirklich der Fall, und Girolamo erlebte noch die Freude, den Kindern Fontana's, als sie heranwuchsen, die weisen Lehren, die er dem Vater gegeben hatte, in mannigfachen Variationen wiederholen zu können.

Inhalt.

